

21. Jg. | Heft 1 | 2020

Zeitschrift für Qualitative Forschung

Schwerpunkt Qualitative Online-Forschung Methodische und methodologische Herausforderungen

herausgegeben von
Thomas Schmidt-Lux und Monika Wohlrab-Sahr

Schwerpunkt
Digitale Dokumente und Soziologie der digitalen Analyse
Digitale Datenimporte. Onlinesuchen als kooperative Praktiken
Videographie im Wandel

Freier Teil
Dating-Apps im intersubjektiven Geschehen
Subjektivation in einer imaginierten Leistungsgemeinschaft
Umgang mit dem Zirkel. Videographien im Vergleich
Das Lehrtagebuch in der praxeologischen Lehrforschung

Zeitschrift für Qualitative Forschung

herausgegeben von: Prof. em. Dr. Ralf Bohnsack (Freie Universität Berlin), Prof. Dr. Jörg Frommer (Universität Magdeburg), Prof. em. Dr. Heinz-Hermann Krüger (Universität Halle-Wittenberg), Prof. Dr. Heike Ohlbrecht (Universität Magdeburg), Prof. Dr. Nicolle Pfaff, (Universität Duisburg-Essen), Prof. Dr. Aglaja Przyborski (Bertha von Suttner Privatuniversität St. Pölten), Prof. Dr. Jürgen Raab (Universität Koblenz-Landau)

Geschäftsführender Herausgeber: Prof. Dr. Jürgen Raab (Universität Koblenz-Landau), raab@uni-landau.de

Redaktion Schwerpunkt und Freier Teil: Dr. Lisa Janotta (Technische Universität Dresden), redaktion@zqf-zeitschrift.de – <https://zqf.budrich-journals.de>

Redaktion Rezensionen: Dr. Nora Friederike Hoffman (Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg), rezeption@zqf-zeitschrift.de

Lektorat: Kevin Maier M.A. und Rouven Wagner (Universität Koblenz-Landau)

Dank für Druckkostenbeihilfe und Finanzierung der redaktionellen Arbeit an: ZSM Zentrum für Sozialweltforschung und Methodenentwicklung an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, Medizinische Fakultät der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, Fakultät Bildungswissenschaften der Universität Duisburg-Essen

Wissenschaftlicher Beirat:

Soziologie und Kulturwissenschaften:

Prof. em. Dr. Beate Kraus (Technische Universität Darmstadt), PD Dr. Ulrike Nagel (Universität Magdeburg), Prof. em. Dr. Ulrich Oevermann (Universität Frankfurt a.M.), PD Dr. Andrzej Piotrowski (Universität Łódź), Prof. em. Dr. Ursula Rabe-Kleberg (ehemalige Herausgeberin, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg), Prof. em. Dr. Gerhard Riemann (Technische Hochschule Nürnberg Georg Simon Ohm), Prof. em. Dr. Fritz Schütze (ehemaliger Herausgeber, Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg), Prof. em. Dr. Hans-Georg Soeffner (Universität Konstanz/Kulturwissenschaftliches Institut Essen), Prof. Dr. Monika Wohlrab-Sahar (Universität Leipzig)

Erziehungswissenschaft:

Prof. Dr. Dr. Peter Alheit (Universität Göttingen), Prof. Dr. Manuela du Bois-Reymond (Universität Leiden), Prof. Dr. Jutta Ecarius (Universität Köln), Prof. Dr. Barbara Friebertshäuser (Universität Frankfurt a.M.), Prof. em. Dr. Detlef Garz (Universität Mainz), Prof. em. Dr. Werner Helsper (Universität Halle)

Psychologie und Gesundheitswissenschaften:

Prof. Dr. Brigitte Boothe (Universität Zürich), Prof. Dr. Uwe Flick (Freie Universität Berlin), Prof. Dr. Markus Herrmann (Universität Halle-Wittenberg/Universität Magdeburg), Prof. Dr. Hans-Dieter König (Universität Frankfurt a.M.), Prof. em. Dr. Marianne Leuzinger-Bohleber (Universität Kassel), Prof. Dr. Jürgen Straub (Ruhr-Universität Bochum)

Verlag Barbara Budrich GmbH

Stauffenbergstr. 7, D-51379 Leverkusen, Tel. +49 (0)2171.79491-50, Fax +49 (0)2171.79491-69
info@budrich-journals.de – www.budrich-journals.de – www.budrich.de

Das Jahresabonnement print kostet für Privatpersonen 49,90 €, für Institutionen 54,00 €, für Studierende 36,00 € jeweils zzgl. Versandkosten. Für Studierende gibt's das Kombi-Abo auch für 38,00 € (print + digital) kostet 54,00 € zzgl. Versandkosten. Mehrplatzlizenzen (institutionelles Kombi-Abo) über IP-Adressen 83,00 €. Ein Einzelheft kostet 32,00 € zzgl. Versandkosten, ein Doppelheft kostet 64,00 € zzgl. Versandkosten. Ein Einzelbeitrag im Download kostet 5,00 €. Abonnements-Kündigungen bitte schriftlich an den Verlag. Kündigungsfrist drei Monate zum Jahresende.
Anzeigenverwaltung beim Verlag.

© 2020 Verlag Barbara Budrich Opladen, Berlin & Toronto
Druck und Verarbeitung: paper & tinta, Warschau, Printed in Europe

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages vervielfältigt oder verbreitet werden. Unter dieses Verbot fällt insbesondere die gewerbliche Vervielfältigung per Kopie, die Aufnahme in elektronische Datenbanken und die Vervielfältigung auf CD-ROM und allen anderen elektronischen Datenträgern.

ISSN 2196-2138 (ISSN 1438-8324 (bis einschl. Jg. 13)), ISSN Online 2196-2146

Inhaltsverzeichnis

Schwerpunkt

<i>Thomas Schmidt-Lux</i> <i>Monika Wohlrab-Sahr</i>	Qualitative Online-Forschung Methodische und methodologische Herausforderungen	3
<i>Vanessa Wein</i>	Digitale Dokumente und Soziologie der digitalen Analyse. Zur Repräsentation entfernter Gebrauchsweisen	13
<i>Ronja Trischler</i>	Digitale Datenimporte. Onlinesuchen als kooperative Praktiken Beobachten	37
<i>Marcel Woznica</i>	Videographie im Wandel. Zur Analyse des mediatisierten Alltagsraumes mittels mobiler Erhebungsinstrumente	53

Freier Teil

<i>Matthias Völcker</i> <i>Sascha Landeck</i> <i>Katharina Poltze</i> <i>Melanie Schreck</i> <i>Denise Heinemeyer</i>	Dating-Apps im intersubjektiven Geschehen. Tinder, Grindr und Co. als Optionen der Beziehungsinitiierung	69
<i>Niels Uhlendorf</i>	Subjektivation durch Zugehörigkeit zu einer imaginierten Leistungsgemeinschaft. Eine diskurs- und biografieanalytische Studie zu Wettbewerbs- und Optimierungsdruck im Kontext von Migration	87

<i>Irene Leser</i>	Umgang mit dem Zirkel. Methodologische Grundannahmen und methodische Verfahrensweisen der pädagogisch- phänomenologischer Videographie (ppV) und Videointeraktionsanalyse (VIA) im Vergleich	103
<i>Heike Kanter</i>	Dem (eigenen) Lehren ‚auf die Spur‘ kommen: das Tagebuch als Erhebungsmethode im Rahmen einer praxeologischen Erforschung von Lehre	121
Rezensionen		
<i>Susanne Siebholz</i>	Leila Akremi/Nina Baur/Hubert Knoblauch/Boris Traue (Hrsg.): Handbuch Interpretativ forschen	139
<i>Ulrike Mietzner</i>	Michael R. Müller/Hans-Georg Soeffner (Hrsg.): Das Bild als soziologisches Problem. Herausforderungen einer Theorie visueller Sozialkommunikation	144
Autorinnen und Autoren		149
Manuskriptrichtlinien		151
Vorschau auf die kommenden Hefte		154

Thomas Schmidt-Lux und Monika Wohlrab-Sahr

Qualitative Online-Forschung

Methodische und methodologische Herausforderungen

1

Die Diagnose, dass Digitalisierungsprozesse und insbesondere das Internet eine Weltgesellschaft in neuer Weise hervorgebracht haben, ist schon lange zum Allgemeinplatz geworden. Zwar weisen manche Autoren (Nassehi 2019) eher auf Kontinuitäten denn auf einen Epochenwechsel (Baecker 2018) hin, doch an der grundlegenden Feststellung ändert dies wenig: Das Internet hat die bestehenden gesellschaftlichen Strukturen und Sphären unübersehbar beeinflusst und teilweise stark verändert, und diese Prozesse dauern an bzw. gewinnen an Fahrt und formativer Kraft.

Fokussiert werden dabei jeweils unterschiedliche Dimensionen: Die einen betonen vor allem die Dimension der Geschwindigkeit und den Umstand, dass mit Internet und online-Kommunikation das Tempo des gesellschaftlichen Lebens teilweise massiv zugenommen habe. Das gelte für interpersonale Kommunikation ebenso wie für den Strom von Waren unterschiedlichster Art: Alles wird schneller, kommt schneller an und will schneller bearbeitet werden (Rosa 2017). Andere verweisen auf nochmals gestiegene wechselseitige Abhängigkeiten und Interdependenzen, die jene von Norbert Elias beschriebenen Verflechtungsprozesse fast exponentiell verschärften (Floridi 2015). Und wiederum Andere betonen die mit der Digitalisierung einhergehende verstärkte Visualisierung des sozialen Lebens, d.h., dass Visuelles und visuelle Medien eine deutlich wichtigere Stellung in privaten wie öffentlichen Räumen einnehmen. Plattformen wie Instagram sind nur der sichtbare Ausdruck solcher Prozesse, auch andere (traditionale) Medien sind von dieser Entwicklung betroffen (Reckwitz 2017).

In solchen Zusammenhängen wird häufig proklamiert, dass die alte Unterscheidung von privat und öffentlich unterminiert werde und – wo noch vorhanden – ihr Gesicht verändere. Nicht zuletzt mit Plattformen wie Facebook und Instagram seien bisherige Hinterbühnen zunehmend zu Orten der Selbstdarstellung im Alltag geworden, während Orte der Privatheit immer seltener würden. Zudem bliebe kaum eine unserer Online-Aktivitäten unbemerkt: Auch wenn nicht alle dadurch generierten Daten sofort öffentlich würden, verblieben viele personenbezogene Daten eben nicht mehr im Privaten, sondern gelangten – mal mehr, mal weniger transparent – an Dritte (Morozov 2011; Mämecke/Passoth/Wehner 2017). Und schließlich wird auf die Konsequenzen für herkömmliche Wissensordnungen

verwiesen: das Entstehen zahlreicher Wissens- und Informationsenklaven mit ihren je spezifischen ‚Wahrheiten‘ und die damit einhergehende Unterminierung ‚allgemeiner‘ Wissensbestände und ‚Wahrheiten‘ (Pariser 2012). Dies hat Konsequenzen, was die generelle Einschätzung der modernen Gesellschaft angeht. Während die einen, gerade zu Zeiten des erst aufkommenden Netzes, dieses als Versprechen auf Freiheit und Liberalisierung von Gesellschaften ansahen (Benkler 2006; Shirky 2008), mehren sich nun die Stimmen, die von einer digitalen Überwachungsgesellschaft sprechen (Zuboff 2019).

Vieldiskutiert sind zudem die Konsequenzen in räumlicher Hinsicht. Zwar haben sich Positionen schnell als naiv erwiesen, die das Internet als Raum des Virtuellen und im Grunde alle Grenzen und Distanzen eindampfendes Medium ansehen. Einigkeit besteht aber wohl im Verweis auf die raumbezogenen Effekte von Online-Kommunikation (vgl. Miller 2012): Orte rücken näher, Communities konstituieren sich über große Entfernung und jenseits reiner face-to-face-Kommunikation, Informationen aus weit entfernt liegenden Gebieten erreichen schnell globale Verbreitung.

2

Manche soziologische Perspektive konzentriert sich bei diesen Entwicklungen auf den Zugewinn (zahlreicher) metrischer Daten, die auch sozialwissenschaftlicher Analyse zugänglich wären. Gefordert wird im Zuge dessen eine verstärkte Zusammenarbeit der Soziologie mit Disziplinen wie Psychologie, Ökonomie und Informatik, um die produzierte Menge von Big Data angemessen und vor allem mit mathematisch-statistischen Methoden analysieren zu können (Diekmann 2016). Zugleich ist aber klar, dass aus einer solchen Perspektive nicht der gesamte ‚Phänomenbereich Digitalisierung‘ und vielleicht nicht einmal dessen soziologisch wichtigster Teil erfasst ist. Vielmehr kommen mit den oben umrissenen Entwicklungen Fragen auf, die einen sinnverstehenden und soziologisch theoretisierenden Zugang verlangen. Dies erfordert nicht zuletzt qualitative Methoden und rekonstruktive Zugänge. Diese zielen, um mit einem Autor der vor-digitalen Zeit zu sprechen, auf die „Kulturbedeutung“ (Max Weber 1968: 180f.) des Digitalen. Denn vor allem sich im Zuge digitaler Zugänge und Medien formierende neue Wahrnehmungen des Sozialen und damit zusammenhängende neue Figurationen und Interpretationen von Welt werden nicht allein durch die nun vorhandenen metrischen Daten erkundet werden können. Diese bieten zweifellos wichtiges und aufschlussreiches Material zu spezifischen Phänomenen, die dann aber weiterhin – und nicht zuletzt mit anderen empirischen Daten und Methoden – erschlossen, interpretiert und verstanden sein wollen.

3

In der Tat findet eine solche Forschung qualitativer Art schon seit Jahrzehnten statt. Beteiligt sind daran unterschiedliche Disziplinen mit jeweils spezifischen

und über die Zeit sich auch verschiebenden Interessen. Nicht nur für den deutschsprachigen Raum kann man sagen, dass etwa die Kommunikationswissenschaften eher als die Soziologie die Tragweite dieser Entwicklungen erkannt haben (so auch Farrell/Petersen 2010 für die USA), die Soziologie nun aber seit geraumer Zeit aufholt, und zwar in theoretischer Hinsicht, wie auch bei der empirischen Forschung. Von dem bei Diekmann noch etwas alarmistisch ausgerufenen Verschlagen zeitgenössischer Entwicklungen kann insofern kaum noch die Rede sein.

Gleichwohl ist das Feld qualitativer Forschung zum Digitalen sehr divers, was auch mit den disziplinären Trennungen zusammenhängt. Sehr unterschiedlich fallen etwa derzeit erscheinende Handbuchbeiträge zu „Online Research Methods“ und Ähnlichem aus (vgl. Schweiger/Beck 2010; Tracy 2012; Welker/Taddicken/Schmidt/Jacob 2014; Silverman 2016; Baur/Blasius 2014), und dies sowohl in Bezug auf die thematischen Schwerpunkte, als auch und vor allem im Hinblick auf die verwendeten Methoden. Die Fragen, wovon wir eigentlich ausgehen können und was Stand und Prämissen der derzeit existierenden Forschung sind, lassen sich daher nicht einfach beantworten. Dies gilt zweifellos auch für andere Forschungsfelder; bei Online-Forschungen scheint es aber besonders ausgeprägt. Einerseits lassen sich Anzeichen dafür finden, dass das Feld der qualitativen Online-Forschung schon routiniert prozessiert; andererseits finden sich immer wieder Diagnosen des Anfangs und eines grundsätzlichen Reflexionsbedarfs. Das liegt sicherlich auch daran, dass sich ‚das Feld‘ konstant in Bewegung befindet, in schneller Abfolge technische Neuerungen erscheinen und demzufolge sich auch die Forschung massiv diversifiziert. Aber es hängt möglicherweise auch mit methodischen Fragen zusammen.

4

Sieht man sich das Feld qualitativer Online-Forschung genauer an, ist erkennbar, dass bestimmte Methoden hier eher vertreten sind als andere, sich also mit der digitalen Transformation der Gesellschaft auch im Feld qualitativer Methoden selbst Verschiebungen ergeben haben.

Insbesondere sich als ethnografisch verstehende Methoden und Zugänge sind dabei weit verbreitet. Vergleichsweise früh prägte Robert Kozinets den Ausdruck „Netnography“ für ein von ihm vorgeschlagenes Programm, das (potentiell) eine ganze Reihe unterschiedlicher Zugänge vereinte, im Kern jedoch – analog zur bisherigen ethnografischen Forschung – die möglichst gegenstandsnahe und zugleich auf weitgehend natürlichen Daten beruhende Erforschung des Digitalen meinte (zuletzt Kozinets 2015). Ein solches Grundverständnis geht mittlerweile weit über Kozinets hinaus, verbunden mit den üblichen Binnendifferenzierungen (vgl. Hine 2018). Sicherlich aber war die prinzipielle Ausrichtung der sich als Ethnograf*innen verstehenden Forscher*innen auf Neues, noch Unbekanntes und auch scheinbar Abseitiges hilfreich, um gerade beim Aufkommen des Netzes und seiner neuen Gesellungsformen früh mit ersten Forschungen zu beginnen und in der Folge die dabei gewonnenen Erkenntnisse auch zur Verfeinerung der angewandten Methoden nutzen zu können.

Ebenfalls verbreitet sind qualitative Methoden, die mit visuellen Daten arbeiten. Hier entwickelten sich in gewisser Weise Untersuchungsfeld und Untersu-

chungsinstrumente parallel. In dem Maße, wie etwa der Einsatz videografischer Methoden einfacher (weil kostengünstiger) wurde, nahm auch die Verwendung solcher Medien in der Alltagswelt zu und damit bald auch deren Verbreitung im Internet. Der „iconic turn“ der 1990er Jahre traf (vielleicht nicht zufällig) mit dem Aufstieg des Digitalen zusammen. Bildanalytische Verfahren sind so immer auch schon mit dem Umstand konfrontiert und zugleich vertraut, dass eine der Hauptfolgen von Digitalisierung die zunehmende Präsenz und Bedeutung visueller Medien ist (Bohnsack/Michel/Przyborski 2015), und mindestens der Einbezug solcher Daten in den Forschungsprozess wird künftig eher zu- als abnehmen.

Eher selten sind derzeit methodische Zugänge auszumachen, die stark (bzw. noch stärker als die eben diskutierten) an mündliche Sprache gekoppelt sind. Allenfalls das Instrument der Gruppendiskussion und daran anschließende Verfahren wie etwa die Dokumentarische Methode sind im Feld der Online-Forschung wahrnehmbar. Dies geschieht entweder über online vorgenommene Gruppendiskussionen (Schiek/Ullrich 2019) oder als Versuch, vor dem Hintergrund dieses Formates online ablaufende natürliche Diskussionen, etwa in Kommentarspalten oder Foren, zu analysieren (Kuhn 2014; Schmidt-Lux 2017). Noch seltener sind jedoch Projekte, die etwa narrationsanalytisch verfahren oder mit ‚klassischen‘ Interviews arbeiten, obgleich dies denkbar und durchaus sinnvoll wäre (man denke etwa an die zahlreichen Youtube-Videos, in denen Personen ihre – oft problemzentrierten – Lebensgeschichten erzählen; vgl. dazu Woltersdorff 2013). Anscheinend verknüpfen sich hier aber Konjunkturen von Methoden mit Konjunkturen inhaltlicher Schwerpunktsetzungen und unterschiedlicher Eignung der Zugänge.

5

Eine damit verknüpfte Grundfrage bleibt weiterhin, ob mit den digitalen Entwicklungen einhergehende, neue soziologische Fragen mit den bisher vorrangig praktizierten Methoden überhaupt bearbeitet werden können oder vielmehr nach neuen Zugängen verlangen. Es lässt sich hier eine Konfliktlinie ausmachen zwischen „Online ist auch nichts Neues und muss ganz normal behandelt werden“ und „Online ist etwas Spezifisches und braucht neue Methoden“.

Einige Autorinnen plädieren hier für die Verwendung erprobter Instrumente. So konstatierte erst kürzlich Christine Hine (2018), dass auch beim Forschen zu und in digitalen Feldern die grundsätzlichen Herausforderungen für Ethnograph*innen bestehen blieben: „The key ethnographic principle, of developing understanding through participation and through a progressive collection of data and focusing of enquiry, remains consistent with more traditional approaches“ (Hine 2018, S. 259). Methodologisch, so Hine, würden sich kaum grundsätzlich neue Herausforderungen ergeben, gleichwohl würde aber die Anpassung auch bisher gestellter Fragen (Was ist mein Feld? Wie erlange ich Zugang? Wo ist meine Position?) an neue Umgebungen erforderlich. Annette Markham sieht stattdessen einen „*sea change* in how we understand and study the social because of the impact of the digital“ (Markham 2017, S. 651).

Tatsächlich scheinen derzeit Forschungen und Zugänge zu überwiegen, die sich zwischen diesen Polen verorten. Forschungen also, die einerseits eingeübte und erprobte Verfahren und Auswertungsmethoden weiterführen, sie jedoch auf

neue (eben auch digitale) Felder übertragen und in diesem Zuge neu justieren. Ob dies dann jeweils tatsächlich etwas Neues ist, auch wenn es mitunter so ausgeflaggt wird, wäre im Einzelfall zu prüfen. Qualitative Forschung hat aber ohnehin selten so funktioniert, dass man jeweils nur eine spezifische Methode verwenden musste und nach einem bis ins Letzte vorgezeichnetem Plan vorgehen konnte (vgl. auch Knoblauch 2013; Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014). Vielmehr musste das eigene Vorgehen im Grunde schon immer mit dem zu erforschenden Feld, seinen Zugängen und Akteuren, den spezifischen Fragestellungen und den zur Verfügung stehenden Ressourcen abgeglichen und im Zuge der Forschung ggfs. angepasst werden. Insofern ist damit auch bei Forschungen zum Digitalen meist nicht das interpretative Vorgehen im Kern etwas Neues, sondern eher die Bestimmung des Feldes und des empirischen Materials, dessen Kontext, die Verknüpfung von Text und Bildlichkeit etc.

Ein Teil der Arbeiten erweitert daher mit im Grunde eingeübten Mitteln und Verfahren ihre Perspektive auf nun online ablaufende Kommunikationen in Foren oder Blogs und bringt damit interessante Ergebnisse hervor. Dazu gehören etwa Studien, die primär diskursanalytisch vorgehen (Reicher 2012; Kuhn 2014), in diesem Zusammenhang aber nicht selten methodologische Überlegungen zur Spezifik des Kommunikationsortes Internet anstellen (Fraas/Pentzold 2008).

Andere stehen möglicherweise vor größeren methodischen Herausforderungen. Hier ist etwa an Projekte zu denken, die stark oder ausschließlich mit visuellen Daten arbeiten (Pauwels 2012). Deren Bedeutung im Sinne von Produktion, Verbreitung und Rezeption hat im Zuge von Digitalisierungsprozessen zweifellos zugenommen, und tatsächlich entwickeln sich auf diesem Feld eine ganze Reihe vielversprechender Methoden und Zugänge. Prominent ist hier sicherlich die Videoanalyse in ihren unterschiedlichen Formen (Tuma/Schnettler/Knoblauch 2013; Knoblauch 2011), sie ist aber nur eine Variante des Umgangs mit dem Visuellen (vgl. Pennington 2017). Es lassen sich auch Erweiterungen in dem Sinne finden, dass etwa im Rahmen teilnehmender Methoden gemeinsam mit den beforschten Personen visuelle Daten wie Fotos, Videos oder Ausstellungen produziert werden (vgl. Gubrium/Harper 2016).

Tatsächlich neu ist in jedem Fall die Herausforderung, die im Grunde immer bestehenden Verbindungen zwischen Online und Offline zu beachten und systematisch im Blick zu behalten (Beneito-Montagut 2011; vglw. früh Wellman 2004). Die Untersuchung spezifischer sozialer Gruppen und Kontexte ohne Berücksichtigung des Digitalen scheint kaum mehr angemessen: „[W]e found ourselves pulled into online spaces because that was where our participants were“ (Hallett/Barber 2014, S. 314). Welche Schwerpunkte dabei gesetzt werden, ist von Erkenntnisinteresse und Spezifik des Forschungsgegenstandes abhängig.

6

Wo liegen künftige Herausforderungen qualitativer Forschung zum Digitalen? Eine Herausforderung besteht sicherlich darin, dass das Feld des Digitalen als ein *moving target* beschrieben werden kann, das sich dauernd ändert und beständig Neues hervorbringt. Dies jeweils Neue soll und will dann verstanden werden, ohne dass man unter Umständen die bisherigen Entwicklungen schon gut analysiert

hat. Kurz gesagt, das digitale Feld ist ein Feld mit hoher Eigengeschwindigkeit und Innovationskraft, bei der Forschende Gefahr laufen, beides zu sehr oder zu direkt in das eigene Arbeiten zu übernehmen.

Damit geht die Gefahr einher, gerade die aktuellen Entwicklungen eher beschreibend und stark entlang des Phänomens zu erforschen. Es liegt dabei nahe, durchaus interessante Daten ‚einfach‘ zu sammeln, ohne dies mit spezifischen Fragen an das Material zu verbinden (ähnlich Gray 2018, S. 559). Dies berührt auch die Frage an das eigene Forschen, weshalb genau das von mir gewählte Phänomen relevant ist, was es für (neue) Erkenntnisse verspricht und wo die Verbindungen zur bisherigen Forschung liegen.

Damit ist die theoretische Dimension des qualitativen Forschens aufgerufen. Die Frage, wo Theorie und Theoretisierung des soziologischen Arbeitens beginnen, ist offenkundig umstritten. Doch auch wenn man – sinnvollerweise – unter Theorie nicht nur auf Gesellschaft abzielende Großtheorien versteht (vgl. Alexander 1987), besteht die Herausforderung, empirische Einzelbefunde an laufende Theoriediskussionen und dann auch an gesellschaftstheoretische Diskussionen anzuschließen. So ‚großspurig‘ auch vielleicht die Frage nach der etwaigen digitalen Gesellschaft erscheinen mag, so wichtig ist es doch, nach Antworten auf diese Frage zu suchen, und das nicht zuletzt mittels qualitativer Forschung. Dass es dafür Bedarf und daran Interesse gibt, zeigte zuletzt die hoffnungslos ausgebuchte Gründungsveranstaltung des Arbeitskreises „Digitalisierung und soziologische Theorie“. Insbesondere in diesem Feld gilt es Verbindungen auszuloten, nämlich die intensive Erforschung von Phänomenen ‚im Kleinen‘ und deren Rückbindung an ‚große‘ Theorien (vgl. Wohlrab-Sahr 2015).

Dazu ist es aber wichtig, und das ist ein Grundkriterium qualitativer Forschung, klar zu markieren, wo und wie der Interpretationsprozess am Material eigentlich einsetzt. Zu oft ist nur die Rede vom Kodieren, und es bleibt unklar, wo eigentlich der Transformationsprozess von ‚einfachen Daten‘ hin zu einem interpretierten Befund stattgefunden hat. Diesen Vorgang immer wieder auszuschreiben – bei aller Geschwindigkeit und Faszination im Feld und beim eigenen Forschen – bleibt gerade in diesem Gebiet wichtige Grundvoraussetzung für gelingende und anschlussfähige Forschung.

7

All diesen Fragen und Herausforderungen kann allein in einem Heft natürlich nicht nachgegangen werden. Gleichwohl soll damit ein weiterer Baustein und Diskussionsvorschlag geliefert werden. Die drei Beiträge decken dabei ein methodisches Spektrum ab, wobei ein Schwerpunkt in ethnografischen Vorgehensweisen erkennbar ist.

Vanessa Wein geht in ihrem Beitrag der Arbeit von IT-Expert*innen nach und untersucht insbesondere die in deren Arbeitsfeldern zahlreich hervorgebrachten Analysereports und vergleichbare digitale Dokumente. Im Mittelpunkt ihrer Analyse stehen diese Dokumente und damit verbunden die Frage, wie man sich diesen methodisch nähern kann. Die eingeführte Methode der Dokumentenanalyse wird dabei auf ihren Transformationsbedarf hin befragt und exemplarisch deren *Procedere* und *Ertrag* im Digitalen vorgeführt.

Ronja Trischler rückt mit ihrem Aufsatz näher an die Soziologie des Visuellen heran. Sie fragt danach, welche Rolle digitale Daten und dabei insbesondere Bilder bei visual-effects-Produzent*innen spielen. Dabei zeigt sich, dass diese Bilder nicht nur bloßes Arbeitsmaterial sind, sondern über mediale Übersetzungen in unterschiedlichen Kontexten und Weisen wirksam werden. Adressiert werden damit auch die Frage nach online/offline-Verbindungen und die methodischen Herausforderungen ihrer Erforschung.

Marcel Woznica schließlich geht der Rolle des Digitalen jenseits arbeitspraktischer Zusammenhänge nach. Teilnehmend beobachtet er Praktiken des Pokémon-Go-Spielens im öffentlichen Raum. Dabei fokussiert er vor allem auf die methodischen Herausforderungen, eine solche mediatisierte Praxis angemessen erforschen zu können. Inhaltlich erweist sich dabei Goffmans Rahmenanalyse als ertragreich, wenn sie in Bezug auf digitale Lebenswelten eine angemessene Erweiterung erfährt.

Literatur

- Alexander, J.C. (1987): *Twenty lectures*. New York.
- Baecker, D. (2018): *4.0 oder Die Lücke die der Rechner lässt*. Leipzig.
- Baur, N./Blasius, J. (Hrsg.) (2014): *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-18939-0>
- Beneito-Montagut, R. (2011): *Ethnography goes online. Towards a user-centred methodology to research interpersonal communication on the internet*. In: *Qualitative Research*, 11. Jg., H. 6, S. 716–735. <https://doi.org/10.1177/1468794111413368>
- Benkler, Y. (2006): *The wealth of networks. How social production transforms markets and freedom*. New Haven.
- Bohnsack, R./Michel, B./Przyborski, A. (Hrsg.) (2015): *Dokumentarische Bildinterpretation. Methodologie und Forschungspraxis*. Leverkusen.
- Diekmann, A. (2016): *Die Gesellschaft der Daten*. In: *Süddeutsche Zeitung*, 25.11. <https://www.sueddeutsche.de/kultur/geisteswissenschaften-die-gesellschaft-der-daten-1.3178096> (22. Februar 2020)
- Farrell, D./Peterson, J.C. (2010): *The Growth of Internet Research Methods and the Reluctant Sociologist*. In: *Sociological Inquiry*, 80. Jg., H. 1, S. 114–125. <https://doi.org/10.1111/j.1475-682X.2009.00318.x>
- Floridi, L. (2015): *Die 4. Revolution. Wie die Infosphäre unser Leben verändert*. Berlin.
- Fraas, C./Pentzold, C. (2008): *Online-Diskurse. Theoretische Prämissen, methodische Anforderungen und analytische Befunde*. In: Warnke, I./Spitzmüller, J. (Hrsg.): *Methoden der Diskurslinguistik. Sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene*. Berlin, S. 291–326.
- Gray, D.E. (2018): *Doing research in the real world*. 4th edition. London.
- Gubrium, A./Harper, K. (2016): *Participatory visual and digital methods*. New York. <https://doi.org/10.4324/9781315423012>
- Hallett, R.E./Barber, K. (2014): *Ethnographic Research in a Cyber Era*. In: *Journal of Contemporary Ethnography*, 43. Jg., H. 3, S. 306–330. <https://doi.org/10.1177/0891241613497749>
- Hine, C. (2018): *Virtual Ethnography. Modes, Varieties, Affordances*. In: Fielding, N.G./Lee, R.M./Blank, G. (Hrsg.): *The SAGE Handbook of Online Research Methods*. London, S. 257–270. <https://doi.org/10.4135/9780857020055.n14>
- Knoblauch, H. (2011): *Videoanalyse, Videointeraktionsanalyse und Videographie. Zur Klärung einiger Missverständnisse*. In: *Sozialer Sinn*, 12. Jg., H. 1, S. 139–147. <https://doi.org/10.1515/sosi-2011-0107>

- Knoblauch, H. (2013): Qualitative Methoden am Scheideweg. Jüngere Entwicklungen der interpretativen Sozialforschung. In: *Historical Social Research*, 38. Jg., H. 4, S. 257–270.
- Kozinets, R.V. (2015): *Netnography. Redefined*. 2. Auflage London.
<https://doi.org/10.1002/9781405165518.wbeos0782>
- Kuhn, O.E. (2014): Alltagswissen in der Krise. Über die Zurechnung der Verantwortung für die Finanzkrise. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-04724-5>
- Mämecke, T./Passoth, J.-H./Wehner, J. (2017): Bedeutende Daten. Modelle, Verfahren und Praxis der Vermessung und Verdatung im Netz. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-11781-8>
- Markham, A.N. (2017): Ethnography in the Digital Internet Era. In: Denzin, N.K./Lincoln, Y.S. (Hrsg.): *The SAGE handbook of qualitative research*. London, S. 650–668.
- Miller, D. (2012): Das wilde Netzwerk. Ein ethnologischer Blick auf Facebook. Berlin.
- Morozov, E. (2011): *The Net Delusion. The Dark Side of Internet Freedom*. New York.
- Nassehi, A. (2019): *Muster. Theorie der digitalen Gesellschaft*. München.
<https://doi.org/10.17104/9783406740251>
- Pariser, E. (2012): *Filter Bubble. Wie wir im Internet entmündigt werden*. München.
<https://doi.org/10.3139/9783446431164>
- Pauwels, L. (2012): *Visual Sociology Reframed. An Analytical Synthesis and Discussion of Visual Methods in Social and Cultural Research*. In: Dicks, B. (Hrsg.): *Digital qualitative research methods*. Los Angeles, S. 179–211.
- Pennington, D.R. (2017): Coding of Non-Text Data. In: Sloan, L./Quan-Haase, A. (Hrsg.): *The SAGE handbook of social media research methods*. London, S. 232–250.
<https://doi.org/10.4135/9781473983847.n15>
- Przyborski, A./Wohlrab-Sahr, M. (2014): Forschungsdesigns für die qualitative Sozialforschung. In: Baur, N./Blasius, J. (Hrsg.): *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. Wiesbaden, S. 117–133. https://doi.org/10.1007/978-3-531-18939-0_6
- Reckwitz, A. (2017): *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*. Berlin https://doi.org/10.1007/978-3-658-21050-2_2
- Reicher, D. (2012): 'Interethnic Alliances' and National We-Images. An Analysis of Internet Fora Related to Sport and Migration. In: Höllinger, F./Hadler, M. (Hrsg.): *Crossing Borders, Shifting Boundaries. National and Transnational Identities in Europe and Beyond*. Frankfurt a.M.
- Rosa, H. (2017): Resonanzen im Zeitalter der Digitalisierung. In: *MedienJournal*, 41. Jg., H. 1, S. 15–25 <https://doi.org/10.24989/medienjournal.v41i1.346>
- Schiek, D./Ullrich, C.G. (2019): Gruppendiskussionen in Internetforen. Untersuchung zu einem neuen Instrument der qualitativen Datenerhebung. München.
- Schmidt-Lux, T. (2017): *Gerechte Strafe. Legitimationskonflikte um vigilante Gewalt*. Weinheim.
- Schweiger, W./Beck, K. (2010): *Handbuch Online-Kommunikation*. Wiesbaden.
<https://doi.org/10.1007/978-3-531-92437-3>
- Shirky, C. (2008): *Here comes everybody. The power of organizing without organizations*. London.
- Silverman, D. (Hrsg.) (2016): *Qualitative research*. London.
- Tracy, S.J. (2012): *Qualitative research methods. Collecting evidence, crafting analysis, communicating impact*. 2. Auflage Hoboken.
- Tuma, R./Schnettler, B./Knoblauch, H. (2013): *Videographie. Einführung in die interpretative Videoanalyse sozialer Situationen*. Wiesbaden.
- Weber, M. (1968): *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, hg. von J. Winckelmann. Tübingen.
- Welker, M./Taddicken, M./Schmidt, J.-H./Jacob, N. (Hrsg.) (2014): *Handbuch Online-Forschung. Sozialwissenschaftliche Datengewinnung und -auswertung in digitalen Netzen*. Köln.
- Wellman, B. (2004): Connecting Communities. On and Offline. In: *Contexts*, 3. Jg., H. 4, S. 22–28. <https://doi.org/10.1525/ctx.2004.3.4.22>

-
- Wohlrab-Sahr, M. (2015): Theorie fürs Große, Methoden fürs Kleine? Überlegungen zum methodisch gestützten Stabhochsprung in der Kultursoziologie. In: *Sociologia Internationalis*, 53. Jg., H. 1, S. 1–19. <https://doi.org/10.3790/sint.53.1.1>
- Woltersdorff, V. (2013): Going Public – Going Media. Über den medialen Wandel schwuler Coming-Out-Inszenierungen seit Stonewall. In: Regener, S./Köppert, K. (Hrsg.): *Privat/öffentlich. Mediale Selbstentwürfe von Homosexualität*. Wien, S. 89–110.
- Zuboff, S. (2019): *The age of surveillance capitalism. The fight for a human future at the new frontier of power*. New York.

Vanessa Wein

Digitale Dokumente und Soziologie der digitalen Analyse

Zur Repräsentation entfernter Gebrauchsweisen

Digital Documents and the Sociology of Digital Analysis

On Remote Usages and their Representation.

Zusammenfassung

Der vorliegende Artikel operiert auf zwei Ebenen. Erstens illustriert er eine Möglichkeit, wie Sozialforschung ‚Big Data‘ in den Griff bekommen kann. Das gelingt ihr nicht, indem sie mit der im IT-Feld praktizierten Datenanalyse konkurriert. Stattdessen kann sie diese Analyse selbst, ihre Analyse-dokumente und das darin zum Ausdruck kommende Wissen zum Gegenstand machen. Am Beispiel eines Webanalyse-reportes wird gezeigt, wie bei der soziologischen Auswertung praktisch verfahren wurde, und es werden erste Ergebnisse skizziert. Zweitens bietet der Artikel, vom konkreten empirischen Fall abstrahierend, eine Antwort auf die methodische Herausforderung, die sich der Soziologie angesichts der weit fortgeschrittenen Digitalisierung stellt. Sozialforschung sieht sich mit einer schnell wachsenden Anzahl digitaler Dokumente konfrontiert. Der Artikel systematisiert Erfahrungswissen zum praktischen Umgang u.a. mit Akten, Texten und Bildern in der qualitativen Sozialforschung und erarbeitet daraus vier Dimensionen von Dokumenten. Zum einen solche, die in der ‚klassischen‘ Dokumentenanalyse zentral sind, neben dem Gebrauch ist das ihre textliche Performativität, und andererseits solche, die in der soziologischen Forschung bislang eher implizit oder jenseits des dokumentenanalytischen Diskurses Beachtung gefunden haben: nämlich die grafisch-visuelle Performativität und die Materialität.

Abstract

The following article operates on two levels: Firstly, it illustrates the ways social research can manage ‚Big Data‘. This is not achieved by competing with the kind of data analysis practiced within the field of IT, but rather by scrutinizing the analysis itself, its documents, and the knowledge incorporated therein. Taking a web analysis report as an example, the article shows just how the sociological analysis takes place in practice. It further outlines first results of this insight. Secondly, turning from specific empirical cases towards the abstract, it tries to find an answer to the methodological challenges Sociology faces in light of far advanced digitalization. Empirical social research is confronted with a fast-growing number of digital documents. The article seeks to systemize practical knowledge on how qualitative social research deals with, among others, records, papers, and images. Four dimensions of documents are specified: On the one hand, those that are crucial in ‚classical‘ document analysis - besides its use this includes its textual performativity - and, on the other hand, those that have stayed rather implicit in sociological research up until now, and were mainly noted outside of the discourse of document analysis: graphical-visual performativity and materiality.

Schlagwörter: Dokumentenanalyse, analytisches Quadrat, Digitalisierung, Big Data, digitale Analyse, Materialität, Performativität

Keywords: document analysis, analytic square, digitalization, big data, digital analysis, materiality, performativity

Die Analyse großer Datenmengen ist ein lukratives Geschäft in der so oft proklamierten *digitalen Gesellschaft*. Soziologische Forschung trägt der beobachteten Digitalisierung zahlreicher Lebensbereiche auf ganz unterschiedliche Weise Rechnung. Einige Studien nehmen die Nutzung des Internets etwa in Form von Social Media (Greschke 2009; Wagner/Barth 2016) in den Blick, andere stellen die interne Befehlsarchitektur von Rechnern (Heintz 1993), ihren Programmen oder Algorithmen (Krämer 2015; Lange/Lenglet/Seyfert 2016) oder die performative Wirkweise von Technologien auf menschliche Subjekte und ihre Existenzweise (Lindemann 2015; Introna 2017) ins Zentrum der Betrachtung. Wieder andere Ansätze zeichnen die diskursive Aushandlung der neuesten technischen Errungenschaften nach. Neben utopischen Theorien über die emanzipierende Wirkung von Technik (Dickel/Schrape 2015) verweist die Forschung auf eine lange Tradition der Technikkritik (Wagner/Stempfhuber 2015), in der jeweils eine Wirkmacht der Technologie gesucht wird, die hinter der Oberfläche oder gar in ihrem ‚Wesen‘ steckt. Der vorliegende Artikel gibt eine pragmatische Antwort auf die Frage, wie empirische Sozialforschung in Zeiten der Digitalisierung mit den entstehenden Daten umgehen kann. Im Feld der Technikentwicklung werden diese Daten genutzt, um Technik zu optimieren, d.h. sie an bestimmte beobachtete Gebrauchsweisen anzupassen (Wehner/Passoth/Sutter 2017). Statt zu fragen, welche moralischen Implikationen mit der Produktion und Auswertung von ‚Big Data‘ verbunden sind, welche geheimen Player und Mächte hinter der umfangreichen Analyse stecken, oder wie wirklichkeitsgetreu solche Abbildungen menschlichen Verhaltens sind, können die Analysedokumente selbst untersucht werden. Der Artikel plädiert für dieses Vorgehen, um so das Wissen im Feld der Technikentwicklung zum Gegenstand zu machen, statt zur beforschten alltäglichen Praxis in Konkurrenz zu treten.

Das soziologische Interesse an Dokumenten erlebte in den letzten Jahren eine Konjunktur. Diese resultiert u.a. aus der Digitalisierung und der damit verbundenen Vermehrung *digitaler Dokumente*, die in großen Mengen entstehen und im Netz zirkulieren. Aus kultursoziologischer und ethnomethodologischer Tradition heraus wird argumentiert, dass eine Sozialforschung, deren Gegenstand keine primär mündlichen Kulturen ständig Anwesender sind, sondern die schreibende, chattende, vernetzte und dokumentierende Gesellschaften untersucht, neben der oralen Kommunikation beispielsweise auch die erzeugten Zeichen und Artefakte in den Blick nehmen muss. Prognostiziert wird also ein kultureller Wandel, der eine Anpassung der kulturwissenschaftlichen Methoden verlangt. Die wissenschaftliche Fremdrepräsentation der beforschten Welt wird in den „documentary realities“ (Atkinson/Coffey 2011, S. 78) zu *einer* Version der dokumentierten Wirklichkeit neben den Selbstrepräsentationen des Feldes. Dokumente lassen sich nach Atkinson und Coffey als Selbst- oder Fremddarstellungen verstehen, die ihrerseits zum Gegenstand der soziologischen Forschung werden können. Die Forschungsmethode, mit der Felddokumente wissenschaftlich untersucht werden, nennt sich ‚Dokumentenanalyse‘.

Der praxissoziologischen Argumentation folgend ist die Dokumentenanalyse keine isoliert zu betrachtende Forschungsmethode, sondern sie reiht sich in die

Vielzahl anderer Zugänge ein, wie der teilnehmenden Beobachtung und des Interviews. So wird sie hier nicht als Methode, im Sinne eines festgeschriebenen und beliebig wiederholbaren Vorgehens verstanden, sondern vielmehr als Sammlung und Strukturierung bereits erprobter qualitativer Strategien im Umgang mit Dokumenten. Ein „*Reduzierter Methodenbegriff*“ (Strübing et al. 2018, S. 87 H.i.O.) betont gerade den Verzicht auf eine festgelegte Methode, die – immer auf die gleiche Art und Weise angewandt – aus sich heraus für gültige Ergebnisse sorgt. Dokumentenanalyse kann auf eine reiche Tradition der sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit visuellen Phänomenen zurückgreifen. Das Visuelle, allgemein verstanden als Sichtbares, nimmt in jenen Forschungstraditionen eine außerordentliche Rolle ein, wobei die Beobachtung zu den zentralen Erhebungsmethoden zählt. Dem Seh-Sinn und dem sichtbaren Vollzug sozialer Praktik kommt in der Ethnografie eine zentrale Bedeutung zu (Emerson/Fretz/Shaw 2007; Breidenstein et al. 2013). Während bei der teilnehmenden Beobachtung Gesten oder räumliche Arrangements Einzug in die Forschung finden, wirken die Methoden der „visual research“ (Pink 2010), der „Videografie“ (Tuma/Schnettler/Knoblach 2013), und der „Kamera-Ethnografie“ (Mohn/Amann 2006) wie ein Mikroskop, unter dem kleinste Bewegungen und das Verhältnis von Körpern zueinander minutiös untersucht werden können. Dabei wird die „Selbstevidenz des Visuellen“ (Breidenstein et al. 2013, S. 36), die es im Alltag unnötig erscheinen lässt, über ‚das Offensichtliche‘ zu sprechen, methodisch zugänglich gemacht. Aufgrund dieser auf das Visuelle fokussierten Tradition fanden hier Dokumente schon früh Einzug in die Forschung.¹ Aus techniksoziologischer Perspektive handelt es sich dabei um *Artefakte*. Wie diese sich sozialwissenschaftlich konzeptualisieren und beforschen lassen, wurde im Zuge des ‚material turn‘ umfänglich diskutiert (Latour 1996; Kalthoff/Cress/Röhl 2016a; Keller 2019). Die ethnografische Forschung kann schon länger mit Dokumenten umgehen, und auch die Methode der ‚klassische Dokumentenanalyse‘ wurde bereits diskutiert (Wolff 2004).

Was kann ein Artikel zur Methode der Dokumentenanalyse darüber hinaus leisten? Bezogen auf den in Folge diskutierten empirischen Fall *digitaler Dokumente* im Feld der Webentwicklung hat es sich als nützlich erwiesen, bestimmte, im soziologischen Diskurs etablierte Ansichten über diese kritisch zu hinterfragen. Den im Folgenden vorgestellten Ergebnissen vorgreifend, lässt sich festhalten, dass die untersuchten Webreporte zwei Dinge deutlich machen: *Erstens* befasst sich die ‚klassische‘ Dokumentenanalyse vor allem mit verschriftlichter Sprache, geschriebenen Worten also (Wolff 2004, S. 502; Prior 2011, S. 94) und Texten (Wolff 2006; Atkinson/Coffey 2011, S. 73; Salheiser 2019, S. 1119). Aufmerksamkeit verdienen gleichermaßen grafisch-visuelle Dokumentenbestandteile (Wiesing 2004; Kelle 2007), die Materialität und der Gebrauch. *Zweitens* birgt die klassische Dokumentenanalyse das Risiko in sich, Dokumente schon vor der Analyse gewissermaßen zu *reinen Daten* zu stilisieren. Beispielsweise mit der Setzung: „Berücksichtigt werden sollen nur solche schriftlich vorliegenden Daten, die ohne Intervention des Forschers zustande gekommen und aufgezeichnet worden sind.“ (Wolff 2006, S. 246) Verhindert werden soll damit das unsinnige Vorhaben, alle in Schriftform überführten Daten textanalytisch zu untersuchen. Dabei beruht diese Forderung auf der Vorstellung einer realen Wirklichkeit *da draußen*, die unabhängig von der jeweiligen Forschung genauso besteht und durch Daten abgebildet wird. Diese Haltung findet sich zugespitzt in der Darstellung von Dokumenten als „natürliche Daten“ (Salheiser 2019) und der Dokumentenanalyse als „Nicht-reaktives Verfahren“ (Salheiser 2019, S. 1122). Digitale Dokumente existieren als

sichtbare Objekte nur dann, wenn sie zu einem gewählten Zeitpunkt von einer Rechenmaschine auf bestimmte Weise ausgeführt werden. Sie werden im Moment ihrer Betrachtung nach festgelegten Regeln hergestellt. Deshalb fordern sie die Vorstellung von ‚natürlichen Daten‘ besonders heraus. Doch auch bei klassischen Papierdokumenten und Akten darf die konstitutive Praxis der sammelnden und neu rahmenden Forschenden nicht aus den Augen verloren werden. Dokumente sind nur im Rahmen eines spezifischen Settings, etwa der Sozialforschung, „Daten“. Für Dokumente gilt ebenso wie für Feldnotizen, Umfrageergebnisse und Interviewdaten: Forschende hinterlassen ihre Spuren in ihren Daten und begegnen sich in ihnen selbst (Bergmann 2011, S. 22). Das passiert ganz unweigerlich bereits während sie in einen Forschungskontext gestellt werden (Strübing et al. 2018, S. 89). Vertreten wird hier eine in der pragmatistischen Tradition stehende erkenntnistheoretische Position, nach der: „Das *Gegebene* [...] immer auch etwas in der Analyse *Gemachtes* [ist]“ (Breidenstein et al. 2013, S. 116 H.i.O.).

Neben diesem Modifikationsbedürfnis der klassischen Dokumentenanalyse, das durch ihre Anwendung auf einen neuen Gegenstand deutlich wird, versteht sich der Artikel als Anstoß zur Systematisierung. Grundsätzlich entwickeln und verändern sich qualitative Forschungsmethoden mit der jeweils beforschten Kultur und dem konkreten Gegenstand, auf den sie abzielen. So gibt es mittlerweile unter unterschiedlichen Etiketten praktische Umgangsweisen mit Dokumenten. Ziel von Forschung ist es jedoch, vom aktuellen Wissensstand ausgehend, neue Erkenntnisse hervorzubringen (Strübing et al. 2018, S. 94), d.h. aber auf bekanntes Wissen aufzubauen. Um geeignete Anschlüsse zu identifizieren und Vergleiche zu ähnlichen Studien ziehen zu können, ist eine Systematisierung vonnöten. Die große Bandbreite qualitativer Zugänge zu Dokumenten ist jedoch keiner ‚Erfindungswut‘ der Forscher*innen geschuldet. Oft legt ein ganz bestimmtes Erkenntnisinteresse ein spezifisches Vorgehen nahe. Doch auch dann ist es sinnvoll, andere mögliche, wenn auch nicht gewählte, Vorgehensweisen im Auge zu behalten und dadurch die zwangsläufig entstehenden ‚blinden Flecken‘ der eigenen Untersuchung reflexiv mitzuführen.

Der Artikel operiert auf methodischer und empirisch-inhaltlicher Ebene, wobei der ersten Vorrang eingeräumt wird. Auf die Frage, weshalb die explizite Auseinandersetzung mit der Methode der Dokumentenanalyse sinnvoll ist, werden drei Antworten gegeben. Annahmen, die sonst oft stillschweigend mitgeführt werden, sollen expliziert und damit der Reflexion zugänglich gemacht werden. Dazu zählt erstens eine Engführung auf Texte und zweitens die Idee von „reinen Daten“ in der klassischen Dokumentenanalyse. Drittens versteht sich der Artikel mit der Heuristik des analytischen Quadrats als ein Angebot der Systematisierung bestehender Methoden der bereits praktizierten Dokumentenanalyse, die es ermöglicht, ähnliche Studien zu identifizieren und (noch) nicht eingenommene, aber mögliche, Forschungsperspektiven mitzudenken. Inhaltlich offeriert der Artikel einen pragmatischen Vorschlag, wie mit den in Folge der Digitalisierung gehäuft auftretenden Analysen großer Datenmengen umgegangen werden kann. Er führt vor, wie digitale Analyse *analysiert* werden kann, ohne dabei die Ergebnisse der ersten Analyse zu duplizieren oder übertreffen zu wollen. Damit der Argumentation dieses Artikels beim linearen Lesen gefolgt werden kann, beginnt der Artikel quasi mit dem Endprodukt der methodischen Reflexion und stellt das dokumentenanalytische Quadrat vor (1.), das u.a. durch die Auseinandersetzung mit dem anschließend untersuchten Analysedokument entworfen wurde. Der nächste Teil demonstriert, wie sich das Dokument aus unterschiedlichen ‚Ecken‘ betrachten

lässt und wie je nach gewählter Perspektive sein Gebrauch, seine grafisch-visuelle Performativität, seine textliche Performativität, oder seine Materialität in den Fokus rückt (2.). Am Schluss stehen das Fazit und ein Ausblick auf eine Soziologie, die digitale Analyse zum *Gegenstand* macht (3.).

1 Analytisches Quadrat der Dokumentenanalyse

Insgesamt zeichnen sich Dokumente dadurch aus, dass sie – auch wenn sie nicht in Papierform vorliegen – als zweidimensionale Flächen behandelt werden, auf denen sich mit Linien, Punkten und Schriften etwas sehen und etwas zeigen lässt. Grundsätzlich muss unterschieden werden, ob sie als Quellen genutzt werden sollen, aus denen sich Informationen über ein Phänomen schöpfen lassen, oder ob sie selbst als Gegenstand verstanden werden. Lindsay Prior unterscheidet zwischen vier Ansätzen zur Untersuchung von Dokumenten: Jenen, die den Text bzw. den ‚Content‘ in den Mittelpunkt stellen, und anderen, welche die Verwendung und Funktion untersuchen. Außerdem danach, ob Dokumente Ressourcen oder Gegenstände der Forschung sind (Prior 2011, S. 95). Während Dokumente als Quelle eine passive, rein vermittelnde oder möglicherweise verfälschende Funktion einnehmen, wirken sie als Gegenstand aktiv. Es handelt sich um eine „eigenständige Schicht sozialer Wirklichkeit, die ihre eigene Wirkung entfaltet“ (Breidenstein et al. 2013, S. 94). In diesem Kapitel folgt einer kurzen Skizze unterschiedlicher dokumentenanalytischer Traditionen eine schematische Systematisierung der vorgestellten Ansätze (das analytische Quadrat).

Aus ethnografischer Sicht lässt sich mit Lindsay Prior sagen, dass es ohne situativen Vollzug überhaupt keine Dokumente gibt, die sich als solche analysieren lassen. „In fact, the status of things as ‚documents‘ depends precisely on the ways in which such objects are integrated into fields of action, and documents can only be defined in terms of such fields“ (Prior 2011, S. 97). In klassischen ethnografischen Studien wird ein Dokument immer dann potenziell relevant für die Forschung, wenn es in beobachteten Situationen von Teilnehmer*innen auf bestimmte Weise gebraucht wird. Es kann also nur dann auf dem Radar der Forschenden erscheinen, wenn es in das praktische Tun der beobachteten Akteure verwoben ist, d.h. wenn Beforschte das Dokument lesen, schreiben oder wegheften. So verstanden wäre Dokumentenanalyse immer nur Teil einer umfassenden Untersuchung. Die von einer ethnografischen, ethnomethodologischen oder praxistheoretischen Tradition ausgehende Dokumentenanalyse setzt an den Gebrauchspraktiken von Dokumenten an und schärft den Blick auch für ungewollte Nutzungsweisen. Demnach endet ethnografische Forschung mit der Dokumentenanalyse nicht, sondern sie kann nur stattfinden, wenn ein soziales Feld ausgemacht wird, in dem das interessierende Ding auch *als Dokument* Verwendung findet.

Konversationsanalytisch inspirierte Ansätze sehen das naturgemäß anders. Sie plädieren dafür, den sozialen Kontext und das situative Gebrauchssetting bei der Analyse außer Acht zu lassen. Die kontextuelle Enthaltsamkeit der konversationsanalytischen Dokumentenanalyse erklärt Stephan Wolff vor dem Hintergrund einer Dokumentenfabrikationspraxis, in der die Autoren eines Textes oder eines Dokumentes vor der Schwierigkeit stehen, dass sie die „Rezeptionssituation nicht überblicken“ (Wolff 2006, S. 266). Hierin sieht Wolff die Ursache dafür, dass

Verfasser ihre Texte „selbstgenügsam gestalten, d.h. sich in besonderer Weise um die leichte Identifizierbarkeit und rhetorische Absicherung der gewünschten (Standard-)Lesart bemühen“ (Wolff 2006, S. 267). Dokumente sind demnach kontextfrei verständlich, gerade weil sie in der Gebrauchspraktik ohne situative Interpretationshilfen gelesen werden müssen. Sein Plädoyer lautet daher, das inhärente Analysepotenzial auszuschöpfen und nicht vorschnell auf andere Datentypen zurückzugreifen. Die konversationsanalytische Dokumentenanalyse schärft den Blick für die soziale Lesbarkeit des Dokumentes (Wolff 2004), für seine Wirkung auf Lesende. In diesem Sinne bedeutet Dokumentenanalyse, das Dokument daraufhin zu befragen, wie es bestimmte Interpretationen, bestimmte Lesarten aktiv hervorruft. Wolff versteht Dokumente als ‚Turns‘ in kommunikativen Zusammenhängen. Sie sind, ähnlich wie sprachliche Äußerungen, ein Beitrag zu einer Konversation und lassen sich deshalb mit konversationsanalytischen Instrumentarien erforschen. Zug um Zug – so die Annahme – organisieren Dokumente ihre Deutbarkeit und performieren damit die (Lese-)Praxis, die sich um sie herum entfaltet. Dokumentenanalyse ist demnach eine Form der *Textanalyse*. Das aktive Dokument stützt sich auf den ‚aktiven Text‘ (Smith 1993), der nicht nur eine präferierte Lesart nahelegt, sondern sich gegen ungewollte, aber grundsätzlich mögliche Lesarten zur Wehr setzt. Ein besonderer Kniff des Textes ist es, seine Intention und seine Fabriziertheit zu verschleiern. „Das ‚Aktive‘ des Textes besteht darin, den Leser zu einer Implikationshandlung zu veranlassen, ohne selbst als ‚gewollt‘ bzw. ‚gemacht‘ zu erscheinen“ (Wolff 2006, S. 255). Im Zentrum der konversationsanalytisch inspirierten Dokumentenanalyse steht also die Frage, wie und durch welche Mittel das Dokument hervorbringt, was es hervorbringt. Nach Helga Kelle geht es darum, Dokumente daraufhin zu untersuchen, „welche Interpretationen sie den Akteuren nahe legen und welche Handlungen sie ihnen abverlangen“ (Kelle 2007, S. 204). Es gilt also nicht die versteckte Absicht, sondern die offensichtliche, wenn auch selten beachtete, Rhetorik² des Dokumentes zu erkennen.

Mit der Erkenntnis, dass nicht nur der Text, d.h. die lesbaren Worte, sondern auch die „Schriftbildlichkeit“ (Krämer 2012) aktiv an der Lesart mitwirkt, lässt sich ein weiterer Analysebereich öffnen, der die Performativität des Visuellen in den Blick nimmt. Diese Form der Analyse beantwortet die Frage, mit welchen gestalterischen Mitteln, mit welchen Formen und Farben das Dokument seine Wirkung entfaltet. Die Techniksoziologie interessiert sich bereits seit Ende der 1980er Jahre für die Herstellung von ‚offensichtlicher‘ Evidenz in der experimentellen Naturwissenschaft (Knorr-Cetina/Amann 1988). *Sehen*, so lässt sich die Argumentation der frühen Technikforschung zusammenfassen, ist keine rein physikalisch-rezeptorische Aufnahme von Lichtreizen, sondern ein Prozess, der kulturelle und historische Varianz aufweist. „[P]rocesses of seeing are subject to cultural and historical conventions [...] visual ‚sense data‘ [...] are the end product of socially organized procedures of evidence fixation“ (Knorr-Cetina/Amann 1988, S. 134). Statt es bei der These der sozialen Konstruiertheit des Sichtbaren zu belassen, gehen Amann und Knorr-Cetina der Frage nach, wie Bilder bearbeitet werden, damit sich an ihnen etwas zeigt. Dabei wird eine grundlegende Wirkung von mechanisch erzeugten Bildern bereits vorausgesetzt: ihre Evidenz. Ihren Wahrheitsanspruch erheben diese Instrumentenbilder gerade aus ihrem Entstehungskontext. Anders als eine Zeichnung, so argumentiert Roland Barthes, wirkt die Fotografie als „mechanisches Analog der Wirklichkeit“ (1990, S. 14)³. Die Kamera als ein Werkzeug zur Herstellung von originalgetreuen Abbildern⁴ scheint ein Garant für Neutralität und Objektivität zu sein. Dabei verweist er auf die his-

torische und kulturelle Einbettung dessen, was jeweils für ‚naturgetreu‘ gehalten wird. Die mechanisierte Herstellungsvergangenheit ist eine strukturelle Ähnlichkeit zwischen Fotografien und den „Instrumentenbildern der Wissenschaft“ (Krämer 2012, S. 82). Neben Pressefotos beschäftigt sich Barthes mit Werbebildern, an denen er die „Rhetorik des Bildes“ (1990, S. 29) herausarbeitet. Die Bedeutung lässt sich bei diesen speziellen Bildern deshalb herauslesen, weil sie vorher intentional dorthinein geschrieben wurde. Die Beschäftigung mit der „Semiotik des Bildes“ (Prinz/Reckwitz 2012, S. 180) setzt also eine Produktionspraxis des Bildes voraus, die diesem eine Bedeutung einschreibt. Diese Einschreibungspraxis fasst Kalthoff am Beispiel von Darstellungsformen in der Ökonomie als Induktion:

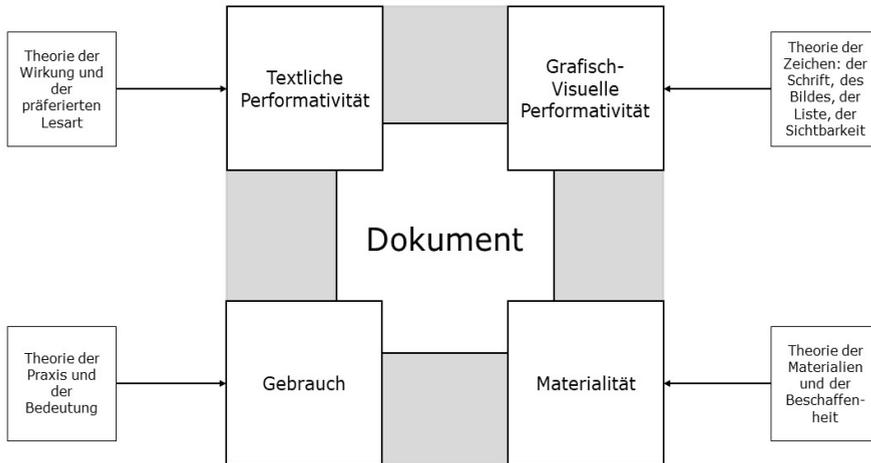
„Die Arbeit an der Darstellungsform verweist darauf, dass sie theoretisch induziert ist und keine neutrale, dem Dargestellten nichts hinzufügende Weise des Präsentierens ist. Die Darstellung bildet somit die ökonomische Welt nicht einfach nur ab, sondern legt eine bestimmte Sicht auf sie nahe.“ (Kalthoff 2016, S. 228)

Am Beispiel von Wirtschaftsbildern zeigt Werner Reichmann, dass deren Kurven Ausdruck einer spezifischen Wissenskultur sind und „Ergebnis von Aushandlungsprozessen darüber, wie man ‚die Wirtschaft‘ aktuell kognitiv handhabbar macht“ (Reichmann 2013, S. 348). Andererseits kann die visuelle Analyse auch in den Blick nehmen, wie grafisch-visuelle Darstellungen Gedanken und Ideen hervorbringen. Sybille Krämer zeigt am Beispiel der Mathematik, wie ‚operative Bilder‘ theoretische Probleme ‚handhabbar‘ machen (Krämer 2012, S. 81). Die Idee der Operativität durch Visualisierung, die in Krämers Werk zum Ausdruck kommt, setzt nicht wie die anderen erwähnten Ansätze an der These an, das Visuelle ließe sich als (nonverbale) Kommunikation verstehen. Vielmehr geschieht Denken „im Medium von Punkt, Linie und Fläche“ (Krämer 2012, S. 90). Grafen dienen dabei nicht nur als Repräsentationen von Messzahlen, sondern als Analyseinstrumente, mit deren Hilfe sich Einsichten gewinnen lassen, die den Daten selbst, etwa in Listenform, nicht zu entnehmen sind (Krämer 2012, S. 96). Zusammengefasst heißt das, aus der Auseinandersetzung mit Ziffern, Zahlen und Bilder lässt sich ein dokumentenanalytischer Zugang ableiten, der an der „Schiffbildlichkeit“ (Krämer 2012), der „grammar of visual Design“ (Kress/van Leeuwen 2006) oder der „Rhetorik des Bildes“ (Barthes 1990) ansetzt. Die Analyse des Visuellen nimmt die jeweilige Konfiguration, die Form und das Design eines Dokumentes ernst und fragt nach der Wirkung, die aus der spezifischen Anordnung entsteht.

Neben der a) Gebrauchsweise, b) der textlichen und c) der bildlichen Rhetorik, kann d) die Materialität des Dokumentes Gegenstand der Forschung werden. Die Materialitätenforschung schließt an die Ding- und Artefaktsoziologie an, sie umfasst allerdings das gesamte Spektrum materieller Erscheinungen, also u.a. Materialien, physikalische Phänomene, Organismen, Substanzen, und Artefakte (Kalthoff/Cress/Röhl 2016, S. 12). Damit können die physischen Eigenschaften adressiert werden, die dazu führen, dass Papierakten nicht einfach gelöscht, wohl aber verbrannt oder zerrissen werden können. Dieser Aspekt ist weder im Gebrauch, noch im Begriff des performativen Dokumentes umfänglich erfasst. Die materielle Dimension bildet vielmehr einen Möglichkeitsraum für Gebrauchs- und Wirkungsweisen sowie für medial-strukturelle Eigenschaften. Zwar korrelieren bestimmte strukturelle Charakteristika mit physischen Merkmalen (Materialien): Schall (phonetische Sprache) ist flüchtiger als Tinte (Schriftsprache), trotzdem gehen diese Dimensionen nicht ineinander auf. So halten Phonografen

Schallwellen fest, während in Sand geschriebene Worte sich verflüchtigen. Dokumente können daraufhin befragt werden, aus welchem Material sie bestehen und über welche materiellen Eigenschaften sie verfügen. Grafisch lassen sich die unterschiedlichen Zugänge als analytisches Quadrat darstellen (Abbildung 1).

Abb. 1: Analytisches Quadrat



Je nach Fragestellung und theoretischer Relevanz lässt sich wahlweise der Gebrauch von Dokumenten, deren grafisch-visuelle Performativität, ihre textliche Performativität bzw. ihre Materialität untersuchen. Mit der Öffnung für diverse *Materialitäten* kann die vereinfachende dichotome Unterscheidung zwischen digitalen und nicht-digitalen Dokumenten unterlaufen werden. Eine weitere Erkenntnis vermag diese Systematisierung zu evozieren: Die ethnografische und die konversationsanalytische Dokumentenanalyse schließen sich gegenseitig nicht aus, vielmehr richten sie den Fokus auf je eine andere Dimension des Dokumentes. Mit erstem werden die Verwendung und die praktische Bedeutung betont, mit zweitem werden die textliche Performativität und Wirkmacht in den Mittelpunkt gestellt.

2 Vier Dimensionen des Web-Analysereportes

Seit Langem weiß die Soziologie, dass der Mensch in den technischen Dingen, die er alltäglich verwendet, bereits entworfen ist. So fließen bei der Fabrikation von Artefakten tatsächliches und imaginiertes Verhalten derjenigen ein, für die das Artefakt designt wird: Sie sind u.a. mit ihren Wünschen, Wahrnehmungen und Gebrauchsweisen in der Herstellung präsent. Man denke nur an eine bestimmte Körperbeweglichkeit, die in historische Damenmode eingeschrieben ist. Diese „Inskriptionen“ (Latour 1996) haben die Eigenschaft, besonders dann ins Bewusstsein zu gelangen, wenn sie nicht (mehr) zu passen scheinen, etwa wenn Frauen im Korsett sich am Berufsleben beteiligen (Hieber 2018), oder Referendare in ei-

ner Grundschule versuchen, auf den winzigen Kinderstühlen zu sitzen (Pille 2013). Ähnlich wie Routinen werden also auch Artefakte dann problematisch und treten ins Blickfeld der Akteure, wenn sie nicht (mehr) reibungslos funktionieren.

Das Projekt, aus dem auch dieser Artikel hervor ging, fragt, *wie* Nutzende *durch* digitale Medien vorentworfen (Latour 1996) werden. Dazu wurden in einer zweieinhalb monatigen Feldphase zunächst ethnografische Beobachtungen und Interviews in einer Webagentur und bei selbstständigen Webentwickler*innen durchgeführt, Dokumente erhoben und Tonbandaufnahmen angefertigt. Gezeigt hat sich, dass die entfernten Gebrauchsweisen in den Entwicklerbüros medial *präsentiert* wurden. Empirische Befunde deuteten auf die Relevanz dieser präsent-machenden Medien, der sogenannten Analysetools, für das Feld selbst und für die soziologische Theorie hin, weshalb in Folge auch Beobachtungen von und Interviews mit Analysetoolentwickler*innen stattfanden. Außerdem wurden Analysetool-Reportes, Programmcode und Handreichungen, Anleitungen, Selbstdarstellungen usw. in das Sample aufgenommen. Der Datenkorpus wurde, wie in der qualitativen Forschung gängig, nach einer „iterativen Logik“ (Strübing et al. 2018, S. 90 H.i.O.) erzeugt, d.h. Analyseergebnisse wurden genutzt, um die Fragestellung und das Feld in ein Passungsverhältnis zu bringen; dabei wurden die Fragestellung, der Gegenstand und im Sinne der Gegenstandsangemessenheit auch die Erhebungs- und Analysemethoden sukzessive aneinander angepasst. Ein Ergebnis der Arbeit an der Auswertungsmethode ist das hier zur Diskussion gestellte analytische Quadrat. Im Folgenden werden die vier Ecken des Quadrates, die unterschiedliche Zugänge zu Dokumenten darstellen, nacheinander auf das empirische Beispiel, den Webanalyserreport, angewandt.

2.1 Dokumentengebrauch

Automatisch erzeugte Dokumente spielen eine zentrale Rolle bei der Repräsentationspraxis, die den abwesenden Nutzer vergegenwärtigt. Das Analysetool lässt Individuen auf ganz spezifische Weise hier und dort sein und überbrückt damit praktisch die Distanz zwischen den (analogen) Produzierenden, den digitalen Webseiten und den Konsumierenden jener Webseiten. Ein Webentwickler beschreibt den Bedarf an Mitteln der medialen Repräsentation des ‚durchschnittlichen Nutzers‘ als neues Phänomen. Im Feld gibt es die Erzählung einer zunehmenden Professionalisierung der Webentwicklung. Das Narrativ geht so: Während früher die eigene Wahrnehmung und die Rückmeldung aus dem direkten Umfeld genügt hat, um die Perspektive der Nutzenden in die Seite aufzunehmen, wird nun auf standardisierte Verfahren gesetzt. Ein Entwickler berichtet im Interview:

„Heute werden natürlich nach wie vor Umfragen gemacht, aber es gibt eher auf professionelle Art und Weise Umfragen. Nicht mehr in der Verwandtschaft heute. Da wissen die Leute Bescheid, dass die Verwandtschaft anders tickt, als vielleicht der Durchschnitt oder die Normalverteilung der Besucher deiner Internetseite. Und man legt eben heute mehr Wert auf diese Web Analytics Daten.“

Die Frage nach der Vergegenwärtigung des Nutzenden führt zur Webanalyse und zu den sog. Analysetools, die diese ‚Web Analytics Daten‘ herstellen. Bei diesen Tools handelt es sich um Programme, die automatisiert Messwerte erheben und diese über interne Rechenoperationen zu fertigen Berichten transformieren. Diese

Berichte werden im Feld als Dokumente über entfernte Nutzungstätigkeiten der Seite verstanden. Der Befragte adressiert die Ethnografin als Person, die sich mit statistischen Begriffen, mit Durchschnittswerten und Normalverteilungen, genau wie ‚die Leute‘ auskennt. Dabei gibt das Interview nur bedingt Auskunft über den Gebrauch der Webanalyse in der täglichen Arbeit, dafür aber über die Darstellungs- und Überzeugungskunst des Befragten. Ähnlich wie eine potenziell an Analyse interessierte Kundin hört die Ethnografin hier ein (bereits erzähltes) Narrativ über die Evolution der Datenanalyse: die Geschichte einer Professionalisierung und Verbesserung.

Die Analyse des Gebrauchs von Dokumenten lässt sich nicht so gut über solche Interviews, sondern besser über ethnografische Studien realisieren. Gebrauchspraktiken sind die Paradedisziplin der Ethnografie mit ihrer andauernden teilnehmenden Beobachtung. Dabei müssen Orte aufgesucht werden, an denen die Tools benutzt werden, etwa Internetagenturen. Dieser Artikel verzichtet auf eine ausführliche Darstellung des Dokumentengebrauchs im Feld, dort sind Analyseberichte vor allem zur Vorbereitung von Treffen mit Kunden, sogenannten ‚Workshops‘ genutzt worden. Darüber hinaus kann natürlich die Herstellungspraxis dieser Tools teilnehmend beforscht werden. Nun kann es aber auch vorkommen, dass bestimmte Tools oder Versionen gerade nicht mehr gebraucht werden. Dafür ist das im Folgenden untersuchte Tool ein Beispiel. Es wurde von einer neuen Generation Analysetools ersetzt. Der Nicht(mehr)gebrauch in bestimmten Feldern und der Vergleich zwischen unterschiedlichen verwendeten bzw. nicht mehr verwendeten Dokumenten kann den historischen Wandel sichtbar machen.

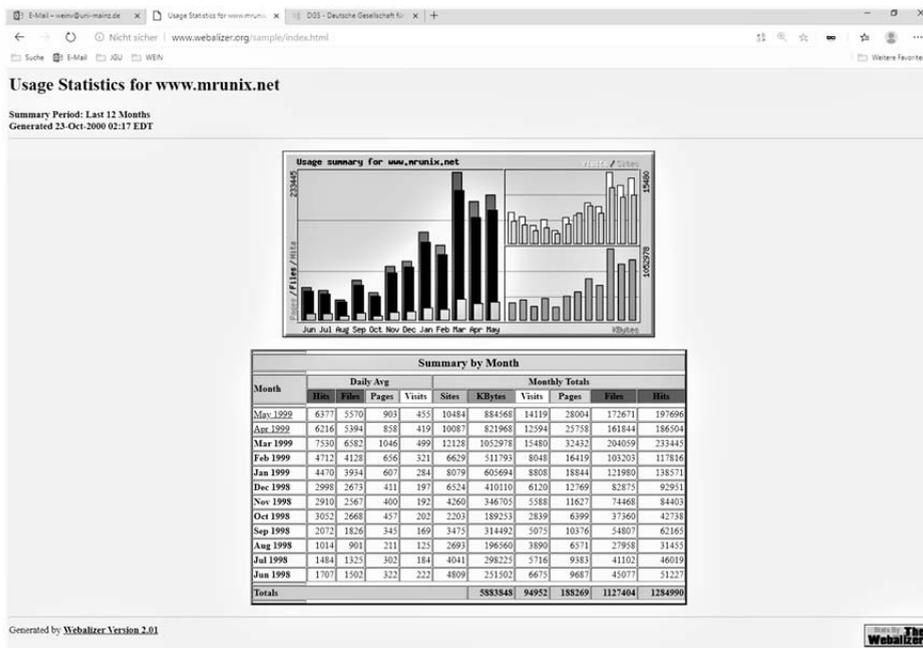
Schließlich werden Analysetools in der Forschung selbst als Gegenstände gebraucht. Dafür werden Entscheidungen methodischer Art getroffen, die ich an dieser Stelle kurz erläutern möchte. Bei dem Analysebericht handelt es sich um ein digitales Dokument, das über einen Webbrowser aufgerufen werden kann. Der Browser-Rahmen ist einerseits individualisiert, das, was auf dem Bildschirm der Ethnografin zu sehen ist, ist ein Unikat, darin stecken persönliche Gewohnheiten und die Rezeptionsgeschichte, beispielsweise durch offene Tabs von zuvor gelesenen Seiten. Andererseits steht er für technische Möglichkeiten und Grenzen des Sichtbaren. Nur Darstellungen, die vom Browser unterstützt werden, können gesehen werden. Diese Überlegung verdeutlicht, dass Webseiten und damit digitale Analysedokumente selbst *technisch-medial vermittelt* sind, und sich die Vermittlungsmedien stark unterscheiden können. So ergibt sich ein gravierender Unterschied, je nachdem, ob das Dokument auf einem durchschnittlichen PC-Bildschirm betrachtet wird, auf einer Kinoleinwand oder einem Smartphone. Dieses Problem der *nicht unterstellbaren Konsistenz der Wahrnehmbarkeit* betrifft nicht nur die Ethnografie, auch die Webanalyse hat es mit dieser Schwierigkeit bei der Antizipation der möglichen Wahrnehmung des ‚Nutzers‘ zu tun. Es geht darum, was man von der Seite überhaupt *sehen kann*, wenn man sie über ein bestimmtes Gerät oder mit einem bestimmten Browser öffnet. Das Dokument ist nicht zu allen Zeiten und allerorts mit sich selbst identisch. Forschungspraktisch wurde das Problem durch eine Festlegung entschärft: Die im Folgenden dokumentierte Analyse beschränkt sich auf einen rechteckigen Bildschirm mit einer Bildschirmdiagonale von 50 cm. Im Wechsel wurden mal Ausdrücke, dann wieder Screenshots und die klickbaren Dokumente betrachtet. Dabei wurde die Frage, inwiefern die „phänomenale Gestalt des Dokumentes“ (Wolff 2004, S. 512) stabil bleibt, mitgeführt, auch um methodisch den Unterschieden der medialen Verfügbarkeit auf die Spur zu kommen. Die Notwendigkeit, die Form des digitalen Dokumentes für den

Forschungsprozess *festzulegen*, macht eine Eigenart deutlich: Sie sind *fluide*, ihre Erscheinungsform passt sich an die jeweilige Situation bzw. an die Maschine an, die sie zeigt. Pragmatische Fragen wie, „Auf welches Handlungsproblem gibt das Dokument eine Antwort, wie wird es von wem genutzt, wo taucht es auf, wo nicht?“, können die Analyse bereichern. Außerdem kann die Reflexion der Gebrauchspraxis auch zum Nachdenken über die eigene Forschungsmethode einladen; dann wird das forschungspraktische Vorgehen sichtbar.

2.2 Textanalyse

Das hier vorgestellte Dokument wurde von einem Tool produziert, welches einen Report mit Säulendiagrammen und Tabellen, mit Zahlen und grell bunt hinterlegten Spaltenüberschriften ausgibt. Der folgende Bildauszug ist ein Screenshot. Zu sehen ist ein Abbild vom Bildschirm der Ethnografin (siehe Abb. 2).

Abb. 2: Usage Statistics



Widmet sich die Forschung der textlichen Performativität, so interessiert zunächst der „Content“⁴⁵ (Prior 2011) oder der Text (Wolff 2006). Zeile für Zeile wird untersucht, wie das Dokument seine Wirkung hervorbringt. Dabei können zunächst etwa rhetorische Figuren, Metaphern, Textstile und Formate identifiziert und mit einem *offenen Code* versehen werden (Glaser/Strauss 1967). Im zweiten Schritt wird untersucht, wozu diese Stilmittel dienen, also auf welches Handlungsproblem sie eine Antwort geben. Oben links finden sich die Worte „Usage Statistics for www.mrunix.net“, sie bilden die Überschrift der Webseite. Dass eine Seite von oben nach unten und von links nach rechts gelesen wird, ist eine kultu-

relle Konvention. Die Überschrift rahmt das Folgende und stellt es in einen Zusammenhang. Aus der soziologischen Textanalyse ist bekannt, dass sie die Aufmerksamkeit des Lesenden lenken und dass sie ihn auf eine bestimmte Lesart des Textes vorbereiten; sie „instruieren ihn, wie er die folgende Geschichte lesen soll“ (Wolff 2006, S. 260). Es handelt sich bei dem vorliegenden Dokument um eine Statistik über eine Webseite. Dies lässt sich an der eigentümlichen Buchstaben- und Zeichenfolge erkennen: drei w, ein Punkt, einige Buchstaben, wieder ein Punkt und zum Schluss „net“ (www.mrunix.net). Der *Gebrauch* (Usage) eben jener Webseite ist das Phänomen, welches mit der Statistik versammelt wird.

Links unter der Überschrift ist „Summary Period: Last 12 Month“ zu lesen. Diese beiden Bruchteile zweier Sätze lassen sich als Kommentar und Spezifikation der Überschrift verstehen. Die Statistik ist eine Zusammenfassung von Ereignissen in den letzten 12 Monaten. Der Text mit seinen kurzen Worten, die sich nicht zu einem Satz zusammenfinden, ist ein spezifizierender Untertitel. Bereits hier wird eine hohe Exaktheit des Dokumentes angedeutet. Inhaltlich wird vermittelt, es gehe um eine Jahres-Zusammenfassung, die Angabe „letzte 12 Monate“ suggeriert dabei eine quantifizierte Genauigkeit, die über den Zeitraum ‚ein Jahr‘ hinausgeht. Die Tatsache, dass es sich nicht um irgendwelche, sondern *die letzten* 12 Monate handelt, verweist auf eine vermutete Aktualität beim Betrachten des Dokumentes. Das Dokument richtet sich an eine rezipierende Person, die aktuell am Ende dieser Zeitperiode steht und über das Dokument auf ihre (also von ihrem Standpunkt aus) letzten 12 Monate zurückblickt. Wiederum eine Zeile darunter findet sich eine Versammlung von Ziffern, Buchstaben, Strichen und Punkten: „Generated 23-Oct-2000 02:17 EDT“ ist zu lesen. Die Abkürzung EDT steht für Eastern Daylight Time und verweist auf eine Zeitzone. Relevant gemacht wird nicht nur das Datum, sondern auch die Frage, wo und um welche Uhrzeit dieses Dokument erstellt wurde. Fast peinlich genau wird der Herstellungszeitpunkt notiert.

Interessanterweise ist hier gerade nicht von einer Herstellung die Rede, sondern von der *Generierung*. Dieses Dokument wurde nicht ‚in Handarbeit‘ fabriziert, sondern durch einen Mechanismus generiert. Die Zeile selbst kann wie eine Art mechanischer Zeitstempel gelesen werden, der seinerseits erneut auf den maschinellen Entstehungszusammenhang verweist. So erheben „generierte“ Statistiken einen Originalitätsanspruch ähnlich wie Kameraaufnahmen. Sie leugnen ihre ‚Gemachtheit‘ zugunsten eines technischen Generiert-Seins. Der Betonung des allgemein intentionslosen, automatisierten Herstellungsverfahrens kommt eine wichtige Rolle zu. In der Erwähnung der Entstehungsweise liegt ein erster Hinweis darauf, *wie* das Dokument beansprucht, eine realistische Repräsentation seiner Außenwelt zu sein: Es handelt sich nicht um das subjektive Werk eines – möglicherweise verfälschenden – Autors, sondern um ein automatisch generiertes Produkt. Die Form der Darstellung verschweigt die ihr zugrundeliegende Arbeit. Es handelt sich vermeintlich um eine neutrale Weise des Repräsentierens von aufgezeichneten Geschehnissen, die auch ohne Aufzeichnung so stattgefunden hätten. Bereits die ersten drei Zeilen versprechen eine objektive, realitätsgetreue Repräsentation. Das Dokument bringt so textlich die Erwartung auf einen objektiven Bericht hervor.

2.3 Performativität des Grafisch-Visuellen

Schrift ist etwas grundlegend anderes als phonetische Sprache, so lässt sich ein zentrales Argument von Sybille Krämer zusammenfassen, die darauf aufbauend das Konzept der ‚Schriftbildlichkeit‘ und der ‚Diagrammatik‘ entwickelt (2012). Während gesprochene Kommunikation linear funktioniert, auf ein sequenzielles Nacheinander bauen muss, ist in grafisch-visuellen Systemen ein Neben-, Über-, und Untereinander möglich. Wie gravierend der Unterschied ist, expliziert Krämer am Beispiel der formalen Sprache, eine *operative Schrift*, in der Zeichenmanipulation zur Operation wird. Folgt man Krämer, handelt es sich bei Schrift um „grafische Systeme sui generis“ (Krämer 1996, S. 115), die sich von Lautsprache vor allem durch ihre Leerräume, durch ihre Lücken zwischen den Zeichen unterscheiden. Krämer stößt auf die Besonderheit grafischer Systeme bei der Untersuchung des operativen Symbolgebrauchs in der Mathematik (Krämer 1988, S. 72). Phonetische Sprache unterscheidet sich von Schrift und Diagrammen in ihrer symbolischen Ordnung. Während gehörte Sprache nicht in Einzelelemente zerlegt werden kann, besteht Schrift aus getrennten und für sich bedeutungsvollen Einheiten, z.B. Worten oder mathematische Zeichen (Krämer 2003, S. 509). Aufgrund des medial ermöglichten Nach- bzw. Nebeneinanders von Schriftzeichen, ist Zwischenräumlichkeit möglich, welche von grafischen Systemen für den Zweck der Darstellung genutzt wird (vgl. Krämer 1997, S. 99). Am Beispiel der schriftlichen Addition wird deutlich, was Krämer meint, wenn sie sagt, durch die operative Schrift ließe sich mit der Hand, mit Papier und mit dem Auge denken (Krämer 2003, S. 515). Der kognitive Akt des Rechnens wird extrahiert und durch ein regelgeleitetes mechanisierbares Operieren mit mathematischen Zeichen ersetzt. In diesem Sinne meint die visuell-grafische Performativität des Dokumentes die von Krämer betonte grafische Bearbeitungsfläche, auf der spezifische Einsichten ermöglicht werden. Deutlich wird dann beispielsweise, dass die Forschung es mit zweidimensionalen Flächen zu tun hat, auf der die zeitliche Linearität der gesprochenen Sprache nicht einfach in das räumliche Nebeneinander überführt werden kann (Krämer 2012, S. 81). Dabei imitiert der Bildschirm, auf dem das Dokument zu sehen ist, geradezu das Blatt Papier; er macht Linien, Striche und Punkte sichtbar.

Das praktische Vorgehen bei der Analyse grafisch-visueller Bestandteile ist an die Analyseverfahren der Grounded Theory angelehnt. Um das Material einer zergliedernden und neu versammelnden Analyse zugänglich zu machen, werden einzelne Bildabschnitte codiert, relevante Bereiche werden beschrieben, anschließend werden Sequenzen in eine Beziehung zueinander gesetzt. Es stellt sich die Frage, wie bestimmte grafische Elemente eine Wirkung hervorbringen, damit muss auch die Wirkweise selbst expliziert werden. Auch hier ist der Vergleich ein nützliches Instrument. Nimmt die Dokumentenanalyse visuelle Aspekte des Webanalyseberichtes in den Blick, so fällt die Zurückhaltung ins Auge, mit der diese Zeilen auftreten. Nur ein Viertel der Fläche wird von Text eingenommen, der Rest erscheint in einem nüchternen Hellgrau. Der Textkörper besteht ebenfalls aus einem hellgrauen Hintergrund, vor dem zwei grafische Elemente hervortreten (siehe Abb. 2). Horizontal-zentriert ausgerichtet findet sich oben eine dunkelgraue Box mit einem großen und zwei kleinen Säulendiagrammen und einer Überschrift. Unter der Überschrift drängen sich die Säulen des größten Diagrammes, wobei die größte fast den Rahmen zu sprengen scheint. Über Rechtecke und Linien werden im Dokument begrenzte Bereiche geschaffen, die im Gegensatz zu dem grauen Hinter-

grund geradezu spektakulär wirken. Der für das Diagramm reservierte Bereich wird nahezu vollständig von grellen unterschiedlich gefärbten Säulen ausgefüllt. Das Tool arbeitet mit dem Mittel der Selbstbezüglichkeit. Die Grafik kann sich nicht auf absolute Werte beziehen, weil es sonst passieren könnte, dass ihre Säulenhöhe marginal, gar unbedeutend wirkt. Dieses Darstellungsproblem wurde in den Analysedokumenten gelöst, indem die Höhe des maximalen Ausschlags der Säulen sich nach dem höchsten Wert richtet. Die Grafik kann keine moderaten Ereignisse anzeigen, sie erzählt automatisch eine bewegungsreiche Geschichte. Durch farbliche Hervorhebung und Dimensionierung wirken die Säulen relevant und stellen sich in den Vordergrund, während die Herstellungsplattform, das Analysetool selbst und die Fabrikation der Statistik in den Hintergrund treten.

Die y-Achse ist mit englischen Worten und der Zahl 233445 beschriftet. Auf der x-Achse sind die ersten drei Buchstaben der Monate Juni bis Mai zu sehen, in jedem Monat ragen drei unterschiedlich eingefärbte Säulen in die Höhe. Die Säulen setzen offensichtlich Seiten, Dateien und Schläge bzw. Treffer in ein Verhältnis zueinander. Damit werfen sie die Frage nach einer möglichen Korrelation auf. Einerseits lässt sich hier ein Verhältnis von verschiedenen Parametern, andererseits eine (historische) Entwicklung ablesen. Auf allen drei Säulendiagrammen zeigt sich ein ähnliches Bild, von Monat zu Monat werden die Säulen höher, bis sie den höchsten Stand erreicht haben und dann leicht abfallen. Die routinierte Interpretation und das Erkennen von Figuren, wie eine rechts-schiefe Verteilung, ist einem bestimmten Rezipierendenkreis vorbehalten, der mit den Darstellungskonventionen von statistischen Diagrammen vertraut ist und die kulturellen Regeln kennt, die eine erwünschte Lesart festlegen. Doch auch ohne Kennerschaft dieser spezifischen Codes drängen sich bestimmte Interpretationen auf. Es gibt einen Trend, der sich in den unterschiedlichen Zahlen niederschlägt. Die Darstellungsform und ihre einfache Zugänglichkeit machen die Statistik zu einem Vergleichsinstrument. Die exakte Zahl 233445 in räumlicher Nähe zu den Säulen verspricht den Betrachter*innen eine Verbindung mit tatsächlichen Tathergängen.

Beim Betrachten der unteren Tabelle (Abbildung 2) springt zunächst die große Menge von bis zu siebenstelligen Zahlen ins Auge. Offensichtlich geht es um einen präzisen quantitativ-statistischen Bericht: einen Report, mit dem gerechnet werden kann. Bereits in der nächsten Zeile gibt sich das Dokument als Tabelle zu erkennen. Die Spaltenüberschrift teilt sich eine Zeile mit zwei, mehrere Spalten übergreifenden Überschriften („Daily Avg und Monthly Totals“). Avg ist die Abkürzung für average, es geht um den täglichen Durchschnittswert. Das Wort ist abgekürzt, das abgeschnittene Wort tritt hinter die ausgeschriebenen Zahlen, es überlässt den Zahlen die Bühne und stellt sich selbst in den Hintergrund. Mit Hilfe des gedanklichen Vergleiches im Sinne der Grounded Theory (Glaser/Strauss 1967; Strübing 2019) kann gefragt werden, wo Abkürzungen außer in dem bekannten empirischen Fall noch auftauchen. Die Abkürzung erinnert an Stenografie. Wenn in Situationen schnell mitgeschrieben werden muss, finden oft Abkürzungen Verwendung, um so Schreibzeit einzusparen. Allerdings kann im empirischen Fall das schnellere Notieren nicht als Grund für das Nicht-Ausschreiben herangezogen werden. Es gibt keinen (menschlichen) Stenografen, der sich mit der Flüchtigkeit und der enormen Geschwindigkeit sozialer Ereignisse herumschlagen muss. Und für die Rechenmaschine ist die Abkürzung keine relevante Zeitersparnis. Es ist nicht die Zeit, die für eine Abkürzung spricht, sondern die Ästhetik. Das Dokument wirkt dadurch präzise, ohne lange, verworrene Ausführungen, die vom Wesentlichen ablenken. Dadurch bestätigt sich der Eindruck,

dass es sich um ein exaktes Dokument handelt. Darunter finden sich die Spaltenüberschriften: „Hits, Files, Pages, Visits, Sites, KBytes, Visits, Pages, Files, Hits“. Jede Kategorie verfügt zu jedem Monat über einen exakten Zahlenwert. Im Mai 1999 gab es 197.696 Hits. Seinen Objektivitätsanspruch untermauert das Dokument mit Zahlen, welche die Eigenschaft haben, Vergleichsmöglichkeiten zu begünstigen und ihren Entstehungskontext zu vergessen (Luhmann 2002, S. 64).

Vergleiche lassen sich wiederum als Beobachtungsinstrumente verstehen, deren zentrale Funktion es ist, eine Beziehung zwischen unterschiedlichen Elementen herzustellen (Heintz 2010, S. 164). Die Liste endet mit einer Totals-Zeile, in der die absoluten Zahlenwerte aus der jeweils darüber liegenden Spalte addiert dargestellt werden. Insgesamt gab es ganz genau 1.284.990 sogenannte Hits. Diese *Tatsache* ergibt sich aus den darüber liegenden Zeilen auf Grundlage mathematischer Regeln kausal. Folgt man Studien zur Medialität der Liste, so lässt sich festhalten, dass Listen Elemente räumlich versammeln und sie damit in einen semantischen Raum stellen, der über eine eigene Logik verfügt. Sie folgen weder der Logik der Schrift noch der Logik der Interaktion: „Listen folgen keiner diskursiven Grammatik, sondern nur dem Additionsprinzip“ (Wagner/Barth 2016, S. 343). Die Abbildung erinnert an eine Excel-Tabelle, zu deren Grundoperationen es gehört, dass sie automatisch die Summe aus anderen Werten bildet. Die Totals-Zeile ist eine solche Summenzeile, in der die darüber liegenden Einzelwerte addiert werden. Sie ist das interpretationsfreie Ergebnis einer mathematischen Operation. Und genau das zeigt sie auch. Die Liste stellt sich so als Werkzeug dar, die Interpretation findet vermeintlich beim Betrachten und nicht bereits im Vorfeld statt.

Statistik und ihre grafische Darstellung beschäftigt die qualitative Sozialforschung nicht erst seit dem Diskurs um ‚Big Data‘ und digitaler Datenanalyse. Die soziologische Auseinandersetzung mit Statistiken als Formen der Welterzeugung (Heintz 2012) relativieren deren Objektivitätsanspruch als Ergebnis einer tradierten statistischen Denkweise. Alain Desrosières zeigt (1998) in seiner Historie der Statistik, dass diese Vergleichswerkzeuge Wirklichkeit nicht einfach repräsentieren, sondern immer auch mit-produzieren. Statistische Instrumente sind dabei keine passiven Werkzeuge, sie ermöglichen es erst, die Welt auf bestimmte Weise wahrzunehmen (Desrosières 1998, S. 3). Ähnlich argumentiert Herbert Kalthoff am Fall der Neukonstitution von Finanzwelten: „Mit der These der Neukonstitution nehme ich an, dass die empirische Welt in eine andere Darstellungsform gebracht wird und damit neu entsteht. Die externe Welt des Ökonomischen muss in diesen Darstellungsmedien und damit in semiotischer Form präsent gemacht werden, um für Akteure überhaupt verfügbar und auch modellierbar zu sein“ (Kalthoff 2016, S. 229). Demnach sind Statistiken und deren grafische Darstellungen nicht als bloße Repräsentationen einer externen Welt zu verstehen. Desrosières betont die Doppeldeutigkeit statistischer Entitäten: Sie sind sowohl real als auch konstruiert. Wobei „real“ nicht originalgetreue Abbildungen meint, sondern die Tatsache, dass sie wirksam sind. Knorr-Cetina kommt bei dem Vergleich von grafischen Bildern und Diskursen zu dem Schluss: „Nur Abbildungen haben, wie wir wissen, rhetorischen Beweischarakter – dadurch, daß es sich um ‚Inskriptionen‘ (von Maschinen aus der ‚Natur‘ produzierte Signale) handelt und nicht um bloße Deskriptionen“ (Knorr-Cetina 2001, S. 309). Bettina Heintz gibt zu bedenken, dass Statistiken zwar suggerieren, eine äußere Welt abzubilden, dass sie sich jedoch nicht auf eine unabhängige Referenz stützen können (Heintz 2012, S. 13). Das heißt, wenn Statistiken über algorithmisierte Berechnungen erzeugt werden, greifen sie mit Messwerten auf fabrizierte Tatsachen zurück, auf „Produkte also, die bereits orga-

nisatorisch und epistemisch vorgeformt sind“ (Heintz 2012, S. 14). Statistiken sind insofern *theoretisch induzierte* (Kalthoff 2008) Instrumente der Welterzeugung. Die Soziologie des quantitativen Vergleichs argumentiert zusammengefasst, dass Statistiken Welten nicht nur *darstellen*, sondern immer auch *erzeugen*.

Die Frage, der die Analyse der performativen Dimension des Dokumentes nachgehen kann, ist, mit welchen gestalterischen Mitteln es dem digitalen Dokument gelingt, seine eigene Produziertheit zu verhüllen, ganz unabhängig davon, ob es ein tatsächliches Abbild der externen Wirklichkeit ist. Diese Darstellung gelingt u.a., indem die Gestaltung von Grafen und Tabellen von humaner Tätigkeit abgelöst und automatisiert wird. D.h. das Tool verweist auf eine Mechanik, die die Statistik hervorbringt. Das bedeutet aus soziologischer Sicht keineswegs, dass keine Gestaltungstätigkeit mehr stattfindet, sondern nur, dass auch das Gestalten programmiert und automatisiert wurde.

Weiter interessiert, wie ein Dokument sich zur Nutzung und Bearbeitung anbietet. Gibt es grafische Oberflächen? Werden Punkte Striche Linien visualisiert und archiviert? Begonnen hat dieser Abschnitt mit Sybille Krämers Argument, dass es sich bei geschriebener Schrift um etwas grundlegend Anderes handelt als bei phonetischer Sprache. Krämer verweist in diesem Zusammenhang auf die durch das Medium Schrift ermöglichte „Zwischenräumlichkeit“ (Krämer 1996), den Platz zwischen den Zeichen also, den es bei gesprochener Sprache nicht gibt. Trotzdem sind Medium und Materialität nicht identisch. Auch wenn die Alltagserfahrung nahelegen mag, dass die Schrift etwas festhält, während die Stimme sich verflüchtigt. Weder geht das Medium in seiner Materialität noch die Materialität im Medium auf: Was im Medium der Schrift verfasst wurde, kann sich verflüchtigen, denke man nur an geschriebene Worte im Sand, umgekehrt können phonetische Laute konserviert werden. Was ist nun aber die Rolle digitaler Materialität für die soziologische Dokumentenanalyse?

2.4 Materialität digitaler Dokumente

Die Idee der verschriftlichten Sprache, die den Kern der Dokumente bilde, impliziert beiläufig ein unterkomplexes dichotomes Produzenten-Konsumenten Verhältnis, welches unter anderem aus der Techniksoziologie bereits starker Kritik ausgeliefert war (Ritzer 2015). Dokumente werden demnach von Jemandem verfasst und richten sich kommunikativ an Jemanden, wenngleich sie die Intention ihrer Schöpfer*innen überschreiten (Prior 2011, S. 94). So versteht Stephan Wolff Dokumente als „eigenständige methodisch und situativ eingebettete Leistungen ihrer Verfasser“ (2004, S. 504), und auch Atkinson und Coffey betonen, es handele sich bei Dokumenten selbstverständlich immer um das Werk einer Schreibenden: „it is self-evident that a person or group of people must actually write/author documents (since they do not write themselves)“ (Atkinson/Coffey 2011, S. 89). Im Feld der Webentwicklung gibt es aber digitale Dokumente, die automatisch erzeugt werden. Das heißt, Daten werden nach bestimmten algorithmischen Regeln und festgelegten Verfahren in die Reporte eingespeist. Dieser Befund wirft die Frage auf, wie es sich bei solchen Dokumenten mit der Autorschaft verhält. Am Fall digitaler Dokumente wird das Plausibilitätsproblem der Annahme einer alleinigen, souveränen Autorschaft deutlich. Die Figur des Autors als von der Außenwelt abgeschnittene, aus sich heraus produzierende Ideenfabrik widerspricht

dem, was heute über die Herstellung von (wissenschaftlichen) Texten bekannt ist⁶ (etwa Engert/Krey 2013).

Die Frage nach der Autorschaft der Webanalyseberichte führt uns zur technischen Funktionsweise von Analysetools, die sich gewisser Weise als Verfasserinnen der Berichte inszenieren. Das Dokument repräsentiert Pages, Files und Hits in einem Säulendiagramm über einen Zeitraum hinweg. ‚Hits‘ steht dabei für die absolute Anzahl der Aufrufe irgendeiner Datei, die zur Webseite gehört. Der Algorithmus hinter der Hit-Aufzählung in der ersten Spalte des Dokumentes besagt etwa: Zähle jede einzelne Zeile pro Monat, errechne den Durchschnitt pro Tag und zeige ihn an. Diese Operation könnten Entwickler*innen durchaus auch ohne ein Analysetool ausführen. Es handelt sich um eine einfache Häufigkeitsauszählung des Eintritts eines Ereignisses (Hit) in einem bestimmten Zeitraum (Tag/Monat). Die Auflistung des (Logdaten-)Analysetools ist das Ergebnis der Umwandlung einer bereits bestehenden Liste. Urs Stäheli verweist darauf, dass es sich bei Listen generell um spezifische Selektionen handelt, die aktiv hervorgebracht werden müssen.

„Das Herstellen einer Liste verlangt zwei Operationen: Erstens muss ein Gegenstand, eine Eigenschaft oder eine Aussage aus einem Zusammenhang isoliert werden, also listenfähig gemacht werden. [...] Zweitens werden diese isolierten Momente nun in einem neuen Raum versammelt – im Raum der Liste“ (Stäheli 2012, S. 87).

Ein Blick auf die Maschinerie, die hinter der generierten Liste steht, offenbart, was genau hier zerlegt, isoliert und neu versammelt wird. Das hier untersuchte Tool nimmt, im Unterschied zur Cookie-Technologie, einfache Häufigkeitsauszählungen von Logdaten vor. Diese Instrumente, wie der 1997 erschienene „Webalizer“, geben als Ergebnis ihrer Berechnung den Analysereport heraus. Technisch gilt folgendes: Um eine Internetseite an einen Nutzer ausliefern zu können, notiert der Server, auf dem die Seite gespeichert ist, bestimmte Informationen, die sogenannten Serverlogdaten. Dazu gehört die Frage, wer auf die Seite zugreifen möchte (IP-Adresse der Anfrage), was aufgerufen werden soll (URL der aufgerufenen Unterseite), wann auf die Seite zugegriffen werden sollte (Datum und Uhrzeit des Zugriffes) und schließlich wie, beziehungsweise ob die Auslieferung erfolgreich war. Diese Informationen werden als Serverlogdaten in Protokolllisten gespeichert. Ein Auszug aus diesem Protokoll (siehe Abb. 3):

Abb. 3: „Logdaten“

```
192.168.45.13 - - [24/May/2005:11:20:39 -0400] "GET /mypage.html HTTP/1.1" 200 117
192.168.45.13 - - [24/May/2005:11:20:40 -0400] "GET /myimage1.jpg HTTP/1.1" 200 231
192.168.45.13 - - [24/May/2005:11:20:41 -0400] "GET /myimage2.jpg HTTP/1.1" 200 432
```

Quelle: Barrett, B.L. (2012): Webalizer. <http://www.webalizer.org/simpleton.htm> (20. April 2012)

Bereits dieses Protokoll, in dem eine neue Zeile immer unter die letzte Zeile geschrieben wird, lässt sich als Liste lesen. Automatisch schreibt sie sich nach unten fort. Diese digitale Liste, die wegen der Funktionsweise des Webs und der Operationsweisen digitaler Rechenmaschinen (Kittler 1986; Krämer 1988; Heintz 1993) so angelegt und gespeichert wird, bietet sich der quantitativen Analyse aufgrund ihrer digitalen Materialität geradezu an. Die Liste ist bereits ‚in Form‘ und kann automatisch umsortiert werden. Das Analysetool *transformiert* sie unter Bezugnahme auf theoretische Annahmen über das Zustandekommen von ‚Anfragen‘

und im Hinblick auf eine bestimmte konsumierende Person der bereitgestellten Berichte.

Wie die Listen versammelt und dargestellt werden sollen, bestimmt ein im Hintergrund laufendes, programmiertes Rechenverfahren. Nun hängen die digitale Materialität und die Berechenbarkeit nicht zufällig zusammen: Mit der Form einer digitalen operativen Schrift geht die Übersetzbarkeit einher, die bei Tabellen und Grafiken oft eine zentrale Rolle spielt. Elemente der grafischen Darstellung lassen sich gleichsam in andere übersetzen. Einmal in das digitale Format übertragen, lassen sie sich in unterschiedlichen Formen, etwa als Säulen, Kreise oder als Tabellen darstellen. Im Medium des Digitalen können Säulen Zahlen entsprechen, weil sie im selben operativen System verortet sind. Grafische Darstellungen lassen sich ineinander übersetzen, und umgekehrt ist Übersetzbarkeit ein wesentlicher Bestandteil des „Diagrammatischen“ (Krämer 2012, S. 92). Diese Dimension hat mit der medialen Übersetzbarkeit – etwa von Zahlen zu Punkten und Säulen zu tun. Die Grafik suggeriert, gemessene Zahlen neutral in Säulen zu übertragen. Doch handelt es sich bei der Übersetzung nicht um einen interpretationslosen Akt der Übertragung zwischen Medien. Die Verwandlung der einen in eine andere Liste erfolgt zwar nach einem strikt festgelegten Verfahrensmuster, sie funktioniert automatisch, trotzdem ist sie hochgradig voraussetzungs-voll. So errechnet sich aus den Sides, also den „unique IP addresses“ und dem Zeitraum bis zur nächsten Anfrage von dieser Adresse die Zahl der Visits. Anfragen von einer IP-Adresse werden zu Besuchen, die von Besuchern (d.h. realen Personen) erzeugt sein sollen. Diese Schlüsse sind theoretisch aufgeladen. Es geht nicht um eine bloße Manipulation der Zeichen und Zahlen, sondern sie sind Interpretationen und Neu-Deutungen des Gegebenen. Die Zahl der Visits wird aufgrund bestimmter Annahmen und in Hinblick auf ein Wissensinteresse hin konstruiert; allerdings nicht jedes Mal neu, sondern nach festen, algorithmischen Vorgaben, automatisch. Auf den Automatismus wird angespielt, wenn betont wird, die Ergebnisanzeige sei generiert und gerade nicht manuell hergestellt.

Die Materialität eines Dokumentes zu untersuchen bedeutet darauf zu achten, welche Besonderheit die materielle Beschaffenheit aufweist. Digitale Dokumente sind bereits in Form für die quantitative Analyse, weil sie im binären System codiert sind. Während Rechenmaschinen operieren, fallen ständig neue Daten, Werte und Protokolle an, die ihrerseits Gegenstand der quantitativen Analyse werden. So verstanden provoziert die Digitalisierung eine quantitative Analyse der nebenbei entstandenen Zahlen. D.h. die Materialität des Dokumentes legt bestimmte Gebrauchsweisen nahe und kann andere verhindern.

3 Digitale Dokumente und Soziologie der digitalen Analyse

Der Artikel argumentierte auf zwei Ebenen. Im Zentrum stand die methodische Frage nach einem möglichen Umgang der Soziologie mit digitalen Dokumenten allgemein und mit ‚Big Data‘ im Speziellen. Die vorgeschlagene Methode der digitalen Dokumentenanalyse wurde am Beispiel eines Analyseberichtes vorgeführt. Dabei standen weniger die analytischen Ergebnisse als vielmehr das Er-

kenntnispotential der Zugriffe auf unterschiedliche Dimensionen eines Dokumentes im Mittelpunkt. Im analytischen Quadrat wurde unterschieden zwischen dem *Gebrauch* und der *textlichen Performativität* als klassischen soziologischen Zugriffen auf Dokumente und der *grafisch-visuellen Performativität*, sowie der *Materialität* als Dimensionen, die bislang höchstens implizit mitgedacht wurden. Zusammenfassend handelt es sich bei dem analysierten Webanalysebericht um ein *digitales Dokument*. Digital meint dabei eine spezifische Materialität. Im Gebrauch wird die Fluidität digitaler Dokumente und ein historischer Wandel der Webanalyse sichtbar. Die Analyse der grafisch-visuellen Dimension gibt Auskunft über den anvisierten Rezipient*innenkreis. Es werden technik- und zahlenaffine Nutzende adressiert. Aus der textlichen Analyse lässt sich festhalten, es handelt sich um ein Dokument, das einen hohen Grad an Exaktheit, Präzision, Genauigkeit und Trennschärfe beansprucht. Einerseits werden Worte gar in der Überschrift abgekürzt, andererseits wird die Uhrzeit der Erstellung des Berichtes samt Zeitzone auf die Minute genau angegeben. Diese Angabe verweist wie eine Art Stempel auf die Generiertheit des Dokumentes. Die Generiertheit wird auf textlicher, materieller und grafisch-visueller Ebene betont. Unabhängig von der Frage, ob die Statistik eine Abbildung der externen Wirklichkeit ist, diese also repräsentiert, kann gefragt werden, *wie* sie darstellt, eine neutrale, objektive Abbildung zu sein. Die Frage nach dem *wie* der Evidenzerzeugung beantwortet die Frage nach dem epistemischen Status des Objektes und die Frage der Abbildbarkeit eines Dinges in einem anderen Medium generell nicht, sie klammert sie aus. Ronald Barthes' Argument bezüglich der Fotografie war, dass mechanisch erzeugte Bilder eher für Abbilder der wirklichen Welt gehalten werden, als etwa Zeichnungen. Aus den Science and Technology Studies wird argumentiert, dass Evidenz nicht einfach eine Eigenschaft des Visuellen ist, sondern dass sie – etwa durch Montage oder der Arbeit an Bildern – erzeugt wird (Knorr-Cetina/Amann 1988). Dabei ist die Behauptung, eine Abbildung zu sein, zentral für die Glaubwürdigkeit. Am Beispiel der Webanalyse wurde deutlich, wie sich Webberichte als transparentes Darstellungsmedium inszenieren. Kleine textliche Elemente, wie das Wort „generated“, legen den Betrachtenden nahe, es handle sich nicht um ein von Menschen entworfenes Artefakt, sondern um ein automatisch *generiertes*. Damit geht das Versprechen auf Objektivität, auf Emotions- und Absichtslosigkeit einher: Ein automatisch generierter Bericht gibt vor, das Ergebnis einer neutralen Messung und Berechnung zu sein. Der Verweis auf die automatische Generiertheit kann als Strategie gelesen werden, der möglichen, aber dispräferierten Lesart von Statistik als gemachtes Objekt vorzubeugen. Diese Botschaft findet sich repetitiv sowohl in der Tabelle, die einzelne Werte als transparent und nachvollziehbare Ergebnisse einer Rechenoperation darstellt, als auch auf textlicher Ebene, wenn die ‚Generiertheit‘ betont wird. Die visuelle und textliche Botschaft ist, es handle sich bei Analyseberichten um ein automatisch erzeugtes, unverfälschtes Dokument.

Neben den inhaltlichen Aspekten ging es im vorliegenden Artikel um die methodische Frage, wie empirische Sozialforschung digitale Dokumente analytisch behandeln kann. Als ein heuristisches Mittel und zur Systematisierung bereits bestehender praktischer Zugänge wurde hierzu ein analytisches Quadrat der Dokumentenanalyse entworfen. Digitale Dokumente haben Gemeinsamkeiten mit anderen Dokumenten: sie dokumentieren und fixieren bestimmte Tathergänge, Befunde oder Ereignisse. Dies tun sie nie neutral: in sie fließen eine bestimmte Perspektive und ein spezifisches Wissen ein. Am Beispiel des Berichtes über die

Webnutzung wurde deutlich, dass Dokumente Zugang zu einem Wissen gewähren, das bei der Beschränkung auf verbal-kommunikative Kulturbestandteile verborgen bliebe. Dabei sind sie nicht als Quelle, sondern als Gegenstand interessant für die soziologische Forschung; als ‚aktiver Gegenstand‘, der sich u.a. gegen eine bestimmte Interpretation präpariert und eine bevorzugte Lesart nahelegt.

Auf die theoretisch interessante Frage, wie sich online- und offline- Welt zueinander verhalten, gibt das Feld der Webanalyse eine ganz praktische Antwort. Es ist angereichert mit Hypothesen darüber, welche Aktionen in den offline-Welten zu welchen Daten in online-Welten führen. Über diese Daten und die zu deren Auswertung programmierten Tools lässt sich – so die Annahme im Feld – der Gebrauch von digitalen Medien beobachten. Dabei reicht digitale Analyse weit über Webanalyse hinaus und umfasst jede Form digitaler Objekte. Eine Soziologie des Digitalen muss sich nicht mit der Frage beschäftigen, wie angemessen, wirklichkeitsgetreu oder valide die Analysedokumente in ihrem Feld sind, wenn sie davon absieht, sie als Informationsquelle zu nutzen. Stattdessen werden die Beforschten als Expert*innen für ihre jeweilige Praxis verstanden. Wenn bei der Webentwicklung angenommen wird, dass man über Analyse-Tools die Nutzung von Webseiten beobachten kann, so ist es an der empirischen Soziologie, einen zweiten Blick auf diese Beobachtungspraxis zu werfen. Sie kann etwa das Know-how entdecken, das sich in diesen Beobachtungsinstrumenten niederschlägt, und neugierig beobachten, wie sich aus Daten Wissen und Profit generieren lässt. Ergebnisse einer Soziologie des Digitalen sind dann keine Praxistipps zur Gestaltung von Analyseinstrumenten, sondern analytische Beschreibungen der beobachteten Beobachtung.

Anmerkungen

- 1 Siehe etwa Harold Garfinkels Studie über „‚Good‘ organizational reason for ‚bad‘ clinical records“ (1984), oder Dorothy Smiths Analyse der textlichen Performativität eines Tatsachenberichtes (1979), und später Stefan Hirschauer, der u.a. historische Quellen, Parlamentsdebatten, Mitschriften von Therapeut*innen, Bundestagsprotokolle und Szezeitschriften analysiert (1999, S. 13).
- 2 Der Beitrag folgt hier einem weit gefassten Begriff der Rhetorik. Hierzu Atkinson/ Coffey (2011, S. 80).
- 3 Auch der Kunstpsychologe Rudolf Arnheim beschäftigte sich mit dem Verhältnis von mechanisch erzeugten ‚naturgetreuen‘ Abbildern einerseits, etwa Fotografien, und andererseits Zeichnungen, als von Verstehenden erzeugte Bilder. Demnach eignet sich die Fotografie trotz der naturgetreuen Aura nur begrenzt zum Zeigen. „Da die Darstellung eines Objektes verlangt, daß man seine besonderen Eigenschaften zeigt, erreicht man dieses Ziel oft am besten, wenn man deutlich von einem »fotografischen« Erscheinungsbild abrückt. Am deutlichsten wird das in Diagrammen.“ Arnheim (1965, S. 154).
- 4 Diese Sichtweise wird auch im Buchtitel des Finanzsoziologen Donald MacKenzie deutlich, der lautet: „An engine, not a camera“ (2008). Es wird unterschieden zwischen ökonomischer Theorie als eine Maschine, die der Analyse dient, und der Kamera, die eine ökonomische Welt reproduziert. Im Anschluss an Milton Friedman führt Donald MacKenzie diese Gegenüberstellung mit.
- 5 Content ist auch ein Feldbegriff, der dort explizit den textlichen Inhalt einer Webseite meint. Im Feld der Webentwicklung wird zwischen Content und Style bzw. Design unterschieden, schon durch die Verwendung von unterschiedlichen Codierungen (HTML vs. CSS Skript etwa).

- 6 Auch wenn es unmöglich ist, alle Mitwirkenden an einem Text aufzuführen, möchte ich an dieser Stelle einigen Personen danken, die diesen Artikel mit Impulsen und Ideen bereichert haben: Herbert Kalthoff u.a. für das Anregen einer stärkeren Systematisierung und einer schematischeren Darstellung, den Beforschten für ihre Offenheit, den anonymen Gutachter*innen insbesondere für den geäußerten Rat einer stärkeren Anbindung an die visuelle Soziologie, den Herausgeber*innen Monika Wohlrab-Sahra und Thomas Schmidt-Lux für kritische Nachfragen und Kommentare, Anna Dorn, Lisa Henke und Sabine Wein für die aufmerksame Lektüre, und den Mitgliedern einer Diskussionsrunde zur Dokumentenanalyse, u.a. Ulla Bröcker, Georg Kolbeck, Tristan Dittrich und Lisa Anders.

Literatur

- Arnheim, R. (1965): Kunst und Sehen. Eine Psychologie des schöpferischen Auges. Berlin.
- Atkinson, P./Coffey, A. (2011): Analysing Documentary Realities. In: Silverman, D. (Hrsg.): Qualitative research. Issues of theory, method and practice. 3. Auflage London, S. 77–92.
- Barrett, B.L. (2012): Webalizer. <http://www.webalizer.org/simpleton.htm> (20. April 2012)
- Barthes, R. (1990b): Rhetorik des Bildes. In: Barthes, R. (Hrsg.): Der entgegenkommende und der stumpfe Sinn. Kritische Essays III. Frankfurt am Main, S. 11–27.
- Bergmann, J. (2011): Qualitative Methoden der Medienforschung. Einleitung und Rahmung. In: Ayaß, R./Bergmann, J. (Hrsg.): Qualitative Methoden der Medienforschung. Mannheim, S. 13–41.
- Breidenstein, G./Hirschauer, S./Kalthoff, H./Nieswand, B. (2013): Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung. Konstanz.
- Desrosières, A. (1998): The politics of large numbers. A history of statistical reasoning. Cambridge, Mass.
- Dickel, S./Schrage, J.-F. (2015): Dezentralisierung, Demokratisierung, Emanzipation Zur Architektur des digitalen Technikutopismus. In: Leviathan, 43. Jg., H. 3, S. 442–463. <https://doi.org/10.5771/0340-0425-2015-3-442>.
- Emerson, R. M./Fretz, R. I./Shaw, L. L. (2007): Participant Observation and Fieldnotes. In: Atkinson, P./Coffey, A./Delamont, S./Lofland, J./Lofland, L.H. (Hrsg.): Handbook of ethnography. Los Angeles/London/New Delhi/Singapore, S. 352–368.
- Engert, K./Krey, B. (2013): Das lesende Schreiben und das schreibende Lesen. Zur epistemischen Arbeit an und mit wissenschaftlichen Texten. In: Zeitschrift für Soziologie, 42. Jg., H. 5, S. 366–384.
- Garfinkel, H. (1984): Studies in ethnomethodology. Cambridge.
- Glaser, B.G./Strauss, A.L. (1967): The discovery of grounded theory. Strategies for qualitative research. New York.
- Greschke, H.M. (2009): Daheim in www.cibervalle.com. Zusammenleben im medialen Alltag der Migration.
- Heintz, B. (1993): Die Herrschaft der Regel. Zur Grundlagengeschichte des Computers. Frankfurt/New York.
- Heintz, B. (2010): Numerische Differenz. Überlegungen zu einer Soziologie des (quantitativen) Vergleichs. In: Zeitschrift für Soziologie, S. 162–181.
- Heintz, B. (2012): Welterzeugung durch Zahlen. Modelle politischer Differenzierung in internationalen Statistiken, 1948-2010. In: Soziale Systeme, 18. Jg., 1-2, S. 7–39. <https://doi.org/10.1515/sosys-2012-1-204>.
- Hieber, L. (2018): Modesoziologie. In: Moebius, S./Nungesser, F./Scherke, K. (Hrsg.): Handbuch Kultursoziologie. Band 2: Theorien - Methoden - Felder. Wiesbaden.
- Hirschauer, S. (1999): Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel. 2. Auflage Frankfurt am Main.

- Introna, L. D. (2017): Die algorithmische Choreographie des beeindruckbaren Subjekts. In: Seyfert, R./Roberge, J. (Hrsg.): *Algorithuskulturen. Über die rechnerische Konstruktion der Wirklichkeit*. Bielefeld.
- Kalthoff, H. (2008): Einleitung. Zur Dialektik von qualitativer Forschung und soziologischer Theoriebildung. In: Kalthoff, H. (Hrsg.): *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*. 1. Auflage Frankfurt am Main, S. 8–34.
- Kalthoff, H. (2016): Die Darstellung der Ökonomie. Die Praxis des Darstellens und die empirische Theorie der Praxis. In: Schäfer, H. (Hrsg.): *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm*. 1. Auflage Bielefeld.
- Kalthoff, H./Cress, T./Röhl, T. (2016): Einleitung. Materialität in Kultur und Gesellschaft. In: Kalthoff, H./Cress, T./Röhl, T. (Hrsg.): *Materialität. Herausforderungen für die Sozial- und Kulturwissenschaften*. Paderborn, S. 11–44.
- Kelle, H. (2007): ‚Ganz normal‘. Die Repräsentation von Kinderkörpernormen in Somatogrammen. Eine praxisanalytische Exploration kinderärztlicher Vorsorgeinstrumente. In: *Zeitschrift für Soziologie*, S. 197–216.
- Keller, R. (2019): New Materialism? A View from Sociology of Knowledge. In: Kissmann, U.T./van Loon, J. (Hrsg.): *Discussing New Materialism. Methodological Implications for the Study of Materialities*. Wiesbaden, S. 151–169.
- Kittler, F. (1986): *Grammophon, Film, Typewriter*. Berlin.
- Knorr-Cetina, K. (2001): ‚Viskurse‘ der Physik. In: Heintz, B./Benz, A. (Hrsg.): *Mit dem Auge denken. Strategien der Sichtbarmachung in wissenschaftlichen und virtuellen Welten*. Zürich, S. 305–321.
- Knorr-Cetina, K./Amann, K. (1988): The fixation of (visual) evidence. In: *Human Studies*, 11. Jg., S. 133–169.
- Krämer, S. (1988): *Symbolische Maschinen. Die Idee der Formalisierung in geschichtlichem Abriss*. Darmstadt.
- Krämer, S. (1996): Sprache und Schrift oder: Ist Schrift verschriftlichte Sprache?, S. 92–112.
- Krämer, S. (1997): Kalküle als Repräsentation Zur Genese des operativen Symbolismus in der Neuzeit. In: Rheinberger, H.-J./Hagner, M./Wahrig-Schmidt, B. (Hrsg.): *Räume des Wissens*. Berlin, Boston, S. 112–122. <https://doi.org/10.1515/9783050071299.111>.
- Krämer, S. (2003): Sagen und Zeigen. Sechs Perspektiven, in denen das Diskursive und das Ikonische in der Sprache konvergieren. In: *Zeitschrift für Germanistik*, 13. Jg., H. 3, S. 509–519.
- Krämer, S. (2012): *Schriftbildlichkeit. Wahrnehmbarkeit, Materialität und Operativität von Notationen*.
- Krämer, S. (2015): Wieso gilt Ada Lovelace als die ‚erste Programmiererin‘ und was bedeutet eigentlich ‚programmieren‘? In: Krämer, S. (Hrsg.): *Ada Lovelace. Die Pionierin der Computertechnik und ihre Nachfolgerinnen*. Paderborn, S. 75–91.
- Kress, G.R./van Leeuwen, T. (2006): *Reading images. The grammar of visual design*. 2. Auflage London.
- Lange, A.-C./Lenglet, M./Seyfert, R. (2016): Cultures of high-frequency trading: mapping the landscape of algorithmic developments in contemporary financial markets. In: *Economy and Society*, 45. Jg., H. 2, S. 149–165. <https://doi.org/10.1080/03085147.2016.1213986>.
- Latour, B. (1996): *Der Berliner Schlüssel. Erkundungen eines Liebhabers der Wissenschaften*. Berlin.
- Lindemann, G. (2015): Die Verschränkung von Leib und Nexistenz. In: Süssenguth, F. (Hrsg.): *Die Gesellschaft der Daten. Über die digitale Transformation der sozialen Ordnung*. 1. Auflage Bielefeld, S. 41–66.
- Luhmann, N. (2002): *Das Erziehungssystem der Gesellschaft*. 1. Auflage Frankfurt am Main.
- MacKenzie, D.A. (2008): *An engine, not a camera. How financial models shape markets*. Cambridge.
- Mohn, E./Amann, K. (2006): *Lernkörper - kamera-ethnographische Studien zum Schülerjob*. Göttingen.
- Pille, T. (2013): *Das Referendariat*. Bielefeld.

- Pink, S. (2010): Visual Methods. In: Seale, C. (Hrsg.): Qualitative research practice. Los Angeles, S. 361–378.
- Prinz, S./Reckwitz, A. (2012): Visual Studies. In: Moebius, S. (Hrsg.): Kultur. Von den Cultural Studies bis zu den Visual Studies; eine Einführung. Bielefeld.
- Prior, L. (2011): Using Documents in Social Research. In: Silverman, D. (Hrsg.): Qualitative research. Issues of theory, method and practice. 3. Auflage London, S. 93–111.
- Reichmann, W. (2013): Wirtschaftsbilder. Visualisierung wirtschaftswissenschaftlichen Wissens über Gegenwart und Zukunft. In: Lucht, P. (Hrsg.): Visuelles Wissen und Bilder des Sozialen. Aktuelle Entwicklungen in der Soziologie des Visuellen. Wiesbaden, S. 339–352.
- Ritzer, G. (2015): Automating prosumption: The decline of the prosumer and the rise of the prosuming machines. In: Journal of Consumer Culture, 15. Jg., H. 3, S. 407–424. <https://doi.org/10.1177/1469540514553717>.
- Salheiser, A. (2019): Natürliche Daten. Dokumente. In: Baur, N./Blasius, J. (Hrsg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. 2. Auflage Wiesbaden.
- Smith, D. E. (1979): K ist geisteskrank. Die Anatomie eines Tatsachenberichtes. In: Weingarten, E. (Hrsg.): Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns. 2. Auflage Frankfurt am Main, S. 368–414.
- Smith, D.E. (1993): Texts, facts, and femininity. Exploring the relations of ruling. London.
- Stäheli, U. (2012): Das Soziale als Liste. Zur Epistemologie der ANT. In: Balke, F. (Hrsg.): Die Wiederkehr der Dinge. Berlin, S. 83–101.
- Strübing, J. (2019): Grounded Theory and Theoretical Sampling. In: Baur, N./Blasius, J. (Hrsg.): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. 2. Auflage Wiesbaden, S. 525–542.
- Strübing, J./Hirschauer, S./Ayaß, R./Krähnke, U./Scheffer, T. (2018): Gütekriterien qualitativer Sozialforschung. Ein Diskussionsanstoß. In: Zeitschrift für Soziologie, 47. Jg., H. 2, S. 83–100. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2018-1006>.
- Tuma, R./Schnettler, B./Knoblauch, H. (2013): Videographie. Einführung in die interpretative Videoanalyse sozialer Situationen. Wiesbaden.
- Wagner, E./Barth, N. (2016): Die Medialität der Liste. Digitale Infrastrukturen der Kommunikation. In: Kalthoff, H./Cress, T./Röhl, T. (Hrsg.): Materialität. Herausforderungen für die Sozial- und Kulturwissenschaften. Paderborn, S. 343–356.
- Wagner, E./Stempfhuber, M. (2015): Praktiken des Digitalen Über die digitale Transformation soziologischer Unterscheidungen. In: Süssenguth, F. (Hrsg.): Die Gesellschaft der Daten. Bielefeld. <https://doi.org/10.14361/9783839427644-004>.
- Wehner, J./Passoth, J.-H./Sutter, T. (2017): Medien, Musik und Algorithmen – Zur Publikumsvermessung im Internet. In: Krotz, F./Despotović, C./Kruse, M.-M. (Hrsg.): Mediatisierung als Metaprozess. Wiesbaden, S. 233–256. https://doi.org/10.1007/978-3-658-16084-5_11.
- Wiesing, L. (2004): Pragmatismus und Performativität des Bildes. In: Krämer, S. (Hrsg.): Performativität und Medialität. München, S. 115–128.
- Wolff, S. (2004): Dokumenten und Aktenanalyse. In: Flick, U. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch, S. 502–513.
- Wolff, S. (2006): Textanalyse. In: Ayaß, R./Bergmann, J. (Hrsg.): Qualitative Methoden der Medienforschung. Reinbek bei Hamburg, S. 245–273.

Ronja Trischler

Digitale Datenimporte

Onlinesuchen als kooperative Praktiken beobachten

Digital Data Imports

Observing online searches as cooperative practices

Zusammenfassung

Dieser Beitrag diskutiert anhand einer Fallstudie die methodischen und analytischen Möglichkeiten einer soziologischen Beobachtung von Onlinesuchen, die im Rahmen von Erwerbsarbeit stattfinden. Soziale Relevanz erfahren Onlinedaten hier in Praktiken, in denen sie arbeitsalltäglich in lokale Zusammenhänge importiert werden. In situ werden diese kooperativen Importe über verschiedene mediale Übersetzungen beobachtbar: Spezialisierte Versprachlichungen, Visualisierungen, Verkörperlichungen und Verdinglichungen vermitteln Onlinedaten ins Offline – und stiften dabei Kooperation. Die vorgestellte Perspektive zur Beobachtung ermöglicht damit eine Differenzierung der binären Unterscheidung online/offline, die die Koordination im (Arbeits-)Alltag nur unzureichend beschreibt.

Schlagwörter: Soziologische Ethnografie, Qualitative Methoden, Techniksoziologie, Praxistheorie, Digitale Arbeit

Abstract

Based on a case study, in this article I discuss the methodical and analytical potentials of sociological observation of online practices, which take place in the context of cooperative processes. Here, online data becomes socially relevant in everyday work practices in which data is imported into local contexts. In situ these cooperative imports are observable through translations in different media: specialized language, visualisations, bodies and things mediate online data into offline activities – and bring about cooperation. The suggested perspective on intersected media in practice allows a differentiation of the binary distinction online/offline, which describes the coordination of work insufficiently.

Keywords: Sociological Ethnography, Qualitative Methods, Sociology of Technology, Practice Theory, Digital Labour

1 Einleitung

Im Zuge der Verbreitung computerbasierter Bildverfahren ist in internationalen Filmproduktionen das Versprechen lauter geworden, ‚alles‘ fotorealistisch darstellen zu können. Im Arbeitsalltag der Postproduktion zieht dies heute umfangreiche Recherchetätigkeiten nach sich, bei denen die Beteiligten „Referenzbilder“¹ für die

Gestaltung digitaler Filmeffekte suchen: In meiner Forschung in Visual-Effects-Firmen beobachtete ich beispielsweise, wie während des Designens per Internetbildsuchmaschine nach „molten steel“, „low sun“ oder „Container Flughafen“ gesucht wurde. Da solche Recherchen überwiegend online stattfanden, nimmt dieser Beitrag sie zum Anlass, die Implikationen der Beobachtung von Internetsuchen als Teil von Kooperation zu diskutieren: Hier arbeiten Menschen als Teil ihrer Erwerbsarbeit *mit* und *im* Internet, d.h. sie greifen auf digitale Infrastrukturen zu und überführen Onlinedaten in den kooperativen Zusammenhang. Gleichzeitig tragen sie im Zuge der Suchanfragen zur Verdatung² ihrer Arbeitsabläufe bei. Im Folgenden geht es darum, wie diese Arbeit soziologisch beobachtet werden kann, und was der methodische wie analytische Ertrag davon ist. Was sieht die soziologische Beobachterin, wenn sie bei Onlinesuchen in Firmen ‚daneben‘ sitzt oder selbst sucht? Wie (weit) sollte sie Recherchen in den kooperativen Kontext hinein folgen, um zu beobachten, ob und wie konkrete Suchaufträge aufgegeben werden und wie mit Suchergebnissen weiterverfahren wird?

Hier stelle ich am Beispiel einer Studie zu filmischer Postproduktion einen Ansatz soziologischer Beobachtung vor, der sich auf Praktiken richtet, in denen Onlinesuchen und ihre Ergebnisse *in laufende Kooperationen importiert werden*.³ Dieser gibt Aufschluss dazu, wie Onlinedaten Zusammenarbeit stiften – und ist potentiell auch auf andere Internetpraktiken übertragbar. Methodisch werden dazu *mediale Übersetzungen*⁴ des Forschungsfelds fokussiert, in denen arbeitsalltäglich Daten zustande kommen: In der Praxis ihrer Nutzung nehmen Onlinedaten verschiedene Formen an, die sie beobachtbar machen. Hierzu zählen *Versprachlichungen* (z.B. Suchwörter formulieren), *Visualisierungen* (Suchergebnisse zeigen), *Verkörperlichungen* (Suchergebnisse anschauen und bewerten) und *Verdinglichungen* (Ergebnisse als Dateien speichern). Diese Übersetzungen vermitteln zwischen Online und Offline: Ihre Betrachtung ermöglicht eine Differenzierung der binären Unterscheidung, die die Koordination im (Arbeits-)Alltag nur unzureichend beschreibt; und damit auch einen Vergleich neuer und bestehender Praktiken im und mit dem Internet. Wie ich hier darstelle, erfolgt ihre Beobachtung aus dem Offline des Forschungsfelds, das individuelle, geteilte und verteilte Praktiken umschließt, und erfordert von Soziolog*innen daher dem Feld angemessene Computerfertigkeiten.

2 Online/Offline beobachten

In den letzten Jahrzehnten wurden zahlreiche Ansätze entwickelt, um soziales Geschehen im Internet zu erforschen. Auch soziologische Beobachtung bietet als Form von Praxisforschung (Lengersdorf 2016) umfangreiche Möglichkeiten, um Onlineaktivitäten nachzuvollziehen. Dabei stellen sich methodische Fragen zur Verbindung von Online und Offline, wie z.B. in welchen Fällen und auf welche Weise Onlinepraktiken *per Internet* beobachtbar werden, oder wann und wie (auch) die lokalen Settings beobachtet werden sollten, in denen sich Teilnehmer*innen von Onlinepraktiken körperlich befinden. Wie wird man in der Beobachtung der medialen Logik des Internets als Verbindung verschiedener Settings *und* deren lokaler Ordnung methodisch gerecht? Entlang dieser Frage dis-

kutiere ich hier Möglichkeiten und Herausforderungen soziologischer Beobachtung kooperativer Onlinerecherchen.

2.1 Medienpraktiken angemessen beobachten

Soziologische Beobachtung bietet sich grundlegend an, um alltägliches Geschehen im Vollzug zu registrieren. Sie geht von der Situiertheit sozialer Praktiken aus: Demnach wird soziale Wirklichkeit kontinuierlich im Alltag als „ongoing accomplishments“ (Garfinkel 1967, S. vii) hergestellt, indem sich die Beteiligten im Handeln wechselseitig deutend wahrnehmen und aufeinander beziehen (Goffman 1971).⁵ Die soziologische Erforschung dieser Prozesse gestaltet sich daher prinzipiell als „Beobachtung von Beobachtungen“ (Scheffer 2002, S. 352). Soziales ist hierbei – ob für Teilnehmer*innen oder Forscher*innen – beobachtbar, *weil* es sich grundlegend medial konstituiert, d.h. sprachlich und körperlich (Schütz/Luckmann 2003, S. 468) sowie auch bildlich (Przyborski 2018, S. 138) oder materiell (Schatzki 2016, S.33). Medien, in einem weit gefassten Sinne, sind also Teil beobachteter Alltagspraktiken (Hepp/Hartmann 2010), wie auch der Forschung. Unter der Annahme gedeuteter Wirklichkeit stellt sich demnach nicht die Frage, *ob*, sondern *wie* Medien Beobachtetes und Beobachtung beeinflussen: Eine *angemessene* Anpassung qualitativer Sozialforschung an den Forschungsgegenstand (Strübing et al. 2018) umschließt auch die Reflexion von Feld- und Forschungsmedien.

Dafür ist ein Medienverständnis notwendig, demzufolge Medien Praxis beeinflussen, ohne sie zu determinieren. Dahingehend plädiere ich grundlegend, auch, nicht-menschliche Teilnehmer*innen an Praktiken zu beachten (Latour 2006).⁶ Ferner betrachte ich Technologie als soziale Form, nicht als Werkzeug instrumentellen Handelns, sodass weder Nutzer*innen noch Technik analytisch präferiert werden (Schmidt-Lux 2014, S. 181): Medien, auch technische, werden über die alltägliche Praxis ihrer Nutzung verstanden (Keppler 2014, S. 90). Das heißt erstens, dass meist mehrere Medien an Praktiken beteiligt sind. Rammert (2016, S. 9) konzipiert in Hinblick auf technische Medien z.B. wiederholbare Wirkzusammenhänge, die *graduell* „technisiert“ sind: In der Onlinesuche greifen demnach Körper (der Suchenden), Dinge (z.B. Bildschirme) wie Zeichen (z.B. Sprache oder Algorithmen) ineinander – und sind im Gebrauch *als Technik* beobachtbar. Zweitens ermöglicht und beschränkt die Nutzung bestimmter Medien kommunikatives Handeln je unterschiedlich: Für Teilnehmer*innen (inklusive Forscher*innen) werden dabei „sekundäre Wirkzone[n] des Handelns“ (Knoblauch 1996, S. 355f.) über Zeit und Raum erschlossen. Drittens binden Medien Praktiken an bestimmte Orte – und entbinden sie gleichzeitig graduell (Thielmann 2014, S. 357).

Demnach hat Mediengebrauch Einfluss darauf, wo und wann ein Forschungsfeld stattfindet und (von) wo es beobachtet werden kann. Dabei sind Wechselwirkungen zwischen Beobachtung und Beobachteten zu beachten, denn Feld (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2010, S. 20) wie Phänomen (Kalthoff 2006, S. 155) werden durch Forschung erzeugt. So erfolgen schon Feldzugänge oft technisch vermittelt, ob per Telefon, über Websites oder per E-Mail. Da die Forscherin auch vor Ort „mit ihren jeweiligen Medien an Situationen teil[nimmt]“ (Mohn 2013, S. 172), muss deren Einfluss auf das dortige „natürliche“ Geschehen (Knoblauch 2015) reflektiert werden.⁷ Notizblock und Aufnahmegeräte erlauben es weiter, auf beo-

bachtete Praktiken auch später zuzugreifen. Damit kann z.B. deren sprachliche Explizierung (Hirschauer 2001, S. 429) als Transkript jenseits des Geschehens erfolgen und neue Wahrnehmungskapazitäten für die lokale Beobachtung schaffen.

2.2 Internet(suchen) beobachten

Bereits kurz nach Aufkommen der ersten Internetsuchmaschinen⁸ wurden Online-Suchstrategien erforscht (Lazonder et al. 2000). Diese frühen Experimente hoben die Nützlichkeit von Expert*innenwissen im jeweiligen Recherchebereich hervor sowie die Erfahrung der Suchenden damit, wie Suchmaschinen Informationen ordnen. Ihre Befunde verweisen bereits darauf, dass Suchpraktiken *doppelt* situiert sind (wie andere Onlinepraktiken, vgl. Schmidt/Wiesse 2019):⁹ Einerseits sind sie in eine digitale Infrastruktur eingebettet, die zeiträumlich verteilt zugänglich ist, in ihrem Funktionieren auf verteilte Dateneingaben baut (Röhl/Gießmann 2019) und ortsentbunden Suchergebnisse produziert, andererseits in die spezialisierten Settings der Internetnutzung, die sich an bestimmten Orten und Zeiten ereignen. Hier bespreche ich eine angemessene methodische Berücksichtigung beider Situierungen: Wie werden kooperative Onlinesuchen beobachtbar? Diese Frage betrifft die Reflexion von Forschungsfeld sowie -vorgehen.

Zur Beobachtung sozialer Praxis muss zunächst ein Forschungsfeld bestimmt und lokalisiert werden. Da die Medien des Felds und der Forschung Einfluss auf dessen raumzeitliche Grenzen haben, kann soziales Geschehen nicht nur durch das Aufsuchen geografisch-physischer Orte beobachtet werden, sondern auch teilweise *über das Internet*. So wurden in den letzten Jahren Verfahren entwickelt, die soziologische Beobachtung konzeptionell sowie forschungspraktisch erweitert bzw. angepasst haben.¹⁰ Hierbei nehmen Forscher*innen mittels eigener Internetnutzung ortsunabhängig an sozialem Geschehen teil und/oder beobachten fremde Internetnutzung im Feld. Versteht man Beobachten als wahrnehmende, d.h. körperliche Forschungspraxis, handelt die soziologische Forscher*in jedoch immer aus *einem* Offline heraus, ob sie in ihrem eigenen Büro online geht, um z.B. in einem Forum zu lesen oder zu posten (Greschke 2007) oder die „Online-Community“ in einem Onlinegame (Pellicone/Ahn 2018) zu beobachten, oder ob sie auch in physischer Kopräsenz zu den Teilnehmer*innen deren Techniknutzung (Dirksen et al. 2010; Nørskov/Rask 2011) oder sogar Interaktionen jenseits des Internets (Greschke 2007) betrachtet.

Es gilt also zur Beobachtung zunächst das *jeweilige* Offline des Forschungsfelds zu bestimmen, über den ein Forschungszugang für die Beobachterin möglich ist. Im vorliegenden Fall kooperativer Onlinerecherche bestimmt sich dieses an den Grenzen der Organisation. Je nach Feld haben Onlinepraktiken verschiedene Reichweiten, die abstrakte Vorstellung *eines* einheitlichen, ortsentbundenen Internets greift zu kurz: Viele, aber nicht alle Onlineaktivitäten sind öffentlich und damit ortsentbunden über das World Wide Web beobachtbar.¹¹ Im untersuchten Fall heißt das: Internetsuchmaschinen, wie sie bei der Onlinerecherche für „Referenzbilder“ im Einsatz sind, können zwar über beliebige internetfähige Geräte benutzt werden, d.h. die Forscherin kann an der Praxis der Internetsuche teilnehmen, indem sie selbst sucht. „Filterblasen“ (Pariser 2011) machen jedoch deutlich, dass digitale Infrastrukturen nicht die ‚gleichen Informationen‘ für alle Nutzer*innen bieten, sondern sich u.a. auch nach Ort und Zeit der Suche unterschei-

den. Spezifische Suchaufträge, die in der kooperativen Onlinerecherche als Teil von Erwerbsarbeit ausgeführt werden, können nur über *bestimmte* Hard- und Software beobachtet werden. Im Fall von Postproduktion sind diese Medien (Thielmann 2014, S. 357) wie ihre Nutzer*innen (Schindler 2019) wenig mobil, sondern zentrieren sich in Visual-Effects-Studios.¹² Dort anwesend, können Soziolog*innen diverse Praktiken des „infrastructuring“ (Karasti/Blomberg 2018) beobachten, statt digitale Infrastrukturen als einheitliches Ganzes zu untersuchen.

In der Produktionsstätte sind Onlinerecherchen prinzipiell als Mensch-Computer-Interaktion beobachtbar: Personal Computer stellen einen zentralen „Interaktionspartner“ (Geser 1989) für Arbeitende dar. Hierbei wachsen die „Kapazitäten für die Kommunikation von Zuständen und Anweisungen so unermesslich, dass differenzierende Dialoge“ (Rammert 2016, S. 34) geführt werden. Diese ereignen sich nicht nur *sprachlich*, sondern auch *bildhaft* bzw. visuell (als Bildschirmanzeige) sowie *gestisch* (durch synchronisierte Maus- und Cursorbewegungen). Knorr Cetina (2012) hebt diese *körperliche* Vermittlung „informationeller Realitäten“ (wie Onlinesuchen) hervor, die sich über Displays in die physischen Räume der Internetnutzung projizieren. Dabei rückt auch die *dingliche* Ebene von Internetpraktiken in den Blick, die auf Hardware angewiesen sind, ohne die weder Daten aufgerufen noch gespeichert werden könnten. Mittels dieser Dinge, Körper, Worte und Bilder interpretieren und transformieren Nutzer*innen in der Praxis Onlinedaten, um sie für die laufende Kooperation zu verwenden; nicht zuletzt, weil sich diese häufig als „broken data“ (Pink et al. 2018) herausstellen. Hier finden also „Importe“ (Scheffer 2013, S. 90) in die Zusammenarbeit statt, die Kooperation ermöglichen und prägen. Solche medialen Übersetzungen von Onlinedaten lassen sich ebenso in Interaktionen jenseits des „one-on-ones“ feststellen: Auch in Gespräche mit physisch anwesenden Menschen werden Computer sprachlich wie gestisch eingebettet (Böhringer/Wolf 2010). Bildschirme formieren dabei als „skopische Medien“ (Knorr Cetina 2012, S. 85) ihre Betrachter*innen im Raum (Krämer 2012, S. 218; Henderson 1991). Auch die weitere kooperative Verwendung und Zirkulation von Daten jenseits einzelner Computer erfolgt multimedial: Dateien werden gespeichert, benannt, geordnet, verschickt, aufgerufen, betrachtet, benutzt etc. Dabei entstehen „Kopplungen, die deutlich machen, dass die Netz- und Softwaretechnik die Ordnung des Büros eben nicht auflöst, sondern adaptiert.“ (Schmidt 2012, S. 150)

Die Beobachtung multimedialer¹³ Übersetzungen zwischen Online und Offline macht Onlinepraktiken analytisch vergleichbar mit anderen Praktiken, die sich ebenso sprachlich, visuell, körperlich oder dinglich konstituieren – wenn auch auf andere Art (Schäfer 2016). Ebenso erlaubt sie Anschlüsse an methodische Überlegungen: Welche „praxisgebundenen Sehfertigkeiten“ (Schindler/Liegl 2013) benötigen z.B. Soziolog*innen, um Datenimporte wahrzunehmen und zu verstehen? Anhand empirischer Datenbeispiele wird diese Frage im Folgenden entlang der Übersetzungen in Onlinesuchen der Postproduktion beantwortet, die jeweils Anforderungen an ihre Wahrnehmung stellen. Die doppelte Situierung von Onlinesuchen bezieht sich dabei also auch auf Soziolog*innen, deren Wahrnehmung und Fertigkeiten sowohl ein Verständnis des spezifischen Felds als auch der verwendeten Technik, inklusive digitaler Infrastrukturen voraussetzen.

3 „Referenzbilder“. Onlinerecherchen beobachten

Digitale Filmeffekte entstehen im Auftrag von Medienproduktionen in Visual-Effects-Firmen, von denen ich in Deutschland und England zwischen 2015 und 2017 sieben besucht habe.¹⁴ Hier wurden in teils sehr großen Teams arbeitsteilig Kameraaufnahmen ergänzt, ersetzt und verändert. Die Arbeitsteilung wurde durch digitale Technologien ermöglicht, über die Dateien versandt und Aufgaben verteilt und besprochen wurden (Rüling/Duymedjian 2014). Während vor Filmveröffentlichungen nur selektierte Informationen die Firmen verließen (Caldwell 2008), strömten viele Onlinedaten herein: Die Beteiligten suchten regelmäßig im Internet nach visuellen Referenzen für ihre Gestaltung. Der folgende Ausschnitt aus einem Interview mit einem Projektleiter [D2/2015: 48m57s-49m58s] führt in die Praktiken ein, in denen „Referenzbilder“ gesucht, geteilt, betrachtet und besprochen wurden.¹⁵

Forscherin:	Welche Rolle spielt Recherche so im Arbeitsprozess, also an verschiedenen Punkten des Workflows welche – also auch d- inwiefern recherchieren die Artists, inwiefern recherchiert ihr [[ähm]]	1 2 3
Projektleiter:	[[Es gibt]] äh eigentlich () eigentlich sehr sehr viel ja, und je nach- also das is schon so dass wir ähm, die Leads dann ihre Recherche auch selber machen // ^F mhm// es gibt dann schon was weiß ich dass ich mal ein cooles Bild seh und sage guck mal das find ich cool oder, // ^F ja// (der) Kunde kann uns auch mal ein cooles Bild schicken (wa) so was in die Richtung // ^F mhm// aber wir ham tatsächlich ne Bilddatenbank // ^F ok// die wir für jedes Projekt dann auch wieder aufbauen zum Beispiel für- ne rote Burg wenn (wir wissen) wir müssen ne rote Burg hinten rein machen dann recherchiert man halt danach, Schloss [Name] und //mhm// so weiter, recherchiert nach Architektur	4 5 6 7 8 9 10 11 12 13

Der Projektleiter ordnet die „Recherche“ *Zeile 1* im Interview als typische Produktionspraxis ein („sehr sehr viel“⁴). In seiner Antwort deutet er die Frage nach einer „Recherche im Arbeitsprozess“¹ in die Suche nach einem „Bild“⁷ um. Damit, wie auch durch die Wahrnehmungsverben („seh“ „guck mal“⁷) betont er die primär visuelle Verfasstheit der digitalen Importe als *Visualisierungen* von Arbeit, die gesehen werden (müssen). Die Bildauswahl wird inhaltlich („rote Burg“¹¹) durch Vorgaben im „Projekt“¹⁰ gerahmt sowie durch ästhetische („cool“^{7,8}), sprich: normative Orientierungen über Gestaltung. Letztere werden z.B. über „glaubhafte“ Filmdarstellungen (Rüling/Duymedjian 2014, S. 106) erkennbar, wie im Bezug der Suche zu existierender „Architektur“¹³. Für die Visualisierung sind weitere *Übersetzungen* notwendig: Suchworte wie „Schloss“¹² *verbalisieren*, „verschickbare“⁸ Bilddateien *verdinglichen* Gestaltung. Sie verbinden Online und Offline und sind nötig, damit allgemein verfügbare Onlinedaten für den spezifischen Fall der Postproduktion Kooperation stiften (können).

Für die Methodenreflexion zeige ich in der folgenden Analyse erstens, dass die kooperative Bedeutung der im Interview angesprochenen medialen Übersetzungen durch lokale Beobachtung von Datenpraktiken am Bildschirm ergänzt, überprüft und detailliert werden konnte (3.1): Denn, wie genau wurde z.B. ein „cooles“⁸ Bild bestimmt? Während die Verbalisierung der Suchworte teilweise auch im Interview rekonstruiert werden könnte, bietet sich die lokale Beobachtung z.B. an, um die spezialisierten Praktiken des Sehens, die die Onlinerecherche im Untersuchungsfeld auszeichnet, sequentiell und in ihrem Kontext nachzuvollziehen. Auch

deutet sich im Interview das organisatorische Potenzial der Bildsuche an: „Leads“⁵, „Kunde“^s und Projektleitung suchen, ordnen („*Bilddatenbank*“⁹) und kommunizieren miteinander („*guck mal*“⁷) anhand konkreter Bilder. So zeige ich zweitens, wie die kooperativen Übergänge in den Forscher*innenblick kommen (3.2). Diese ereignen sich teils auch per *Intranet*, dessen Beobachtung feldspezifische Computerkompetenzen erfordert (3.3).

3.1 Aus dem individuellen Offline der Onlinesuche

Onlinerecherchen vollzogen sich in meinen Beobachtungen vornehmlich als Aktivitäten einzelner Produzent*innen an deren Schreibtisch. Der forschende Blick über ihre Schulter ermöglichte einen sequentiellen Nachvollzug dieser spezialisierten, lokal überschaubaren Praxis, in der Internetsuchmaschinen genutzt werden, um produktionsrelevante Suchergebnisse zu generieren. Hierbei wurde Arbeit (1) mittels Suchwörtern *verbalisiert*, (2) als bildhafte Suchergebnisse *visualisiert*, (3) in der Computernutzung *verkörperlicht* und (4) durch die Datenverlinkung und Dateispeicherung verdinglicht. Hier zeige ich an Feldnotizen [D2/10.06.15, 13.30 Uhr], wie die medialen Formen, mit denen Daten individuell aus dem Internet in die Kooperation importiert wurden, deren Beobachtung prägen.

Als ich von meinem benachbarten Arbeitsplatz aus sehe, dass Supervisor ⁵	1
ein Fenster mit einer Google-Bildsuche geöffnet hat, frage ich ihn, was er	2
sucht. Im Suchfeld steht „destroyed stadium“. ⁵ erzählt, dass die Recherche	3
sehr wichtig sei, denn sie basieren ihre Bilder „ja auf der Realität“. Er	4
scrollt schweigend durch die Suchergebnisse, öffnet einige davon in neuen	5
Browsertabs. Danach schaut er die Tabs nacheinander durch und speichert	6
recht viele Bilder in einem Ordner, in dem schon andere Bilder vorhanden	7
sind. Insgesamt sucht er ca. fünf Minuten, zwischendrin wählt er die	8
Herkunftswebsite von drei Bildern an, einmal kopiert er daraus einen	9
Städtenamen ins Suchfeld in einem neuen Tab und bestätigt den	10
Autocomplete-Vorschlag „destruyado“. Auf meine Frage, warum er so viele	11
Bilder auswählt, erklärt er, dass er immer erst viele Bilder herunterlädt und	12
dann später genauer reinguckt und auswählt.	13

Für die beobachtete Suche war erstens eine *Verschriftlichung* entscheidend: Indem er konkrete Suchwörter eingab, transformierte der „*Supervisor*“¹ den Gestaltungsauftrag auf spezifische Weise. Diese Arbeit erfolgte „büroöffentlich“ (Schmidt 2012, S. 169), d.h. war auch für die Forscherin in Blicknähe zugänglich („*benachbarten*“¹) und beschreibbar. ‚Displays‘ sind auf eine Beobachtung ausgerichtet: Sie zeigen lokal nicht nur Information, sondern auch Eingaben in ‚Echtzeit‘, z.B. durch (typo-)grafische Abbildungen. Im Beispiel ließen die fortlaufenden Aktivitäten des Suchenden die sprachliche Übersetzung als Teil einer routinierten Praxis erscheinen, wie sie typisch für einen professionellen Umgang mit Bildern ist (Amann/Knorr-Cetina 1988, S. 135). Dazu gehörte, dass sich der Suchende per „*Autocomplete*“¹¹ die mediale Logik der Suchmaschine zu Nutzen machte, um passende Ergebnisse zu generieren. Diese verarbeitet die Dateneingaben anderer Nutzer*innen zu häufigen Anfragen: Die Spezialisierung in der Onlinerecherche für „*Referenzbilder*“ lag – vielleicht kontraintuitiv – in der Pluralität, Kürze und Allgemeinheit der Suchworte, wie über die lokale Beobachtung erkennbar wurde.

Zweitens produzierte die Suche eine *Visualisierung* der Arbeitsobjekte. Geht man von der grundlegenden Vieldeutigkeit von Bildern aus (Barthes 1990), lässt

sich fragen, wie für die anwesende Forscherin beobachtbar wurde, *was der Suchende* in den Suchergebnissen sah – konnte sie aus geringer Distanz zwar die angezeigten Bilder sehen, nicht aber ‚durch dessen Augen‘ (von Lehm et al. 2015, S. 400). Der Zugang erfolgte über die beobachtbaren, spezialisierten Praktiken, zu denen z.B. auch die Eingabe von Suchwörtern gehörte, in die der Blick des Supervisors – im Sinne einer „professional vision“ (Goodwin 1994) – eingebunden war. In ihnen wurden die Suchergebnisse gemäß berufsspezifischer Relevanzen gedeutet und behandelt. Durch die sequentielle Bildbetrachtung und -auswahl im Suchverlauf wurde ein „visueller Eigenwert“ (Burri 2008) der Suchergebnisse praktisch hergestellt, und zwar *als Abbildungen von „zerstörten Stadien“*³. Wie bei den Suchwörtern ist die Ordnung der Suchmaschine Teil dieser Praxis: Der Blick des Projektleiters konnte über Suchergebnisse beim „Scrollen“⁵ oder auf Websites⁶ „marodieren“ (Reichertz 2007). Auch der Blick der Forscherin wanderte, geübt vom privaten Gebrauch der allgemeinen Internetsuchmaschine brachte sie bereits „praxisgebundene Sehfertigkeiten“ (Schindler/Liegl 2013) für die Beobachtung der Visualisierungen in der Onlinerecherche mit. Mittels Videoaufzeichnung könnte genauer festgehalten werden (Tuma et al. 2013), welche Bilder wie lange angeschaut bzw. ausgewählt wurden, jedoch zeigte die Praxis der Bildauswahl (sowie die abschließenden Erklärungen des Projektleiters), dass es in dieser Praxis nicht primär um das einzelne Bild ging, das für die Forschung abgelichtet und gespeichert werden müsste, sondern um die Generierung vieler adäquater Referenzen für den späteren Gebrauch (s. 3.2, 3.3).

Wie sich durch die Auswahl per Auge andeutet, war drittens eine *Verkörperlichung* in der Onlinerecherche beobachtbar. Die Suche brachte bestimmte körperliche Aktivitäten mit sich, die die Internetnutzung im lokalen Raum verankerten – und wie die Informationen auf den Displays im Büro beobachtbar waren. Aus praxistheoretischer Perspektive bedingen und konfigurieren sich Praktiken und Körper wechselseitig (Gherardi 2017): Die Suche nach „Referenzbildern“ benötigt und erzeugt fokussierte, sehende Körper. Z.B. zeigte die anhaltende Ausrichtung des Suchenden auf den Bildschirm *off.* dessen Fokussierung auf das Suchen und hatte Anteil an der Hervorbringung des visuellen Werts der Suchergebnisse (s.o.). Wie ein „Probe-Sehen“ (Krämer 2012, S. 217) beim Designen war dieses suchende Sehen experimentell, d.h. Bilder konnten bewertet werden, *indem* sie (vergleichend) betrachtet wurden. Die kontinuierliche Bedienung der Hardware verriet dabei „habitualisierte“ (Rammert 2016, S. 16) Suchaktivitäten wie anschauen, tippen, anklicken, etc. Indem spezialisiertes Sehen als *körperliche* Praxis beobachtet wurde, wurden Bedingungen digitalen Designs ersichtlich: Die Anstrengungen sehenden Gestaltens wurden auch für die Beobachterin leiblich erfahrbar.

Viertens waren *Verdinglichungen* zu beobachten, die die Onlinesuche ins Offline vermittelten. In sozialer Praxis wirken Bilder als Abbildungen *und* Artefakte (Burri 2008, S. 346): Bei Suchergebnissen handelte es sich um (zeichenhafte) Bilder, die angeschaut wurden, *und* um digitale Daten, die durch die Suchmaschine auf spezifische Art zusammengetragen und zugänglich – und damit für den Suchenden und Forscherin lokal beobachtbar – wurden.¹⁶ Im suchenden „Scrollen“⁵ erschienen uns die Daten in einem fortlaufenden Bildraaster und damit als gleichförmig und allgemein zugänglich. Die implizite algorithmische Hierarchisierung, welche Daten in welcher Reihenfolge von der Suchmaschine angezeigt wurden (Ferrara et al. 2016), blieb bei diesem Vorgehen unproblematisch. Denn ihr wurde durch pragmatische Suchstrategien begegnet, wie z.B. die Anpassung von Suchwörtern *off.* Hierbei wurden *verschiedene* Möglichkeiten der Darstellung „zerstör-

ter *Stadien*“³ erzeugt, die der Projektleiter im Hinblick auf ihre Passung beurteilte. Indem er Quellwebsites aufrief¹² und Dateien speicherte⁶, differenzierte er diese *Datenpräsentation* in einzelne *Dateien*.

3.2 Aus dem geteilten Offline der Onlinesuche

Die Onlinerecherche in der Postproduktion erfolgte nicht immer als isolierte Mensch-Computer-Interaktion. Ebenso war lokal beobachtbar, wie Onlinedaten in Interaktionen integriert wurden. Dies fand erneut über verschiedene mediale Übersetzungen statt, deren Form die lokale Zusammenarbeit prägte. Beispielsweise wohnte ich vor der geschilderten Episode in derselben Firma einer Sichtung aktueller Arbeitsstände bei [D2/10.06.2015, 10:30-10:45 Uhr]:

Der Supervisor sitzt an seinem Schreibtisch, um ihn stehen und sitzen dicht	1
gedrängt fünf Mitarbeiter. Die Anwesenden unterhalten sich über ein 3D-	2
Modell eines Stadions, das auf dem rechten Bildschirm angezeigt ist, auf	3
den sie überwiegend ausgerichtet sind. Der Projektleiter fragt, ob „bessere	4
Bilder von Stadien“ recherchiert wurden. Auf seinem linken Bildschirm ist	5
eine Google-Bildsuche geöffnet, in der Stadien angezeigt werden. Ein	6
Mitarbeiter lehnt sich über den Projektleiter, klickt auf dessen Computer	7
nacheinander Bilder von Stadien in einem Ordner an und vergrößert eins.	8
Mit Blick auf das Bild stellt der Supervisor klar, dass sie ein Modell von	9
einem „versunkenen“ Stadion bauen.	10

Auch im Treffen ließen sich sprachliche, visuelle, körperliche und dingliche Übersetzungen von Suchergebnissen feststellen. Sie wurden hier zusätzlich zu anderen Visualisierungen („*3D-Modell*“³) verwendet und lagen teils schon in gespeicherter Form⁸ aus vorhergehenden Episoden vor. Dies verweist auf ihre kooperative Funktion. Erneut wurde durch *Sprechen über*⁶, „*Ausrichten auf*“⁴, „*Anklicken*“⁷, „*Anzeigen*“⁶, „*Vergrößern*“⁸ und *Betrachten von*⁹ interaktiv ein *visueller Wert* (Buri 2008, S. 348) der digitalen Daten hergestellt. In der Koordination dieser körperlichen und sprachlichen Bezugnahmen bearbeiteten die Beteiligten das Problem, dass sie nicht sicher sein konnten, wie ihre Kolleg*innen die angezeigten Daten sahen (vom Lehn et al. 2018, S. 400). Als ein Mitarbeiter durch Vergrößerung⁸ ein Bild fokussierte, disqualifizierte der Projektleiter das zu Sehende, indem er erklärte, was er darin sah bzw. *nicht sah*: das zu gestaltende „*versunkene Stadion*“⁹. Dieses Problem stellte sich auch der Forscherin, die im Gedränge der in-situ-Teilnahme am „Gemeinsam-Sehen“ (Krämer 2012, S. 220) nachvollziehen konnte, wie die Teilnehmer*innen wechselseitig Probleme der Gestaltung herausstellten. Auch die verwendete Technik hatte daran Anteil: Die Displays „beriefen“ die Beteiligten „ein“ (Henderson 1991), die sich körperlich nach ihnen ausrichteten, um sie zu betrachten. Visualisierung, Verkörperlichung und Verdinglichung wurden, vergleichbar zur individuellen Onlinesuche, lokal beobachtbar.

Im kollektiven Offline zeigte sich außerdem die kooperative Funktion der Übersetzungen, nicht nur *lokal* zwischen Online/Offline, sondern auch zwischen *verschiedenen* Episoden der Zusammenarbeit zu vermitteln. Durch Wörter, Dateien, Bilder und Körper können Onlinedaten nachhaltig in die Kooperation eingehen. Dass der Supervisor das zu Sehende als „*Stadien*“⁵ im Plural bezeichnete, verdeutlicht dies beispielhaft: Bereits vor der oben geschilderten Onlinesuche (3.1) wurde das geteilte Arbeitsobjekt damit als *ein Fall spezialisierter Architektur* gerahmt. Die Intersubjektivität dieser Kategorisierung, die die Logik der Such-

wörter in der Suchmaschine wiederholt (bzw. ihr vorausgreift), verdeutlicht sich im Vergleich: So entgingen der Forscherin als fachferner ZuhörerIn technische Details der gleichen Besprechung, wie z.B. in der ungenauen Beschreibung in den entsprechenden Feldnotizen zu dem Gespräch über das „Modell“₂ erkennbar.

3.2.1 Aus dem verteilten Offline der Onlinesuche

Durch die Beobachtung der Onlinesuche im individuellen Offline (3.1) wie ihrer Besprechung bzw. Anordnung im kollektiven Offline (3.2) treten Prinzipien der Kooperation in der Visual-Effects-Produktion zu Tage. Dabei deutet sich an, dass sich die kooperative Funktion der einzelnen Suche im Übergang zu vorangehenden und nachfolgenden Episoden entfaltet, in denen Suchergebnisse zu „Referenzbilder(n)“ werden: Indem beispielsweise der Projektleiter Ergebnisse in der „Bild-datenbank“ speicherte, „exportierte“ (Scheffer 2013, S. 90) er sie und machte sie für die weitere Zusammenarbeit als Dateien und Bilder verfügbar. Ebenso wurde die Aufforderung zur Suche aus dem Treffen als sprachliche Anweisung (in Form schriftlicher „Notes“ in der geteilten Projektsoftware) ausgeführt. Und die physische Anwesenheit des Projektteams zur Besprechung verdeutlicht die Relevanz des gemeinsamen Sehens, dessen Perspektive mit den Körpern der Mitarbeiter*innen in die anschließende individuelle Gestaltungsstätigkeit mitgenommen wurde. Die Beobachtung kooperativer Onlinesuchen sollte also nicht an einzelnen Suchen Halt machen, sondern den übersetzten Suchergebnissen durch die Kooperation folgen. Hier zeige ich abschließend, wie über das Intranet der Firmen beobachtet werden konnte, wie Suchergebnisse diffundierten und über Zeit und Raum Kooperation stifteten.

Um zu beobachten, wie Suchergebnisse gespeichert, geordnet und geteilt wurden, benötigte ich einen Log-In ins Intranet¹⁷ der Firmen. Einen eigenen Zugang (per Account) an einem Desktop-Computer vor Ort richteten nur drei von sieben besuchten Visual-Effects-Firmen ein, da es dieser erlaubte, wie sie begründeten, unumkehrbare Veränderungen darin vorzunehmen. Mich einzuloggen bedeutete also, Teil der informationellen Realität zu werden, die sich über Bildschirme in die „synthetische(n) Situationen“ (Knorr Cetina 2012) anderer Mitarbeiter*innen im gleichen Büro projizierte. Über das Intranet beobachtete ich in ‚Echtzeit‘, was gerade an verschiedenen Computern in der Produktionsstätte vor sich ging, z.B. über einen „Feed“ einer Software zur Projektorganisation, in dem Updates zum Projekt angezeigt wurden oder durch ein Browsing durch Dateiverzeichnisse.

Die digitalen Verzeichnisse der Postproduktion ordneten Daten auf spezialisierte Art. Die Beteiligten veröffentlichten dabei grundlegend (nur) bestimmte Informationen; Technik war (als Wahrnehmungsschranke gedacht, Goffman 2000; Laube 2016) Teil ihrer Inszenierung von Arbeit gegenüber Kolleg*innen. Z.B. war die finanzielle Planung in der Projektsoftware nur der Projektleitung einsichtig. Die Ordnung des Intranets funktionierte referentiell. So wurden die Suchergebnisse zum „zerstörten Stadion“ zusammen in einem Ordner gespeichert; ebenso waren „Referenzbilder“ in der Projekt-Software mit spezifische Arbeitseinträgen verlinkt. Diese Ordnung ließ auch verschiedene lokale Darstellungen der gleichen Einträge zu. Beispielsweise ließen sich Mitarbeiter*innen ihre Aufgaben durch die Software-Funktion „My View“ personalisiert anzeigen; ein Producer erklärte mir, dass er häufig nur Einträge auswählte, die durch den Status „in progress“ markiert seien. Über das Intranet ließ sich also nachvollziehen, für welche Aufgaben eine Bilddatei eine Referenz war, oder auch wann sie gespeichert und verändert, jedoch nicht, wie

sie bei der Gestaltung genutzt wurde. Ebenso bedeutet das, dass der Gebrauch lokaler Infrastrukturen der Postproduktion zur Beobachtung ein Verständnis ihrer Praktiken benötigte, das teils durch Teilnahme erlangt wurde, teils auf denen eigenen Umgang mit Computern basierte. Die (forschende) Navigation wurde dadurch erleichtert, dass sich die Beteiligten *gegenseitig per Intranet* anzeigten, wie die Daten zu verstehen seien. Z.B. waren nicht nur Verzeichnisstrukturen, sondern auch deren Benennung in den Firmen standardisiert, durch Abkürzungen von Projektnamen oder Nummerierung von Versionen. Indem er die Suchergebnisse zum „zerstörten Stadion“ als Dateien in einem benannten und lokalisierbaren Ordner speicherte, machte auch der Supervisor sie für andere auffindbar und nutzbar. Beim Browsing durch die (großen) Datenrepositorien wurden *relevante* Informationen also nur durch „praxisgebundene“ (Liegl/ Schindler 2013) Fertigkeiten wahrgenommen. Diese „Sehfertigkeiten“ (ebd.) forderten von mir, nicht nur zu schauen, sondern auch mich auszurichten, zu klicken, anzuwählen, zu zoomen, zu ordnen, etc. – kurz: Verlangt war Visualisierung, Versprachlichung, Verkörperlichung und Verdinglichung *als Teil der Forschungspraxis*.

4 Fazit

Internetsuchmaschinen sind Teil einer digitalen Infrastruktur, die losgelöst von konkreten Settings erscheint. Aus dem Offline einer Organisation heraus zeigen sich Suchpraktiken jedoch als spezialisiert sowie vielfältig in kooperative Verfahren eingebettet. Daten ‚aus dem Internet‘ erfahren Relevanz und Legitimität für die Zusammenarbeit, indem sie in lokale Zusammenhänge *importiert* werden – und zwar visuell, materiell, körperlich und sprachlich. Dabei werden sie immer auch transformiert. Dahingehend konnte für das hier betrachtete Beispiel der Filmproduktion eine rekursive ‚Medienlogik‘, in der Medienbilder fortlaufend weitere Medienbilder erzeugen (Baudrillard 1986), als soziotechnische Arbeit aufgedeckt werden: Um als Referenz für Filmdarstellungen zu taugen, erforderte ein „*cooles Bild*“ (s.o.) u.a. die Formulierung, Eingabe und Anpassung von Suchwörtern, ein vergleichendes Betrachten von Suchergebnissen, ihre Besprechung, nachvollziehbare Speicherung und Verlinkung. Umgekehrt stifteten Onlinedaten erst in Form von Bild, Datei, Wort oder Körper Kooperation: Als „*Referenzbilder*“ ermöglichten Internetbilder dem Projektteam einen geteilten Blick auf die gemeinsame Gestaltung. Dabei delegierte die Projektleitung Arbeitsanweisungen teilweise an die Suchmaschine, sodass in der Praxis der Internetsuche Hierarchieausübung mit dem gestalterischen Freiraum der ‚kreativen‘ Mitarbeiter veröhnt werden konnte. Dabei zeigte sich ein professioneller Umgang mit den Logiken der Internetdienste wie „Filterblasen“ (Pariser 2011) oder Datenverarbeitungen wie z.B. „*autocomplete*“.

Um solch eine Analyse auf Grundlage empirischer Forschung anzustellen, ist soziologische Beobachtung von Internetsuchen überaus ertragreich. Mit der Beobachtung *medialer Übersetzungen aus dem individuellen, geteilten und verteilten Offline einer Organisation* hat der Beitrag beispielhaft eine Forschungsstrategie vorgestellt, mit der in den Blick kommt, wie Onlinedaten soziale Relevanz erfahren. Beobachtungen sind gut geeignet, um Visualisierung, Verkörperlichung und Verdinglichung in der Praxis nachzuvollziehen.¹⁸ Die Fragen, wie Onlinedaten

sichtbar, greifbar, lesbar etc. werden, helfen dabei, jeweils angemessene Perspektiven auf die Onlinepraktiken zu gewinnen, sowohl praktisch (z.B. *wie nah* muss man ran an die Bildschirme der Internetsuche? *Über welche Geräte* kann man den Onlinedaten durch die Kooperation folgen?) als auch analytisch (z.B. *wie weit* muss man den Daten durch die Kooperation folgen?).

Grundsätzlich kann man beim Beobachten von Onlinerecherchen auf bestehende methodische Reflexionen zurückgreifen: Im vorliegenden Beitrag wurde nach „praxisgebundenen Sehfertigkeiten“ (Schindler/Liegl 2013) gefragt, durch die Onlinepraktiken beobachtbar werden. Die Onlinerecherche in der Postproduktion war, anders als z.B. Programmieren (Schmidt 2012, S. 169) oder Finanztrading (Knorr Cetina 2012), auch von der feldexternen Beobachterin vergleichsweise leicht nachvollziehbar. Sie war mit dem Prinzip der Suchworte vertraut, wie mit Darstellung und Verlinkung der Suchergebnisse – und diese intersubjektivität der digitalen Infrastruktur wurde in der Filmproduktion eben zur Herstellung einer *geteilten Referenz* im Projektteam genutzt. In Angesicht dieser Nutzung digitaler Infrastrukturen waren daher in der Analyse verstärkt Methoden der Befremdung von den beobachteten Episoden notwendig (Amann/Hirschauer 1997; Garfinkel 1967, S. 36-38), um die Praktiken als *spezialisierte* zu erkennen. So stellt auch die sprachliche Kodierung von Bildern, wie sie in Datenbanken per Dateinamen oder in der Internetsuche per Suchwörter typischerweise erfolgt, keine neue, sprich ausschließlich digitale Praxis dar – man denke an Registerkarten und Thesaurus. Jedoch erfordert ihre angemessene Beobachtung als Teil „skopischer Systeme“ (Knorr Cetina 2012) eine Multiperspektivität: Suchergebnisse wie Datenbankeinträge verändern sich nicht nur aufgrund der spezialisierten Datenpraktiken verschiedener Teilnehmer*innen fortlaufend, sondern zeigen sich diesen auch unterschiedlich.

Schließlich lässt sich festhalten: Die methodische Fokussierung der medialen Übersetzungen zwischen Offline/Online im Forschungsfeld erleichtert auch die Reflexion von Forschungsdaten – als ebenso spezialisierte Übersetzungen (vgl. Meier zu Verl 2018). Entsprechend betreffen Anschlussfragen des vorgestellten Vorgehens angemessene Forschungsmedien, in denen beobachtete Praktiken in Forschungsdaten transformiert werden.

Anmerkungen

- 1 Zitate und Feldbegriffe aus den zugrundeliegenden Beobachtungen (vgl. Kap. 3) sind kursiv und in doppelte Anführungsstrichen gesetzt.
- 2 Zum aktuellen Stand und historischen Entwicklung der Erzeugung und Nutzung von digitalen Daten im Sinne eine „Datafizierung“ siehe Houben/Prietl (2018).
- 3 Ich danke den Visual-Effects-Produzent*innen, an deren Arbeitsalltag ich für meine Forschung teilhaben durfte, sowie den Herausgeber*innen des Sonderhefts und den anonymen Reviewer*innen für Ihre anregenden Kommentare zu diesem Beitrag.
- 4 Mit dem Konzept lehne ich mich an die Actor-Network Theory an (Latour 2006, S. 39; s. Kapitel 2.2).
- 5 Als Methode qualitativer Sozialforschung unterliegt soziologische Beobachtung einer Reihe methodologischer Setzungen, die hier nur angeschnitten werden (vgl. Knoblauch 2015).
- 6 Für weitergehende Überlegungen zu Praxis s. Schäfer (2016), zu Materialität Röhl/Gießmann (2019).

- 7 Die Frage der Beeinflussung der untersuchten Praxis durch die soziologische Beobachtung wird im vorliegenden Beitrag vernachlässigt. Wie wichtig Teilnahme für die Forschung ist, variiert je nach beobachteten Praktiken (Miettinen et al. 2009, S. 1315).
- 8 Die wichtige Rolle, die Suchmaschinen in der Verbreitung des Internets zukam, da sie Informationen zugänglich machen und ordnen (sowie manipulieren, Ferrara et al. 2016) hat sich bis heute weiter vergrößert (Halavais 2008, Graham et al. 2014). Ihre Entwicklung geht historisch auf automatisierte Suchverfahren in Datenbanken in den 1950ern zurück (s. Röhle 2010).
- 9 Im aktuellen Medienkontext wird daher auch die Situation als soziologische Beobachtungs- und Analyseeinheit, die mit Goffman (1971) typischerweise ein raumzeitliches Zusammentreffen von Körpern meint, umfassend diskutiert (z.B. als „synthetische Situation“, Knorr Cetina 2012). Die methodologische Debatte, die sich auch in Begriffen wie „Transsituativität“ (Schindler 2019; „Intersituativität“ (Hirschauer 2014) oder „Postsituationalismus“ (Röhl/Gießmann 2019) zeigt, wurde noch nicht systematisch auf qualitative Sozialforschung zurückgeführt.
- 10 Z.B. „virtual ethnography“ (Hine 2000; 2014), „netnography“ (Kozinets 2015), „Webnografie“ (Strübing 2004) oder „connective ethnography“ (Leander/McKim 2003).
- 11 In anderen Fällen könnte das Offline des Felds räumlich weiter gefasst sein und (auch) eine ortsentbundene(re) Beobachtung per Internet ermöglichen. Damit verbunden sind variierende Grade und Arten von (Tele-)Präsenz (Hirschauer 2014, S. 124) und Teilnahme der Forscher*innen, z.B. können Internetforen beim „virtual shadowing“ (Vittadini/Pasquali 2014) oder „mapping“ (Caliandro 2018) unbemerkt von anderen Teilnehmer*innen erforscht werden.
- 12 Daher stellen „multi-sited ethnography“ (Marcus 1995) und mobile Ethnografie (Wittel 2000) hier nur bedingt angemessene Anpassungen der Beobachtung dar, obwohl sie in vielen Fällen „mediatisierter“ (Krotz et al. 2017) Praxis sinnvoll sind.
- 13 Vergleichbar ist das Konzept der „multimodality“ gedacht, das in der Konversationsanalyse alle relevanten Ressourcen beschreibt „that are mobilized by participants to build and interpret the public intelligibility and accountability of their situated action“ (Mondada 2018, S. 86).
- 14 Die Besuche dauerten zwischen wenigen Tagen und mehreren Wochen, zwei Firmen besuchte ich wiederholt (vgl. Trischler 2019).
- 15 Die Datenbeispiele sind nach Firmen/Jahr geordnet. Die Anonymisierung ist durch einfache eckige Klammern markiert, doppelte Klammern zeigen Überschneidungen von Redebeiträgen an.
- 16 Dateien und Daten als Verdinglichungen zu besprechen, impliziert deren Materialität: Diese wird dementsprechend nicht primär über ihre physische Konstitution definiert, sondern aus der Praxis heraus als etwas, das in der Interaktion als „gegeben behandelt wird“ (Scheffer 2005, S. 351).
- 17 Die umfangreichen spezialisierten Datenrepositorien der Postproduktion umfassen verschiedene Soft- und Hardware und werden hier unter dem Begriff des Intranets subsumiert.
- 18 Analytisch verdienen alle Medien der Onlinerecherche genauere Aufmerksamkeit; für die vorliegende Reflexion der Methode wurde ihr Ineinandergreifen in der Praxis hervorgehoben.

Literatur

- Amann, K./Hirschauer, S. (1997): *Die Befremdung der eigenen Kultur: Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie*. Frankfurt a.M.
- Amann, K./Knorr-Cetina, K. (1988): The Fixation of (Visual) Evidence. *Human Studies* 11(2/3), 133–169.

- Barthes, R. (1990): Rhetorik des Bildes. In: *Der entgegenkommende und der stumpfe Sinn*. Frankfurt a.M., 28–46.
- Baudrillard, J. (1986): Jenseits von Wahr und Falsch oder Die Hinterlist des Bildes. In: H. Bachmayer/F. Rötzer/O. van de Loo (Hg.): *Bildwelten – Denkbilder*. München, 265–268.
- Böhringer, D./S. Wolff (2010): Der PC als „Partner“ im institutionellen Gespräch. *ZfS* 39(3), 233–251.
- Burri, R.V. (2008): Bilder als soziale Praxis: Grundlegungen einer Soziologie des Visuellen. *ZfS* 37(4), 342–358.
- Caldwell, J.T. (2008): *Production Culture: Industrial Reflexivity and Critical Practice in Film and Television*. Durham, London.
- Caliandro, A. (2018): Digital Methods for Ethnography: Analytical Concepts for Ethnographers. Exploring Social Media Environments. *Journal of Contemporary Ethnography* 47(5), 551–578.
- Dirksen, V./A. Huizing/B. Smit (2010): “Piling on layers of understanding”: The use of connective ethnography for the study of (online) work practices. *New Media Society* 12(7), 1045–1063.
- Ferrara, E./O. Varol/C. Davis/F. Menczer/A. Flammini, (2016): The rise of social bots. *Communications of the ACM* 59(7), 96–104.
- Garfinkel, H. (1967): *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs.
- Geser, H. (1989): Der PC als Interaktionspartner. *ZfS* 18(3), 230–243.
- Gherardi, S. (2017): Sociomateriality in posthuman practice theory. In: A. Hui/T. Schatzki/E. Shove (Hg.): *The Nexus of Practices. Connections, constellations, practitioners*. New York.
- Goffman, E. (1971): *Verhalten in sozialen Situationen. Strukturen und Regeln der Interaktion im öffentlichen Raum*. Gütersloh.
- Goffman, E. (2000 [1956]): *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. München.
- Goodwin, C. (1994): Professional Vision. *American Anthropologist* 19(3), 441–447.
- Graham, M./R. Schroeder/G. Taylor (2014): Re: Search. *new media & society* 16(2) 187–194.
- Greschke, H. (2007): Bin ich drin? Methodologische Reflektionen zur ethnografischen Forschung in einem plurilokalen, computervermittelten Feld. *FQS* 8(3).
- Halavais, A. (2008): *Search Engine Society*. Cambridge.
- Hartmann, M./A. Hepp (2010) (Hg.): *Die Mediatisierung der Alltagswelt*. Wiesbaden.
- Henderson, K. (1991): Flexible Sketches and Inflexible Data Bases: Visual Communication, Conscripton Devices, and Boundary Objects in Design Engineering. *Science, Technology Human Values* 16(4), 448–473.
- Hine, C. (2014): Ethnographies of Online Communities and Social Media: Modes, Varieties, Affordances. N. Fielding/R. Lee/G. Blank (Hg.): *The Sage Handbook of Online Research Methods*, Los Angeles etc., 401–415.
- Hine, C. (2000). *Virtual Ethnographies*. London.
- Hirschauer, S. (2001): Ethnographisches Schreiben und die Schweigsamkeit des Sozialen. Zu einer Methodologie der Beschreibung. *ZfS* (30), 429–451.
- Hirschauer, S. (2014): Intersituativität: Teleinteraktionen und Koaktivitäten jenseits von Mikro und Makro. In: B. Heintz/H. Tyrell (Hg.): *Interaktion – Organisation – Gesellschaft. Anwendungen, Erweiterungen, Alternativen*. Stuttgart, 109–133.
- Houben, D./B. Prietl (2018) (Hg.): *Datengesellschaft. Einsichten in die Datafizierung des Sozialen*. Bielefeld.
- Kalthoff, H. (2006): Beobachtung und Ethnographie. In: R. Ayaß/J. Bergmann (Hg.): *Qualitative Methoden der Medienforschung*. Hamburg, 146–182.
- Karasti, H./Blomberg, J. (2018): Studying Infrastructuring Ethnographically. In: *Computer Supported Cooperative Work* 27, 233–265.
- Keppler, A. (2014): Reichweiten alltäglicher Gespräche. Über den kommunikativen Gebrauch alter und neuer Medien. In A. Bellebaum/R. Hettlage (Hg.): *Unser Alltag ist voll von Gesellschaft*. Wiesbaden, 86–104.

- Knoblauch, H. (1996): Arbeit als Interaktion. Informationsgesellschaft, Post-Fordismus und Kommunikationsarbeit. *Soziale Welt* 47, 344–362.
- Knoblauch, H. (2015): Soziologische Ethnographie, Natürlichkeit und die Transformation der Felder. In: A. Pofel/J. Reichertz (Hg.): *Wege ins Feld. Methodologische Aspekte des Feldzugangs*. Essen, 91–105.
- Knorr-Cetina, K. (2012): Die synthetische Situation. In: R. Ayaß/C. Meyer/J. Bergmann (Hg.): *Sozialität in Slow Motion: Theoretische und empirische Perspektiven*. Wiesbaden, 81–110.
- Kozinets, R.V. (2015): *Netnography: Redefined*. Los Angeles etc.
- Krämer, H. (2012): Graphic Vision. Praktiken des Sehens im Grafikdesign. S. Moebius/S. Prinz (Hg.): *Das Design der Gesellschaft. Zur Kulturosoziologie des Designs*. Bielefeld, 205–226.
- Krotz, F./C. Despotović/M.-M. Kruse (Hg.) (2017): *Mediatisierung als Metaprozess. Transformationen, Formen der Entwicklung und die Generierung von Neuem*. Wiesbaden.
- Latour, B. (2006): Ethnografie einer Hochtechnologie: Das Pariser Projekt ‚Aramis‘ eines automatischen U-Bahn-Systems. In: W. Rammert/C. Schubert (Hg.): *Technografie. Zur Mikrosoziologie der Technik*. Frankfurt/M. etc., 25–60.
- Laube, S. (2016): Goffman mediatisieren in digitalisierten Praktiken. In: H. Schäfer (Hg.): *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm*. Bielefeld, 285–300.
- Lazonder, A./H. Biemans/I. Wopereis (2000): Differences between Novice and Experienced Users in Searching Information on the World Wide Web. *Journal of the American Society for Information Science* 51 (6), 576–581.
- Leander, K./K. McKim (2003): Tracing the everyday ‘sittings’ of adolescents on the internet: A strategic adaptation of ethnography across online and offline spaces. *Education, Communication & Information* 3, 212–240.
- vom Lehn, D./H. Webb/C. Heath/W. Gibson (2015): Sehen professionell Sehen. Die interaktive Konstitution visueller Wahrnehmung durch Optiker und ihre Klienten. H. Göbel/S. Prinz (Hg.): *Die Sinnlichkeit des Sozialen: Wahrnehmung und materielle Kultur*. Bielefeld, 399–415.
- Lengersdorf, D. (2016): Ethnografische Erkenntnisstrategien zur Erforschung sozialer Praktiken. In: F. Schäfer/A. Daniel/F. Hillebrandt (Hg.): *Methoden einer Soziologie der Praxis*. Bielefeld, 177–196.
- Marcus, G. E. (1995). Ethnography in/of the world system: The emergence of multisited ethnography. *Annual Review of Anthropology* 24, 95–117.
- Meier zu Verl, C. (2018). *Daten-Karrieren und epistemische Materialität. Eine wissenschaftssoziologische Studie zur methodologischen Praxis der Ethnografie*. Stuttgart: J.B. Metzler.
- Miettinen, R./D. Samra-Fredericks/D. Yanow (2009): Re-Turn to Practice: An Introductory Essay. *Organization Studies* 30(12), 1309–1327.
- Mohn, B. E. (2013): Differenzen zeigender Ethnographie. *Soziale Welt* 64(1-2), 171–89.
- Mondada, L. (2018). Multiple Temporalities of Language and Body in Interaction: Challenges for Transcribing Multimodality, *Research on Language and Social Interaction* 51(1), 85–106.
- Nørskov, S./M. Rask (2011): Observation of Online Communities: A Discussion of Online and Offline Observer Roles in Studying Development, Cooperation and Coordination in an Open Source Software Environment. *FQS* 12(3).
- Pariser, E. (2011): *The Filter Bubble: What the Internet is Hiding from You*. New York.
- Pellicone, A./J. Ahn (2018): Building Worlds: A Connective Ethnography of Play in Minecraft. *Games and Culture* 13(5) 440–458.
- Pink, S./M. Ruckenstein/R. Willim/M. Duque (2018): Broken data: Conceptualising data in an emerging world. *Big Data & Society* 1, 1–13.
- Przyborski, A. (2018): *Bildkommunikation. Qualitative Bild- und Medienforschung*. Berlin/Boston.
- Przyborski, A./M. Wohlrab-Sahr (2010): *Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch*. München.

- Rammert, W. (2016): *Technik – Handeln – Wissen. Zu einer pragmatistischen Technik- und Sozialtheorie*. Wiesbaden.
- Reichert, J. (2007): Der marodierende Blick. Überlegungen zur Aneignung des Visuellen. *Sozialer Sinn* 8(2), 267–286.
- Röhl, T./S. Gießmann (2019): Materialität der Kooperation zur Einleitung In: S. Gießmann/T. Röhl/R. Trischler (Hg.): *Materialität der Kooperation*. Wiesbaden, 5–34.
- Röhle, T. (2010): *Der Google Komplex. Über Macht im Zeitalter des Internets*. Bielefeld.
- Rüling, C.-C./R. Duymedjian (2014): Digital bricolage: Resources and coordination in the production of digital visual effects. *Technological Forecasting and Social Change* 83, 98–110.
- Schäfer, H. (2016) (Hg.): *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm*. Bielefeld, 9–28.
- Schatzki, T. (2016): Praxistheorie als flache Ontologie. In: H. Schäfer (Hg.): *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm*. Bielefeld, 29–44.
- Scheffer, T. (2013): Die trans-sequentielle Analyse – und ihre formativen Objekte. In: R. Hörster/S. Königter/B. Müller (Hg.): *Grenzobjekte. Soziale Welten und ihre Übergänge*. Wiesbaden, 87–114.
- Scheffer, T. (2005): Materialitäten im Rechtsdiskurs. Von Gerichtssälen, Akten und Fallgeschichten. In: K. Lerch (Hg.): *Recht vermitteln. Strukturen, Formen und Medien der Kommunikation im Recht*. Berlin/New York, 349–376.
- Scheffer, T. (2002): Das Beobachten als sozialwissenschaftliche Methode – von den Grenzen der Beobachtbarkeit und ihrer methodischen Bearbeitung. In: D. Schaeffer/G. Müller-Mundt (Hg.): *Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung*. Bern, 351–374.
- Schindler, L. (2019): Transsituativität herstellen: Flugreisen und ihre Medien In: S. Gießmann/T. Röhl/R. Trischler (Hg.): *Materialität der Kooperation*. Wiesbaden, 317–344.
- Schindler, L./M. Liegl (2013): Praxisgebundene Sehfertigkeit: Zur Fundierung audiovisueller Verfahren in der visuellen Soziologie. *Soziale Welt* 64 (1-2), S. 51-67.
- Schmidt-Lux, T. (2014): Kultursoziologie online. (Verstehende) Soziologie im Zeitalter des Internet. In: S. Moebius/J. Fischer (Hg.): *Kultursoziologie im 21. Jahrhundert*. Wiesbaden, 177–187.
- Schmidt, R. (2012): *Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen*. Berlin.
- Schmidt, R./B. Wiese (2019): Online-Teilnehmer*innenvideo – ein neuer Datentyp für die interpretative Sozialforschung? *FQS* 20 (2).
- Schütz, A./T. Luckmann (2003): *Strukturen der Lebenswelt*. Konstanz.
- Strübing, J. (2004). Webnografie? Zu den methodischen Voraussetzungen einer ethnografischen Erforschung des Internets. In: W. Rammert/C. Schubert (Hg.), *Technografie. Zur Mikrosoziologie der Technik*. Frankfurt a. M., 249-274.
- Strübing, J./S. Hirschauer/R. Ayaß/U. Krähnke/T. Scheffer (2018): Gütekriterien qualitativer Sozialforschung. Ein Diskussionsanstoß. *ZfS* 47(2), 83–100.
- Thielmann, T. (2014): Mobile Medien. In: J. Schröter (Hg.): *Handbuch Medienwissenschaft*. Stuttgart, 350–359.
- Tuma, R./B. Schnettler/H. Knoblauch (2013): Videographie. *Einführung in die interpretative Videoanalyse sozialer Situationen*. Wiesbaden.
- Trischler, R. (2019): *Visual Effects. Digitale Gestaltung organisieren*. Doktorarbeit. Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, Goethe-Universität Frankfurt.
- Vittadini, N./F. Pasquali (2014): Virtual Shadowing, Online Ethnographies and Social Networking Studies. In: G. Patriarche/H. Bilandzic/J. Jensen/J. Jurišić (Hg.): *Audience Research Methodologies: Between Innovation and Consolidation*. New York, 160-177.
- Wittel, A. (2000): Ethnography on the Move: From Field to Net to Internet. *FQS* 1 (1).

Marcel Woznica

Videographie im Wandel

Zur Analyse des mediatisierten Alltagsraumes mittels mobiler Erhebungsinstrumente

Using new methods of Videography

An Analysis of the mediatized space of everyday life.

Zusammenfassung

Im vorliegenden Beitrag wird ein videographisches Forschungsdesign vorgestellt und auf das populäre Augmented Reality (AR) Mobile Game Pokémon GO angewendet. Dabei wird herausgearbeitet, wie ein mediatisiertes Phänomen methodisch untersucht werden kann, welches sich vor allem durch seine kleinteiligen, an die Spiel- und/oder Alltagsrealität gerichteten Interaktionsformen sowie seine flüchtige Spielpraxis auszeichnet. Es wird eine phänomenologische und dramatologische Perspektive eingenommen, um eben diese methodischen Kernprobleme herauszuarbeiten. Das Datenmaterial, das mit einer mobilen GoPro Kamera erhoben wurde, wird mit Hilfe der (sequenzanalytischen) Rahmenanalyse (Goffman 1977) ausgewertet. Bei der Vorstellung der Ergebnisse kommt das Konzept der synthetischen Situation (Knorr-Cetina 2009) zur Anwendung und wird um den Aspekt des mediatisierten Alltagsraumes und seiner interaktiven und körperlich-performativen Herstellung erweitert.

Schlagwörter: Videographie, Methoden der qualitativen Sozialforschung, Mediatisierung, Rahmenanalyse, Phänomenologie

Abstract

The following paper introduces a videographic research design, which explores the popular augmented reality (AR) mobile game Pokémon GO. Two problems distinguish this mediatized phenomenon: 1) Different forms of interaction with the game and everyday reality. 2) The cursory game practices. By taking on a phenomenological and dramatological perspective, the complexity of these two methodical main problems can be identified. These problems will be solved by using a mobile GoPro Camera and analysing the hereby generated video data material with the help of Goffman's (sequence analytical) Frame-Analysis (1977). As a result, the aspect of the mediatized space of everyday life and its interactive and performative fabrication can be added to the concept of synthetic situation (Knorr-Cetina 2009).

Keywords: Videography, Methods of Qualitative Research, Mediatization, Frame Analysis, Phenomenology

1 Einleitung

Der vorliegende Beitrag stellt ein videographisches Forschungsdesign vor, mit dessen Hilfe die Spielpraxis um das Augmented Reality (AR) Mobile Game Pokémon GO untersucht wurde, welche sich durch Interaktionsordnungen im mediatisierten Raum der Öffentlichkeit auszeichnet und die qualitative Sozialforschung in besonderem Maße vor neue Herausforderungen stellt. Um diese Probleme darzustellen, bedarf es zunächst einer schrittweisen Annäherung an den Fall sowie einer Vorstellung der Methode, um anschließend deren Relevanz anhand der eigenen Forschung zu verdeutlichen. In einem ersten Schritt wird die Spielpraxis vorgestellt, um anschließend spielspezifische Interaktionsordnungen im *Raum der Alltagsrealität* herauszuarbeiten, ohne dabei den Aspekt der Mediatisierung explizit zu behandeln. Die Untersuchung der Interaktionsordnung orientiert sich hier stark an Erving Goffmans *Rahmenanalyse* (1977) und leitet diese entsprechend ein, indem das Phänomen auf grundlegende Analysekonzepte hin untersucht wird (vgl. Raab 2014, S. 71f.). Die Untersuchungen zentrierter und nicht zentrierter Interaktion, der Vorder- und Hinterbühne, Partizipations- und Fortbewegungseinheiten sowie natürlicher und sozialer Primärrahmen stehen im Vordergrund des vorliegenden Beitrags. Es geht hier also

Abb. 1: Pokémon GO



„um die Situation, um das, dem sich ein Mensch in einem bestimmten Augenblick zuwenden kann; dazu gehören oft einige andere Menschen und mehr als die von allen unmittelbar Anwesenden überblickte Szene“ (Goffman 1977, S. 16).

Diese erste Annäherung an die Untersuchung der Spielpraxis wird anschließend um die *Dimension der Spielrealität* erweitert. Hier spielt das sozio-technische Phänomen der AR eine zentrale Rolle, da es zu einer Kopplung zwischen Spiel- und Alltagsrealität kommt: Der Bildschirm erweitert die Alltagsrealität um die des Spiels. Dieser Komplexitätssteigerung entspricht die Hinzunahme einer phänomenologischen Perspektive und des Konzepts der *synthetischen Situation* nach Knorr-Cetina (2009) – u.a. um die medial hergestellte Spielrealität als eigenen *Raum in Reichweite* (Schütz/Luckmann 2017) zu begreifen. Im weiteren Verlauf wird das videographische und anschließend sequenzanalytische Vorgehen entlang der zentralen Forschungsfrage erläutert, wie die Spiel- oder Alltagsrealität als primärer Rahmen hergestellt wird, und es werden Ergebnisse der eigenen Forschung und methodische Schlussfolgerungen präsentiert.

Bei Pokémon GO handelt es sich zunächst um eine Spielpraxis, bei der sich Spielende, mit einem mobilen Endgerät ausgestattet, durch den Raum der Alltagsrealität bewegen, um mit verschiedenen virtuellen Objekten im Raum der Spielrealität zu interagieren. Ein zentrales Element ist dabei die *virtuelle Repräsentation* der spielenden Person, die in Form eines Avatars auf dem Bildschirm zu sehen ist (vgl. Abbildung 1). Um diesen Avatar herum ist der Raum der Spielrealität zu sehen, nicht aber die Avatare anderer Spielender. Der Standort des Avatars ist gekoppelt an das GPS-Signal des mobilen Endgeräts, welches die Spielenden mit sich tragen. So ist die Spielrealität im Stil eines Navigationssystems abstrahiert auf dem Bildschirm zu sehen. Der Avatar repräsentiert also die spielende Person im Raum der Spielrealität. Dieser Raum zeigt einerseits Objekte der Alltagsrealität, bspw. Denkmäler, in abstrahierter Weise. Andererseits lässt der Spielalgorithmus sog. Pokémon-Figuren zufällig im Raum der Spielrealität erscheinen. Es handelt sich hierbei also um einen virtuellen Raum, der mittels AR-Technik an die Alltagsrealität gekoppelt und auf dem Bildschirm abgebildet wird. Die *Kopplung zwischen Spiel- und Alltagsrealität* ist insofern zentrales Element des Spiels, als Spielende in die Lage versetzt werden, unterschiedliche Spielpraktiken in Interaktion (mit virtuellen Objekten) auszuführen. Dabei können sie alleine oder in einer Gruppe unterwegs sein und sie können die Spielpraxis von zu Hause aus oder unterwegs vollziehen. Die Darstellung des Raums der Spielrealität mit den verschiedenen virtuellen Objekten konstituiert *Mobilität* als ein zentrales Element der Spielpraxis: Um mit den permanent neu entstehenden virtuellen Objekten der Spielrealität interagieren zu können, die sich meist außerhalb der (Interaktions-) Reichweite des Avatars befinden (vgl. dazu Abschnitt 2), müssen sich Spielende durch den Raum der Alltagsrealität bewegen. Sie müssen sich ‚in die Nähe‘ anderer oder neuer virtueller Objekte begeben, um bestimmte Spielpraktiken einzuleiten.

Über diese konstitutiven Elemente der Spielpraxis hinaus fallen unterschiedliche Arten der Zusammenkunft im Raum der Alltagsrealität auf: So können ganze Versammlungen mit bis zu mehreren hundert Spielenden beobachtet werden, die sich bereits nach wenigen Minuten wieder auflösen. An besonderen Events kann man in Großstädten hunderte Spielende beobachten, die mehrere Stunden spezifische Routen ablaufen. Auf der anderen Seite gibt es immer wieder auch Kleingruppen oder Einzelpersonen, die im öffentlichen Raum unterwegs sind und als Spielende kaum auffallen, da das Verhalten (bspw. Körperhaltung oder Medienutzung) sich – zumindest auf den ersten Blick – nicht von anderen Personen des öffentlichen Raums unterscheidet. Während sich Spielende alleine durch den öffentlichen Raum bewegen, ist es kaum möglich, sie als Partizipationseinheiten (vgl. Goffman 1982, S. 27ff.) einer bestimmten Spielpraxis wahrzunehmen. Als Fortbewegungseinheiten (ebd.) im Raum der Öffentlichkeit, die der Spielpraxis alleine nachgehen, bleiben sie für das Auge der Forschenden unsichtbar. Erst wenn sie mit anderen Spielenden zusammenkommen, können sie als solche erkannt werden. Die Untersuchung unterscheidet sich deutlich von bisherigen Face-to-Screen-Analysen, da Spielende sich hier stärker in zwei Welten verorten. Daraus entsteht nicht nur ein forschungspraktisches, sondern vielmehr ein grundlegend methodisches Problem, wie man die nötigen Daten aller interaktionsrelevanten Ereignisse erhalten kann.

Zur Lösung dieses Problems wird ein videographisches Forschungsdesign vorgestellt, welches der multidimensionalen Komplexität des Falls gerecht werden kann (siehe dazu Abschnitt 4.). Dafür wurde in erster Linie ein Zugang gewählt,

der sich durch die Nutzung neuer videographischer Mittel auszeichnet: Die Spielpraxis wurde mithilfe einer mobilen GoPro Kamera aufgezeichnet. Mit dieser Kamera, die an der Stirn des Forschers befestigt wurde, war es möglich, den Sichtbereich videographisch aufzuzeichnen. Auch der Bildschirminhalt des Smartphones wurde während des Spiels mithilfe einer Software aufgenommen. Die Kombination beider Erhebungsverfahren ermöglichte die Generierung von Videodatenmaterial, welches die Alltags- und Spielrealität audio-visuell erfasst. So konnte untersucht werden, wie mediatisierte Phänomene in Interaktionsordnungen spielender und nicht-spielender, im öffentlichen Raum teilnehmender Personen integriert werden.

Im vorliegenden Beitrag werden also neue Formen der Datenerhebung mithilfe einer mobilen Kamera und der darauf basierenden Analyse von Videodatenmaterial besprochen. Der Beitrag zeigt, wie mittels dieser Methoden Phänomene untersucht werden können, deren zentrales Merkmal die Auflösung der Online-Offline-Dichotomie ist. Solche neuen, durch die Mediatisierung bedingten Phänomene können nicht mehr in vollem Umfang mit ‚alten‘ Methoden untersucht werden, und die Nutzung neuerer Instrumente bedarf eigener Reflexion. Diese Nutzung entfaltet dann ihr volles Potenzial, wenn sich das methodische Vorgehen an den Fall selbst anlehnt: Die verschiedenen Formen der Spielpraxis können mithilfe der GoPro Kamera besser eingefangen und mit den Bildschirminhalten systematisch in Verbindung gebracht werden. Der in der qualitativen Forschung häufig geäußerten Kritik, die Kamera nehme nur einen bestimmten Ausschnitt der Alltagswelt und ihrer Praktiken auf, kann so zumindest etwas entgegengesetzt werden (vgl. Schindler/Liegl 2013, S. 52), da sie hier als drittes Auge fungiert, mit dem der Sichtbereich der Forschenden aufgenommen und – mehr als es den Augen und dem Gedächtnis des Forschenden alleine möglich wäre – gespeichert werden kann. Durch die Befestigung der Kamera am Körper können sich Forschende freier bewegen und müssen während der Feldforschung keine Zeit damit verbringen, eine Kamera zu halten oder einen bestimmten Sichtwinkel einzustellen (mehr dazu in Abschnitt 4.). Die Mobilität der Kamera ist entscheidend, da es mit ihr möglich ist, ein Phänomen zu untersuchen, dessen Spannungsverhältnis sich aus den im öffentlichen Raum vollzogenen, spielspezifischen Interaktionsordnungen und der im öffentlichen Raum geltenden sozialen Ordnung ergibt. Die Bildschirmaufnahme ermöglicht es darüber hinaus, Veränderungen der Spielrealität im Allgemeinen oder spezifische Praktiken im Konkreten zu rekonstruieren: Welche Formen der Interaktion sind mit unterschiedlichen virtuellen Objekten der Spielrealität möglich? Handelt es sich dabei um Interaktionen im klassischen Sinne oder doch vielmehr um Interaktivität mit virtuellen Objekten (vgl. dazu Abschnitt 3)? Das daraus folgende videographische Forschungsdesign ergibt sich aus dem Untersuchungsgegenstand und einer zentralen, an diesen Gegenstand gestellten Frage: Inwiefern ist die Spiel- und/oder Alltagsrealität überhaupt handlungs- und bedeutungskonstituierend, und wie werden diese Bedeutungen und Handlungen praktisch und/oder interaktiv hergestellt?

2 Der mediatisierte Alltagsraum als neue Herausforderung für die qualitative Sozialforschung

Zu Beginn des Beitrags wurde auf die Mediatisierung des öffentlichen Raumes aufmerksam gemacht. Mediatisierung wird dabei als Metaprozess der Gesellschaft verstanden (vgl. Hepp/Krotz 2014; Krotz/Despotović/Kruse 2014, 2017; Kalina et al. 2018). Die damit einhergehende theoretische Einordnung des Phänomens eignet sich hier besonders gut, da der Mediatisierungsansatz „[...] kurz gesagt nach dem Wandel von Alltag, Kultur und Gesellschaft und von allen menschlichen Lebensbereichen im Kontext des Wandels der Medien [fragt]“ (Krotz 2018, S. 35). Der vorliegende Text liefert also nicht nur einen methodologischen Beitrag zur qualitativen Sozialforschung, sondern trägt auch zur Mediatisierungsforschung bei. Zudem wird der Versuch unternommen, das Konzept der synthetischen Situation von Knorr-Cetina um den Aspekt des *mediatisierten Alltagsraumes* zu erweitern. Knorr-Cetina definiert eine synthetische Situation wie folgt:

„Synthetic situations are situations that include electronically transmitted on-screen projections that add informational depth and new response requirements to the ‚ecological huddle‘ (Goffman 1964, S. 135) of the natural situation.“ (Knorr-Cetina 2009, S. 61)

Was genau ist nun damit gemeint, wenn vom mediatisierten Alltagsraum gesprochen wird? Um diese Frage zu beantworten, werden die Mundanphänomenologie von Alfred Schütz (Schütz/Luckmann 2017) und die Rahmenanalyse Goffmans (1977) miteinander kombiniert und auf den Fall angewandt. Zunächst soll die Verknüpfung der Spiel- und Alltagsrealität aus phänomenologischer Perspektive untersucht werden (vgl. Liberati 2018). Mit dieser Perspektive ist es möglich, das komplexe Raumverhältnis zwischen beiden Realitätsebenen konkreter zu fassen. So kann die Spielrealität in einem ersten Schritt als mediatisierte Erweiterung der Alltagswelt (vgl. Krotz/Hepp 2012) verstanden werden, die sich durch die Nutzung sog. skopischer Medien (vgl. Knorr-Cetina 2009) konstituiert. Skopische Medien machen „einen Bereich menschlichen Handelns sichtbar, der mit bloßen menschlichen Sinnen nicht einsehbar wäre“ (Reichmann 2018, S. 94). Die Welt in Reichweite“ (Schütz/Luckmann 2017, S. 71ff.) wird mithilfe skopischer Medien erweitert. Während Spielende sich durch den Raum der Alltagsrealität bewegen, wandert und verschiebt sich auch ihre Welt in Reichweite (vgl. Ayaß 2018a). Im Falle der mediatisierten Spielsituation drängt sich schnell die Frage auf, inwiefern auch die Spielrealität als eine eigene Welt in Reichweite verstanden und deshalb vielmehr von *zwei Welten in Reichweite* gesprochen werden muss. Medialität wird hier besonders stark an den Raum der Alltagsrealität geknüpft. Ähnlich hebt es auch Ruth Ayaß hervor:

„Das Verhältnis des Menschen zu seiner Welt des Alltags ist so elementar von der Existenz und der Verwendung von Medien geprägt, dass es statthaft und notwendig ist, von den medialen Strukturen der Lebenswelt zu sprechen.“ (Ayaß 2018b, S. 287)

Dass es sich beim vorliegenden Fall um eine spezifische Form von Medialität handelt, die v.a. durch eine Untersuchung der Spielpraxis rekonstruiert werden kann, wurde schon in der Einleitung angedeutet: Für Spielende wird die Spielrealität zunächst über den Bildschirm hergestellt. Die auf dem Bildschirm abgebilde-

te Spielrealität befindet sich insofern in aktueller Reichweite, als Spielende den Raum und verschiedene virtuelle Objekte sehen können. Darüber hinaus gibt es für Spielende allerdings auch eine Welt außerhalb ihrer aktuellen Reichweite. Mithilfe der Bildschirmaufnahmen konnte die Struktur der Spielrealität genauer herausgearbeitet werden.

Es gibt zwei Typen von virtuellen Objekten, die im Raum der Spielrealität zu sehen sind: 1. ‚Fixe‘, virtuelle Objekte, die im Raum der Spielrealität stets an einem festen Standort auffindbar sind. 2. ‚Zufällig verteilte‘, virtuelle Objekte, die zufällig im Raum der Spielrealität erscheinen und nach einiger Zeit wieder verschwinden. Die fixen, virtuellen Objekte im Raum der Spielrealität können zwar skopisch gesehen werden, es ist allerdings nicht möglich, mit ihnen zu interagieren, wenn man sich nicht aktuell in ihrer Nähe befindet. Eine Ausnahme ist die Fokussierung fixer, weit entfernter Objekte in Sichtweite durch ‚Anklicken‘, wodurch der Name sowie ein Bild des Objektes auf dem Bildschirm angezeigt werden. Sind Spielende in der Nähe eines solchen Objektes, können sie an und mit ihm weitere Spielpraktiken vollziehen. Anders verhält es sich bei den zufällig verteilten, virtuellen Objekten. Diese erscheinen nur unmittelbar um den Avatar herum. Sobald Spielende diese also sehen, sind sie in der Lage, die entsprechende Spielpraktik auszuführen. Außerdem verschwinden diese entweder nach 45 Minuten oder nach dem Vollzug der genannten Praktik. Hier spielt also auch die Zeitdimension eine nicht zu unterschätzende Rolle. Die Gemeinsamkeit beider Objekttypen ist, dass sämtliche Spielpraktiken mit ihnen nur möglich sind, wenn Spielende sich aktuell in der Nähe befinden.

Analytisch lässt sich der vorliegende Fall nun folgendermaßen zusammenfassen: Die Spielenden können auf zufällig generierte oder fixe virtuelle Objekte reagieren, sie sehen den durch den Bildschirm vermittelten Raum der Spielrealität, sie wissen aber auch, dass ihnen neue Objekte zufällig gegenüber treten können und zeitgleich, über ihre Seh-, Hör- und Reichweite hinaus, potentiell relevante virtuelle Objekte zu finden sind. Durch den Aspekt der Mobilität entsteht dabei eine Dynamik, die den Raum der Spielrealität relevant werden lassen kann – Spielende bewegen sich durch Räume der Spiel- und Alltagsrealität und können jederzeit und immer wieder alten und neuen virtuellen Objekten begegnen. Die Kopplung der Spiel- und Alltagsrealität und die damit erhöhte Informationalisierung der Situation zeigen, wie stark sich die Spielrealität auf Spielende im Raum der Alltagsrealität auswirken kann. Die Frage, inwiefern die Spiel- oder Alltagsrealität als primäre Rahmen hergestellt werden, kann erst dann beantwortet werden, wenn im nächsten Schritt die unterschiedlichen Interaktionsformen untersucht wurden.

3 Zwischen face-to-Face-Interaktionen und Interaktivität mit virtuellen Objekten: Die Herstellung primärer Rahmen als methodisches Problem

Nachdem nun die Dimension der Spielrealität und ihre Kopplung an die Alltagsrealität als methodisches Problem hervorgehoben wurde, gilt es in ähnlicher Weise die verschiedenen Interaktionsformen darzustellen. Inwiefern die Rekonstruktion der Interaktionsordnungen als methodisches Problem betrachtet werden kann, wird so noch stärker deutlich: Ausgehend von der Einleitung ist die Frage „*What is going on?*“ zunächst nicht eindeutig zu beantworten. Begibt man sich ins Feld, so bekommt man den Eindruck, dass all jene, die auf ein Smartphone schauen, potentiell nicht-spielende Teilnehmende des öffentlichen Raumes sind. Es scheint auf den ersten Blick schier unmöglich, Spielende zu erkennen, geschweige denn die Spielpraxis auf ihre Interaktionsordnungen hin zu untersuchen, da die im öffentlichen Raum ausgeführte Spielpraxis sehr subtil vollzogen werden kann. Zugleich kann zwischen Spielenden immer auch medial vermittelte Kommunikation stattfinden: Spielende sprechen sich mithilfe unterschiedlicher Nachrichtendienste (bspw. WhatsApp oder Telegram) ab. Diese Absprache mit anderen Spielenden ist ein wesentliches Element der Spielpraxis, da bestimmte Herausforderungen nur mit Hilfe anderer teilnehmender Personen bewältigt werden können. Auf solchen Versammlungen lässt sich die Spielpraxis besonders gut beobachten.

Die Untersuchung dieser spezifischen Face-to-Face-Interaktionen soll nun unter Rückgriff auf Erving Goffman erfolgen. Insbesondere Goffmans Werke *Interaktion im öffentlichen Raum* (1963) und *Das Individuum im öffentlichen Austausch: Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung* (1982) ermöglichen es, Interaktionsordnungen im öffentlichen Raum genauer zu fassen. Dass neben Face-to-Face-Interaktionen zwischen Spielenden auch eine Interaktivität zwischen Spielenden und der Spielrealität hergestellt wird, ist eine Konsequenz der im vorherigen Abschnitt dargestellten Kopplung zwischen Spiel- und Alltagsrealität. Um im Folgenden den Rahmenwechsel zwischen Spiel- und Alltagsrealität zu rekonstruieren, gilt es neben den Face-to-Face-Interaktionen auch Formen der Interaktivität zu untersuchen. So spreche ich im Weiteren dann von Interaktivität, „wenn die Beziehung zwischen Mensch und technischem Objekt durch Komplexität, durch Kontingenz und durch symbolisch vermittelte Kommunikation gekennzeichnet ist“ (Rammert 2016, S. 34). Mithilfe dieser Unterscheidung ist es möglich, die Interaktivität zwischen den Spielenden und der Spielrealität zunächst einmal kategorisch von Face-to-Face-Interaktionen zu differenzieren. An dieser Stelle wird auch deutlich, dass die Konzeption Goffmans neu – und d.h. hier in einem mediatisierten Kontext – gedacht werden muss. So ist ein zentrales Element Goffmans die körperliche Anwesenheit mehrerer Akteure bei einem räumlichen Zusammentreffen (vgl. Goffman 1969, 1963). Dass diese Anwesenheit im Kontext mediatisierter Gesellschaften nicht immer gegeben sein muss, wurde und wird weiterhin vielfach diskutiert (vgl. exemplarisch Hitzler 1992, Laube 2016, Reichmann 2018). Knorr-Cetinas Arbeit kann hier als federführend betrachtet werden, da sie Goffmans Situationsbegriff in ihrem Konzept der synthetischen Situation um die

Face-to-Screen-Interaktion erweitert hat (Knorr-Cetina 2009). Mit Hilfe der Rahmenanalyse wird nun ein Instrumentarium geboten, um zu rekonstruieren, inwiefern die Spielrealität a) eine Situation entweder vollständig dominiert, b) andere primäre Rahmen irritiert, c) als Artikulationshinweis zur Definition einer Situation beiträgt oder d) auf einem wahrgenommenen aber nicht relevanten Nebenkanal verläuft (vgl. Schmidl 2017, S. 2). Goffman selbst definiert (primäre) Rahmen als

„ein System von Gegenständen, Postulaten und Regeln; andere [primäre Rahmen] – und zwar die meisten – scheinen keine deutliche Gestalt zu haben und führen nur zu einem Verstehen, liefern einen Ansatz, eine Perspektive“ (Goffman 1977, S. 31).

Nicht nur soll mithilfe der Rahmenanalyse der untersuchte Fall entsprechend rekonstruiert werden. Auch wird mit der Untersuchung eines mediatisierten Phänomens die Möglichkeit geboten, die Rahmenanalyse aus einer methodologischen Perspektive heraus zu erweitern: Konkret braucht es hierfür ein bestimmtes Forschungsdesign, mit dessen Hilfe auch medientechnologische Phänomene, die sich durch *Kleinteiligkeit und Flüchtigkeit* auszeichnen, rahmenanalytisch untersucht werden können. Wie dieses videographische Forschungsdesign im Konkreten aussieht, wird im folgenden Abschnitt erläutert.

4 Zur Reflexion der Forschungspraxis: Die GoPro Kamera als Erhebungsinstrument der videographischen Methode

Mithilfe der Nutzung einer GoPro Kamera und der Aufnahme des Bildschirms ist es möglich, andere Spielende in der Praxis aufzunehmen und dabei 1) die natürliche Situation abzubilden und 2) nicht nur einen Ausschnitt der Alltagsrealität, sondern in diesem Fall zusätzlich die Spielrealität mit aufzuzeichnen. Inwiefern diese beiden, immer wieder als Kritikpunkte gegenüber dem Umgang mit der Kamera genannten Punkte weiterhin gültig sind, wird ebenfalls besprochen. Grundsätzlich fristet die Videoanalyse als Erhebungs- und Analyseverfahren innerhalb der Soziologie immer noch eine randständige Existenz, und wird erst in den letzten zehn Jahren verstärkt diskutiert (vgl. Knoblauch et al. 2006; Raab 2008; Reichertz/Englert 2011; Knoblauch 2013; Tuma 2013). Knoblauch beschreibt sie als ein jüngeres Beispiel der Ausdifferenzierung qualitativer Methoden (vgl. Knoblauch 2013, S. 259). Dennoch spielt sie v.a. im Kontext der hermeneutischen Wissenssoziologie, der visuellen Soziologie sowie der Ethnomethodologie eine immer größere Rolle (vgl. hierzu Schnettler/Knoblauch 2009; Boll/Schindler 2011; Goerigk 2018; Lehn 2018). Sie muss zudem in Verfahren differenziert werden,

„die sich mit der Deutung von Videos beschäftigen, die von Wissenschaftlern zum Zwecke wissenschaftlicher Forschung gedreht wurden, [...] Verfahren, die sich um die Deutung von Videos bemühen, die von Amateuren zur Dokumentation von besonderen Festen und Anlässen erstellt wurden (v.a. Raab 2008), und [...] Verfahren [...], welche die Analyse von Videos angehen die von (Halb-)Professionellen erzeugt wurden, um [verkauft] zu werden“ (Reichertz/Englert 2011, S. 8).

Die hier durchgeführte Methode zeichnet sich v.a. durch ihre Forschungspraxis aus. So wurde das Videodatenmaterial 1) vom Forscher 2) im Feld und 3) mithilfe der mobilen GoPro Kamera und der Bildschirmaufnahme generiert. Dieses Videodatenmaterial ist deshalb von besonderem Wert, da es mit ihm möglich war, auf die o.g. Herausforderung zu reagieren und Daten der interaktionsrelevanten Ereignisse zu generieren. Die Nutzung solch visueller Medien in Kombination mit einer ethnografischen Forschungshaltung schreiben Tuma, Schnettler und Knoblauch der visuellen Soziologie, hier v.a. der Methode der Videographie zu (Tuma/Schnettler/Knoblauch 2013; vgl. auch Knoblauch 2001). Die durchgeführte Methode ähnelt der Videographie in vielfacher Hinsicht, wenngleich einige Aspekte, v.a. durch die Nutzung der GoPro Kamera, stärker reflektiert bzw. gesondert hervorgehoben werden müssen. Trotz dieser kleinen Abweichungen kann und soll die vorgestellte Methode als eine Variante innerhalb der Videographie verstanden werden. In der späteren Sequenzanalyse (vgl. Rosenthal 2011; Sammet/Erhard 2018) wird dann die Frage beantwortet werden, wie die Spiel- und Alltagsrealität als primäre Rahmen hergestellt werden.

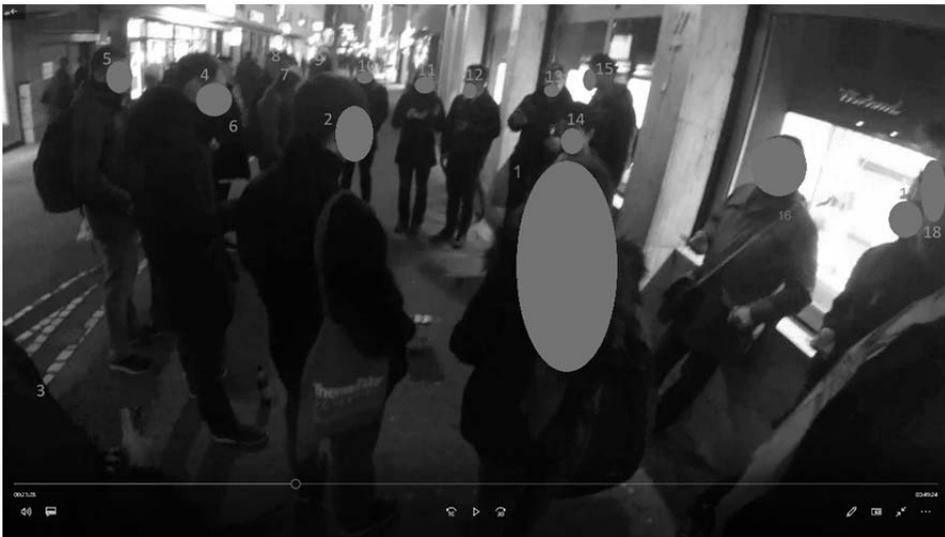
Die *Technikkompetenz* ist ein wesentliches Element im Umgang mit der Video- und Bildschirmaufnahme: Zum einen muss eine spezielle Software genutzt werden, die den Bildschirminhalt laufend aufzeichnen kann. Durch die zusätzliche Ausführung der Spielapplikation kann die Funktionsfähigkeit eines Smartphones durchaus belastet werden. Um zusätzlich die GoPro Kamera nutzen zu können, kann mittels einer weiteren Software eine Verbindung zu dieser Kamera hergestellt werden. So ist es möglich zu sehen, was die an der Stirn (oder einem anderen Körperteil) befestigte Kamera aufnimmt. Außerdem kann die Aufnahme immer wieder überprüft werden. Sollte bspw. die Verbindung zwischen Kamera und Smartphone getrennt werden, so nimmt die Kamera weiterhin auf, und die Verbindung kann vergleichsweise einfach wiederhergestellt werden. Dennoch – und deshalb ist eine gewisse Technikkompetenz hier eine wichtige Voraussetzung – braucht es einige Zeit, bis die forschende Person in der Lage ist, die Technik ‚im Hintergrund laufen zu lassen‘, um sich auf die Spielpraxis konzentrieren zu können.

Stärker noch als das Erlernen technischer Kompetenzen muss die *Nutzung der GoPro Kamera im Feld* reflektiert werden. Die Frage, inwiefern natürliche Situationen durch eine solche Nutzung beeinflusst werden, wurde während des Forschungsprozesses durchgängig reflektiert. Das eigene Wissen über das Feld half dabei, eben diesen Aspekt entsprechend einzuordnen: Bekannte Pokémon GO-Spieler*innen machen den Video-Livestream ihrer Spielpraxis einem breiten (Online-)Publikum zugänglich, andere nehmen ihr Spiel auf und laden es auf YouTube hoch – innerhalb der Community von Spielenden ist die Nutzung einer GoPro Kamera also durchaus üblich. Ein solches Vorgehen wird damit nicht nur aufgrund der Komplexität des Falls, sondern auch aus dem Feld selbst heraus beantwortet. So kann die Kamera als *Erweiterung des Körpers* verstanden werden (vgl. McLuhan 2003), dessen Potential als Erhebungsinstrument sich hier entfaltet. Durch das Anbringen der Kamera am Körper können mehrere Probleme im Umgang mit herkömmlichen Kameras gelöst werden: Da die Spielpraxis sowohl zu Hause als auch unterwegs vollzogen werden kann, war es mithilfe der GoPro Kamera möglich, einen kompletten Spielverlauf aufzunehmen. So lief ich während des Spiels z.T. alleine durch die Mainzer Innenstadt, ich traf andere Spielende, um mit ihnen gemeinsam an Herausforderungen teilzunehmen und fuhr mit dem Bus nach Hause. Dabei war es wichtig, unterschiedliche Spielpraktiken aufzu-

nehmen, um ein möglichst vollständiges Bild zu erhalten. Obwohl das Problem nicht vollends gelöst wurde, zeitliche Ereignisse möglicherweise zu verpassen (vgl. Schindler/Liegl 2013, S. 52), ist es mit der GoPro Kamera dennoch möglich, gerade eine solch flüchtige und kleinteilige Praxis entsprechend aufzunehmen.

Ein weiterer Vorteil liegt in der Aufmerksamkeit, die der Kamera während der Praxis geschenkt werden muss: Anders als mit herkömmlichen Kameras kann die forschende Person mit wenig Aufwand bestimmen, welcher Bereich aufgenommen wird. So bestimmt der Körper im Raum – und in diesem Fall die Blickrichtung – den aufgenommenen Bereich. Um dieses Potenzial allerdings vollständig entfalten zu können, bedarf es ebenfalls einer Menge Übung. Insbesondere das von Schindler und Liegl formulierte Problem, eine Kamera könne Interaktionen weniger gut folgen als das Auge (vgl. ebd.), kann bearbeitet werden, indem die forschende Person übt, den Kopf in die Richtung des vom Auge fokussierten mitzubewegen. Vereinfacht wird dies durch die richtige Positionierung des forschenden Körpers im Raum. So ist es mir möglich gewesen, mich bei der o.g. Versammlung so zu positionieren, dass alle 18 Personen aufgenommen werden konnten und ich trotzdem als Mitspieler erkannt wurde und daher problemlos als spielende Person im Feld teilnehmen konnte (vgl. Abbildung 2).

Abb. 2: Mitspieler*innen



Wo liegen nun die Grenzen des oben skizzierten videographischen Vorgehens? Trotz guter Kameraauflösung kann die Videoaufnahme die relevanten Mikrointeraktionen nicht immer erfassen. In manchen Fällen ist im Videodatenmaterial schwer erkennbar, wohin genau eine Person blickt. Dies ist v.a. im Kontext einer sequentiellen Interaktionsanalyse wichtig, die sich für die Rekonstruktion der unterschiedlichen Interaktionsformen und deren Spezifika besonders gut eignet. Trotz der technischen und praxisbezogenen Voraussetzungen überwiegen gleichwohl die Vorteile. Ich war in der Lage, als forschende Person das Feld zu betreten und die Spielpraxis aufzunehmen, ohne der Kamera dabei viel Aufmerksamkeit schenken zu müssen. Durch das geringe Gewicht der Kamera konnte sie problem-

los mitgetragen werden. Auch den Problemen der Flüchtigkeit und Kleinteiligkeit konnte so entgegengewirkt werden. Die unterschiedlichen Interaktionsformen konnten mithilfe des dabei entstandenen Videodatenmaterials fast problemlos sequenzanalytisch untersucht werden. Die Ergebnisse dieser Analyse werden im Folgenden vorgestellt.

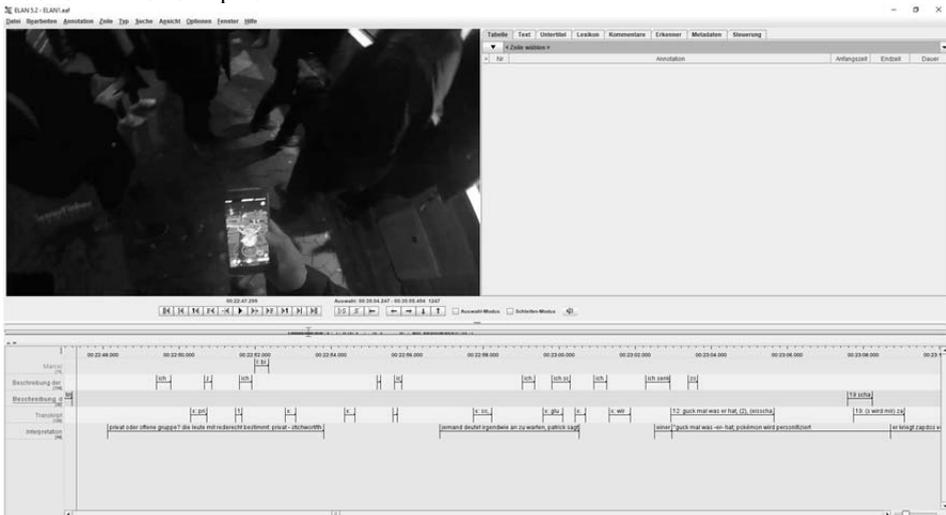
5 Die sequentielle Rahmenanalyse des mediatisierten Alltagsraumes: Ergebnisse und Überblick

Das Videodatenmaterial wurde sequenzanalytisch untersucht. Dafür wurde es zunächst im Sinne der Videoanalyse und mit Hilfe der Video-Transkriptionssoftware ELAN transkribiert. Um die Interaktionsordnung auch im Hinblick auf die Relevanz der Spielrealität anhand des körperlichen, aber auch sprachlichen Vollzugs zu rekonstruieren, wurde mit drei Transkriptionszeilen gearbeitet: 1. Beschreibung, 2. Audio Transkript, 3. Interpretation (vgl. Abbildung 3). Die Kombination aus Beschreibung und Audio-Transkript ermöglichte eine Sequenzanalyse, die Aspekte der objektiven Hermeneutik und der Konversationsanalyse verknüpft: Die Generierung von Lesarten wurde entlang der Beschreibungen *und* des Audio-Transkripts vollzogen. Dadurch konnte herausgearbeitet werden, inwiefern die Spielrealität im sprachlichen und interaktiven Vollzug einerseits, als latente Fallstruktur andererseits hergestellt wurde. Die Orientierung an beiden Analyseverfahren bot sich an, da das primäre Ziel der Herausarbeitung einer Interaktionsstruktur beiden Vorgehensweisen gemein ist.

In Kombination mit der Rahmenanalyse Goffmans konnte so herausgearbeitet werden, dass die Spiel- oder Alltagsrealität abhängig vom Grad der Involviertheit unterschiedlich stark als primärer Rahmen hergestellt werden (vgl. Goffman 1963, S. 49ff.). Diese Herstellung orientiert sich dabei an drei Faktoren: Der Interaktivität mit der Spielrealität, der körperlich-performativen Spielhaltung und den Face-to-Face-Interaktionen mit anderen Spielenden. Wenn der Spielrealität mit allen Sinnen die volle Aufmerksamkeit geschenkt wird, ist der Blick permanent auf das Smartphone gerichtet. In der Analyse des Videodatenmaterials konnte herausgearbeitet werden, dass der Grad der Involviertheit maßgeblich durch Personen und Objekte im Raum der Alltagsrealität beeinflusst wird, solange Spielende in Bewegung sind. Dabei kann zwischen zwei Modi unterschieden werden: 1. Der Bewegung durch den Raum der Alltagsrealität, um ein virtuelles Objekt in potentieller Reichweite zu erreichen, oder 2. der Interaktivität mit der Spielrealität durch Face-to-Screen-Interaktion, also der potentiellen Interaktionsmöglichkeit mit virtuellen Objekten in unmittelbarer Reichweite während der Bewegung durch den Raum der Alltagsrealität. Vor allem der zweite Modus – Spielende, die gebannt auf das Smartphone schauen, während sie sich durch den Raum der Alltagsrealität bewegen – verlangt ein hohes Maß an Koordination, da es nicht zu Zusammenstößen und somit zur Verletzung von Raumansprüchen anderer Fortbewegungseinheiten im öffentlichen Raum kommen darf (vgl. Raab 2014, S. 82). Denn diese „interpersonellen Alltagsrituale bilden gleichsam die

Grundkoordination der Interaktionsordnung [...] und sichern die soziale Ordnung, denn [Individuen] stellen enorme Ansprüche und sind zugleich hochgradig verletzlich [...]“ (ebd.). Wird die Spielpraxis also in einer räumlichen Umgebung ausgeführt, in der es in besonderem Maße, z.B. durch erhöhtes Fußgängeraufkommen, zu Zusammenstößen oder sonstigen Unfällen kommen kann, sind vor allem der Blick auf das Smartphone oder der Blick in den Raum der Alltagsrealität entscheidend. Der Blick auf das Smartphone erlaubt durch die Interaktionsmöglichkeiten mit virtuellen Objekten eine Involviertheit in die Spielrealität, die nicht im selben Maße hergestellt wird, wenn Spielende den öffentlichen Raum erblicken, um sich mit anderen Fortbewegungseinheiten wechselseitig zu koordinieren. Dies macht den Stellenwert des videographischen Vorgehens deutlich: Die schnellen Blickrichtungswechsel zwischen Smartphone und öffentlichem Raum konstituieren eine spielspezifische Interaktionsordnung, in der Spielende den primären Rahmen der Spielrealität während des Blicks in den Alltagsraum auf Nebenkanälen abspielen lassen. ‚Nebenkanäle‘ meint hier spezifische Körperpraktiken, die sich in unterschiedlichen *Spielhaltungen* ausdrücken: Dem Nicht-Wegstecken bzw. In-der-Hand-Halten des Endgeräts auf Hüfthöhe, um jederzeit auf die Spielrealität reagieren zu können, sowie die Haltung des Daumens am Bildschirm – das Gerät muss nur in ganz geringem Maße ‚in Position‘ gebracht werden.

Abb. 3: Transkription



Kommt es zu Versammlungen, entstehen so Interaktionsordnungen, die in anderen Kontexten sanktioniert werden würden: Spielende begrüßen sich kurz und knapp, es werden in einer Gruppe von bspw. sieben Leuten nur wenige Worte gewechselt, dafür umso öfter Blicke auf das Smartphone gerichtet. Die Analyse des Verhältnisses zwischen Blickabfolge und (körperlichem) Vollzug der Spielpraxis nimmt dabei einen besonderen Stellenwert ein, wobei letzteres bspw. die Nutzung des Daumens zur Ausführung von Wisch- oder Kreisbewegungen auf dem Bildschirm meint. Diese Spielpraktiken konnten mit Hilfe des Videodatenmaterials in ihrer Abfolge und ihrem Verhältnis zur Situation untersucht werden. Was damit gemeint ist, wird im Folgenden erläutert.

Durch die körperliche Performance wird angezeigt, dass die Anwesenden ‚über die Situation Bescheid wissen‘. Dieses Wissen zeigt sich auch anhand der Anordnung der Körper im öffentlichen Raum, worauf der o.g. Ausschnitt u.a. aufmerksam machen möchte: Hier werden Spielende nun auch als Partizipationseinheiten, als Darsteller auf einer Bühne, gegenüber den kopräsenten Fortbewegungseinheiten, dem Publikum, im öffentlichen Raum wahrgenommen. Diese Modulation von Fortbewegungs- zu Partizipationseinheit findet im Raum der Alltagsrealität durch die an die Spielrealität gerichtete zentrierte Interaktion genau dann statt, wenn es zu einer Zusammenkunft kommt. Die Zusammenkunft im öffentlichen Raum wird über den Standort eines virtuellen Objektes koordiniert. Es gelten andere, spielspezifische Regeln, die sich bspw. dadurch auszeichnen, dass zwischen Spielenden ein Mindestmaß an Interaktivität ausreicht, um die Spielpraxis zu vollziehen: So können Spielende bspw. auch im Auto sitzen bleiben, kein Wort mit anderen Spielenden wechseln, aber dennoch an der gemeinsamen Herausforderung im virtuellen Raum teilnehmen. Die Herstellung der Spielrealität als primärem Rahmen zeigt sich auch im Sprachvollzug: Virtuelle Objekte werden bei Konversationen zwischen Face-to-Face Anwesenden als anwesende Interaktionspartner mit eingebunden: „Was macht der denn?“, „man, der regt mich auf“ oder „schau mal, was das macht“ sind Aussagen, die man bei solchen Versammlungen in ähnlicher Weise immer wieder hört. Sowohl die körperliche Anordnung als auch die Sprachvollzüge orientieren sich an bzw. konstituieren die *Spielrealität* als primär vorherrschenden Handlungsraum. Diese Herstellung ruft vor allem im Hinblick auf die soziale Ordnung im öffentlichen Raum nicht selten Irritationen hervor: Spielende bleiben in der Fußgängerzone abrupt stehen, um auf virtuelle Objekte zu reagieren, eine Versammlung von mehreren Spielenden auf einem Bürgersteig ruft Unmut der kopräsenten Akteure im öffentlichen Raum hervor. Typischerweise kann es in solchen Situationen zu Kollisionen oder Zusammenstößen kommen. Sind Spielende nur mäßig in die Spielpraxis involviert, vollzieht sich eben diese auf Nebenkanälen. Das Irritationspotential ergibt sich durch die interaktive, sprachliche und körperliche Ausrichtung an der Spielrealität oder vielmehr: durch die Herstellung der Spielrealität als primärem Rahmen.

Mithilfe der Sequenzanalyse des Videodatenmaterials konnten verschiedene Interaktionsformen untersucht werden. Durch das Wissen über die technische Infrastruktur der Spielrealität kann diese den Spielenden als interaktives und somit handlungsrelevantes Gegenüber in Erscheinung treten, ohne dabei medienvermittelt, also in Face-to-Screen-Interaktionen, hergestellt werden zu müssen. Anschließend lässt sich eine solche Herstellung der Spielrealität an die Diskussion um Imagination, da das Imaginierte – virtuelle Objekte in unmittelbarer *und* potentieller Reichweite – auch einen realen Anteil beinhaltet (vgl. Herbrik 2013, S. 299ff.). Die

Spielrealität kann so im öffentlichen und privaten Raum durch ihre Kopplung an die Alltagsrealität als primärem Rahmen hergestellt werden. Die daraus folgenden Rahmenwechsel zwischen Spiel- und Alltagsrealität werden zwischen Spielenden, aber auch (in Interaktion mit virtuellen Objekten) der Spielrealität als Gegenüber praktisch und interaktiv vollzogen. Das von Knorr-Cetina entwickelte Konzept der synthetischen Situation hilft dabei, diese neuen Formen mediatisierter Situationen theoretisch einzuordnen, kann aber sogleich um den *mediatisierten Alltagsraum* erweitert werden. Nicht mehr werden Informationen primär durch die ‚Welt hinter den Bildschirmen‘ generiert (Reichmann 2018). Vielmehr reicht schon das Wissen über die technische Infrastruktur der Spielrealität, also das Wissen über die Kopplung zwischen Alltags- und Spielrealität, und die daraus folgende „Informationalisierung der Situation“ (Reichmann 2018, S. 90) aus, um die Spielrealität als ein interaktives Gegenüber zu konstituieren.

Durch die Nutzung der GoPro im Speziellen, der Durchführung einer Videographie im Allgemeinen konnte ein Phänomen untersucht werden, welches sich durch Interaktionsordnungen im öffentlichen Raum auszeichnet, die sich am Raum der Spielrealität orientieren. Um diese Verortung der Spielenden in zwei Welten entsprechend zu untersuchen, wurde Goffmans Rahmenanalyse herangezogen, um so das Verhältnis zwischen Spiel- und Alltagsrealität anhand spielspezifischer Interaktionsordnungen besser herauszuarbeiten.

Durch die Ausrichtung am Raum der Spielrealität und das Wissen über die technische Infrastruktur vollziehen Spielende körperliche Spielpraktiken und Face-to-Face-Interaktionen in mediatisierten Situationen, die auf Haupt- oder Nebenkanälen ablaufen können. So handelt es sich bei Blickabfolgen zwischen dem Bildschirm und dem Raum der Alltagsrealität, Ausführungen spielspezifischer Wischbewegungen mit den Fingern auf dem Bildschirm und beim Halten des Smartphones auf Hüft- oder Brusthöhe um Praktiken, durch die Spielende die Spielrealität als primären Rahmen sich nicht nur wechselseitig anzeigen, sondern auch herstellen. Dies zeigt sich auch in Face-to-Face-Interaktionen zwischen Spielenden, da dort die o.g. spielspezifischen Interaktionsregeln gelten. Das videographische Vorgehen ermöglichte es, interaktionsrelevante Ereignisse in einem ersten Schritt zu erfassen, um spezifische Praktiken durch die Analyse herauszuarbeiten, die konstitutiv für die Spielpraxis sind. Darüber hinaus reflektiert der vorliegende Beitrag einerseits die Nutzung der verschiedenen Erhebungsinstrumente und hebt andererseits die fallspezifische Notwendigkeit des Forschungskonzeptes hervor, um so einen ersten Einblick in die videographische Analyse der Spielpraxis um Pokémon GO zu geben.

Literatur

- Ayaß, R. (2018a): Diesseitige und jenseitige Lebenswelten. Die vielfältigen Realitätsstrukturen der mannigfaltigen Wirklichkeiten. In: Endreß, M./Hahn, A. (Hrsg.): *Lebenswelttheorie und Gesellschaftsanalyse. Studien zum Werk von Thomas Luckmann*. Köln, S. 241-275.
- Ayaß, R. (2018b): *Mediale Strukturen der Lebenswelt*. In: Staudigl, M. (Hrsg.): *Alfred Schütz und die Hermeneutik*. Konstanz, S. 285-308.
- Boll, T./Schindler, L. (2011): *Visuelle Medien und die (Wieder-)Herstellung von Unmittelbarkeit*. In: Ziehe, I./Hägele, U. (Hrsg.): *Visuelle Medien und Forschung. Über den wissenschaftlich-methodischen Umgang mit Fotografie und Film*. Münster, S. 219-231.

- <https://publications.ub.uni-mainz.de/opus/volltexte/2017/57430/pdf/57430.pdf> (01. November 2019)
- Goerigk, P. (2018): Handwerkliche Berufsbildung in Aktion. Eine ethnomethodologische Annäherung. In: Erhard, F./Sammet, K. (Hrsg.): Sequenzanalyse praktisch. Weinheim, S. 394-419.
- Goffman, E. (1963): *Interaktion im öffentlichen Raum*. Neuauflage Frankfurt a.M.
- Goffman, E. (1969): *Where the action is. Three essays*. London.
- Goffman, E. (1977): *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. 9. Auflage Frankfurt a.M.
- Goffman, E. (1982): *Das Individuum im öffentlichen Austausch: Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung*. Frankfurt a.M.
- Hepp, A./Krotz, F. (Hrsg.) (2014): *Mediatized Worlds*. London.
<https://doi.org/10.1057/9781137300355>
- Herbrik, R. (2013): Das Imaginäre in der (Wissens-)Soziologie und seine kommunikative Konstruktion in der empirischen Praxis. In: Keller, R./Reichert, J./Knoblauch, H. (Hrsg.): *Kommunikativer Konstruktivismus. Wissen, Kommunikation und Gesellschaft (Schriften zur Wissenssoziologie)*. Wiesbaden, S. 295-315.
https://doi.org/10.1007/978-3-531-19797-5_13
- Hitzler, R. (1992): *Der Goffmensch: Überlegungen zu einer dramatologischen Anthropologie*. In: *Soziale Welt*, 43. Jg., H. 4, S. 449-461.
https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/document/5457/1/ssoar-sozw-1992-4-hitzler-der_goffmensch_uberlegungen_zu_einer.pdf. (01. November 2019)
- Kalina, A./Krotz, F./Rath, M./Roth-Ebner, C. (Hrsg.) (2018): *Mediatisierte Gesellschaften. Medienkommunikation und Sozialwelten im Wandel*. Baden-Baden.
<https://doi.org/10.5771/9783845292588>
- Knoblauch, H. (2001): Fokussierte Ethnographie: Soziologie, Ethnologie und die neue Welle der Ethnographie. In: *Sozialer Sinn*, 2. Jg., H. 1, S. 123-141.
<https://doi.org/10.1515/sosi-2001-0105>
https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/document/693/1/ssoar-sozsinn-2001-1-knoblauch-fokussierte_ethnographie.pdf. (01. November 2019)
- Knoblauch, H. (2013): Qualitative Methoden am Scheideweg: jüngere Entwicklungen der interpretativen Sozialforschung. In: *Historical Social Research*, 38. Jg., H. 4, S. 257-270.
https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/document/38352/1/ssoar-hsr-2013-4-knoblauch-Qualitative_Methoden_am_Scheideweg_jungere.pdf. (01. November 2019)
- Knoblauch, H./Schnettler, B./Raab, J./Soeffner, H.-G. (Hrsg.) (2006): *Video analysis. Methodology and Methods: Qualitative Audiovisual Data Analysis in Sociology*. Frankfurt a.M./Bern/Brüssel. <https://doi.org/10.3726/978-3-653-02667-2>
- Knorr-Cetina, K. (2009): The Synthetic Situation: Interactionism for a Global World. In: *Symbolic Interaction*, 32. Jg., H. 1, S. 61-87. <https://doi.org/10.1525/si.2009.32.1.61>
- Krotz, F. (2018): Medienwandel und Mediatisierung. Ein Einstieg und Überblick. In: Kalina, A./Krotz, F./Rath, M./Roth-Ebner, C. (Hrsg.): *Mediatisierte Gesellschaften. Medienkommunikation und Sozialwelten im Wandel*. 1. Auflage Baden-Baden.
- Krotz, F./Despotović, C./Kruse, M.-M. (Hrsg.) (2014): *Die Mediatisierung sozialer Welten. Synergien empirischer Forschung*. Wiesbaden.
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-04077-2>
- Krotz, F./Despotović, C./Kruse, M.-M. (Hrsg.) (2017): *Mediatisierung als Metaprozess. Transformationen, Formen der Entwicklung und die Generierung von Neuem*. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-16084-5>
- Krotz, F./Hepp, A. (2012): *Mediatisierte Welten: Forschungsfelder und Beschreibungsansätze – zur Einleitung*. In: Krotz, F./Hepp, A. (Hrsg.): *Mediatisierte Welten*. Wiesbaden, S. 7-23. https://doi.org/10.1007/978-3-531-94332-9_1
- Laube, S. (2016): Goffman mediatisieren. Über das Zusammenspiel von Vorder- und Hinterbühne in digitalisierten Praktiken. In: Schäfer, H. (Hrsg.): *Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm*. 1. Auflage Bielefeld, S. 285-300.

- Lehn, D. (2018): Ethnomethodologische Interaktionsanalyse. Videodaten analysieren und die Organisation von Handlungen darstellen. 1. Auflage Weinheim/Basel.
- Liberati, N. (2018): Phenomenology, Pokémon Go, and Other Augmented Reality Games. In: *Human Studies*, 41. Jg., H. 2, S. 211-232. <https://doi.org/10.1007/s10746-017-9450-8>
- McLuhan, M. (2003): *Understanding media. The extensions of man.* Critical ed. Corte Madera/Calif.
- Raab, J. (2008): *Visuelle Wissenssoziologie. Theoretische Konzeption und materiale Analysen.* Konstanz.
- Raab, J. (2014): *Erving Goffman.* 2. Auflage Konstanz/München.
- Raab, J. (2008): *Visuelle Wissenssoziologie. Theoretische Konzeption und materiale Analysen.* Konstanz.
- Rammert, W. (2016): *Technik - Handeln - Wissen.* Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-11773-3>
- Reichertz, J./Englert, C.J. (2011): *Einführung in die qualitative Videoanalyse. Eine hermeneutisch-wissenssoziologische Fallanalyse.* 1. Auflage Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92053-5>
- Reichmann, W. (2018): *Interaktion in mediatisierten Welten. Von Face-to-Face-Kommunikation zur Interaktion in »synthetischen« Situationen.* In: Kalina, A./Friedrich, K./Rath, M./Roth-Ebner, C. (Hrsg.): *Mediatisierte Gesellschaften. Medienkommunikation und Sozialwelten im Wandel.* 1. Auflage Baden-Baden.
- Rosenthal, G. (2011): *Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung.* 3. Auflage Weinheim/Basel.
- Sammet, K./Erhard F. (2018): *Methodologische Grundlagen und praktische Verfahren der Sequenzanalyse. Eine didaktische Einführung.* In: Sammet, K./Erhard F. (Hrsg.): *Sequenzanalyse praktisch.* 1. Auflage Weinheim/Basel.
- Schindler, L./Liegl, M.(2013): *Praxisgeschulte Sehfertigkeit.* In: *Soziale Welt*, 64. Jg., H. 1-2, S. 51-67. <https://doi.org/10.5771/0038-6073-2013-1-2-51>
- Schmidl, A. (2017): *Verbreitete Realität und vertiefte Rahmen-Analyse. Beitrag zur Ad-Hoc-Gruppe »Medialisierte Dramatologie? Erving Goffmans Interaktionsordnung in technisch überformten Alltagswirklichkeiten«.* In: *Geschlossene Gesellschaften. Verhandlungen des 38. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Bamberg 2016*, Bd. 38, S. 1-10.
- Schnettler, B./Knoblauch, H. (2009): *Videoanalyse.* In: Kühl, S. (Hrsg.): *Handbuch Methoden der Organisationsforschung. Quantitative und qualitative Methoden.* Bd. 12. 1. Auflage Wiesbaden, S. 272-297. https://doi.org/10.1007/978-3-531-91570-8_14
- Schütz, A./Luckmann, T. (2017): *Strukturen der Lebenswelt.* 2. Auflage Konstanz/München.
- Tuma, R. (2013): *Die kommunikative Video-(Re)Konstruktion.* In: Keller, R./Reichertz, J./Knoblauch, H. (Hrsg.): *Kommunikativer Konstruktivismus. Theoretische und empirische Arbeiten zu einem neuen wissenssoziologischen Ansatz.* Wiesbaden, S. 363-382. https://doi.org/10.1007/978-3-531-19797-5_16
- Tuma, R./Schnettler, B./Knoblauch, H. (2013): *Videographie.* Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-18732-7>

Matthias Völcker, Sascha Landeck, Katharina Poltze, Melanie Schreck und Denise Heinemeyer

Dating-Apps im intersubjektiven Geschehen

Tinder, Grindr und Co. als Optionen der Beziehungsinitiierung

Dating-apps in intersubjective occurrence

Tinder, Grindr and Co. as options in relationship formation:

Zusammenfassung

Wir beschäftigen uns in diesem Aufsatz mit Phänomenen netzgängiger Beziehungsinitiierung und der Relevanz von Dating-Apps im intersubjektiven Geschehen. Neben der skizzenhaften Aufarbeitung eines komplexen und ambivalenten Forschungsstandes stellen wir die Ergebnisse einer Interviewstudie mit Nutzer*innen solcher Apps vor. In der Auswertung des empirischen Materials, welches wir mithilfe der Grounded Theory-Methodologie (GTM) realisierten, eröffnen wir Einblicke in technologisch vermittelte kommunikative Prozesse und arbeiten die (inter-)subjektive(n) Bedeutung(en) solcher Apps heraus.

Schlagwörter: Online-Dating, Dating-Apps, Beziehungsinitiierung, Grounded Theory

Abstract

This paper investigates the phenomenon of online dating, whereby the relevance of dating apps in intersubjective contexts are examined. In addition to the illustration of a complex but ambivalent state of research, the paper presents the results of an interview study. In the evaluation of the empirical material, which we realized with the help of Grounded Theory Methodology (GTM), we open up insights into specific, technologically mediated communicative practices and work out the (inter-)subjective significance of such apps.

Keywords: Online dating, dating apps, Relationship initiation, Grounded Theory

1 Einleitung

Mit der Einbettung von Smartphone-Technologien in den Alltag und der Persistenz des Internets eröffnen sich Gelegenheiten permanenter Konnektivität und der Vernetzung. Dabei finden Handelnde im Konnex technologischer Entwicklungen und mobilen App-Anwendungen zahlreiche Optionen vor, um soziale Beziehungen einzugehen bzw. diese zu pflegen. Nicht ohne Grund wird das Smartphone in der Forschungsliteratur als sozio-technologische Schnittstelle und Multifunktionsgerät beschrieben [Computing, Digitalisierung medialer Formate, kommunikative Vernetzung], welches neben dem Telefonieren und dem Austausch kurzer Textnachrichten eine ganze Reihe anderer, kommunikativer Handlungen ermöglicht bzw. in diese eingebunden ist. Hierzu gehören auch Phänomene netzgängiger

Partner*innensuche, worunter neben Dating-Webseiten in jüngerer Vergangenheit Dating-Apps zählen. Unter Online-Dating verstehen wir folgend internetgestützte Formen der kurz- und langfristigen Suche nach (intimen) sozialen Beziehungen, wobei Nutzer*innen sich wechselseitig in einem Pre-Face-to-Face-Geschehen mit Blick auf ihre Tauglichkeit bewerten, selektieren, auswählen und ggf. (netzgängige) Kommunikationsprozesse initiieren.

Der vorliegende Aufsatz leistet zur Erforschung der intersubjektiven Bedeutung von Dating-Apps einen empirischen Beitrag. Wir untersuchen, wie Nutzer*innen mobile Dating-Anwendungen aufgreifen und die Herstellung von Intimität und Nähe in der Entwicklung zwischenmenschlicher Beziehungen betreiben, wobei wir damit verbundene Praktiken, Facetten und Merkmale des digital-kommunikativen Geschehens aus der Perspektive der Nutzer*innen rekonstruieren. Grundlage hierfür ist eine Interviewstudie mit Nutzerinnen und Nutzern solcher Apps im Alter von 17–42 Jahren. Einleitend werden wir den Forschungsstand und die Komplexität des Forschungsfeldes knapp umreißen (2). Daran anknüpfend werden Forschungsdesign, Untersuchungsmaterialitäten und das Vorgehen bei der Auswertung skizziert (3), bevor Forschungsergebnisse vorgestellt (4), diskutiert und reflektiert werden (5).

2 Dating-Apps als komplexer Forschungsgegenstand: Von liquiden Beziehungen und der mediatisierten Suche nach Intimität

Dating-Webseiten, wie auch für die Anwendung auf mobilen Endgeräten konzipierte Apps, gewinnen für Nutzer*innen im Rahmen von Kontakthanbahnung und Beziehungsformierung an Bedeutung. Die Rolle traditioneller „Matchmaker“, wie Familie, Peers oder auch Dating-Agenturen, wurde mit Verbreitung und Permanenz des Internets und entsprechend netzgängiger Angebote sukzessive zurückgedrängt. Dating-Apps können als letztgängige Form mediatisierter Beziehungsanbahnungsprozesse interpretiert werden, stellen per se jedoch kein neues Phänomen dar, sondern umfassen Entwicklungen, die bis in das 19. Jahrhundert zurückreichen, von Zeitungsanzeigen zu Formaten des Video-Datings in den 1980er Jahren (vgl. etwa Woll/Young 1989) und ersten webbasierten Anwendungen in den frühen 1990er Jahren. Mit Beginn der 2000er Jahre haben sich Webseiten mit komplexen Suchalgorithmen etabliert, die auf der Grundlage vielzähliger Daten kommunikative Prozesse zwischen Nutzer*innen eröffnen sollten. Seit den 2010er Jahren gewinnen nun wiederum Apps für die Verwendung auf mobilen Endgeräten an Bedeutung, die als aktuellste Version eines technologisch vermittelten Matchmakings beschrieben werden. Dating-Apps „brought about a small revolution in the way individuals meet, interact, and sometimes fall in love with each other“ (Lutz/Ranzini 2017, S. 1). Anstelle komplexer Suchalgorithmen auf der Basis von Nutzer*innendaten fokussieren solche Apps visuelle Materialitäten und greifen auf die geographische Einbettung des Global Positioning Systems (GPS) als Kernmerkmale ihrer Funktionalität zurück. Dating-Apps werden daher auch als *Location-Based-Real-Time-Dating-Systeme* (LBRTD) beschrieben. Im Unterschied zu Dating-Webseiten, die v.a. für die Anwendung an Heimcomputern ausgelegt

sind, eröffnen Apps in Verbindung mit dem Smartphone permanente Zugriffs- und Nutzungsmöglichkeiten, die niederschwellig sind und die Initiierung multimediale Kommunikationsprozesse ermöglichen (vgl. David/Cambre 2016, S. 3).

Dating-Apps sind Plattformen der zielgerichteten und interessengeleiteten Partner*innensuche. Schrock (2015) verweist auf vier Vorteile von *Apps und Mobile Media*: Portabilität, Erreichbarkeit, Lokalität und Multimedialität ebenso wie die Vermeidung von Kontakten „from the dating-pool who are likely to be poor relationship partners in general“ (Finkel u.a. 2012, S. 48). Dating-Apps werden von Social Network Sites (SNS) unterschieden (vgl. Ellison/boyd 2013, S. 159; kritisch Light 2014, S. 14). Begründet wird dies u.a. damit, dass solche Apps nicht mit dem Ziel der Aufrechterhaltung und Pflege sozialer Netzwerke genutzt würden, sondern vielmehr Mittel der Kontakthanbahnung seien, wobei die Face-to-Face-Begegnung ein Ziel der Nutzung darstelle, was mit spezifischen Praktiken in der Herstellung von Visibilität, Selbstinszenierung wie auch Informationsmanagement verknüpft sei (vgl. Blackwell/Birnholtz/Abbott 2015, S. 1118). Illouz (2018) betont die Relevanz visueller (Bild-)Medien, die in der entkörperlichten, digitalen Kommunikation v.a. der Aufmerksamkeitsgenerierung zuträglich seien (vgl. Miguel 2016, S. 2). Selektions- und Auswahlentscheidungen erfolgen, orientiert an visuellen Eindrücken, bei einigen dieser Apps durch taktiles Wischen (to swipe) auf dem Display. Nach links bedeutet Ablehnung, nach rechts Interesse, wobei die „design philosophy is reflected in the features of the software, where people’s profiles are similar to a deck of playing cards, and love, sex and intimacy are the stakes of the game“ (Hobbs/Owen/Gerber 2017, S. 272). Dabei wird Online-Dating z.T. in der Forschungsliteratur als Phänomen liquider Formierung intimer Beziehungen und als Ausdruck gesellschaftlicher Transformationsprozesse interpretiert. Der Medienwandel fungiert in dieser Perspektive als Ausgangspunkt für komplexe Veränderungen von Alltag, Kultur, Gesellschaft und Subjektformierungen v.a. hinsichtlich des kommunikativen Handelns wie auch von Identitätskonstruktionsprozessen (vgl. Krotz 2017, S. 23). Mit Blick auf netzgängige Formen der Beziehungsinitiierung stellt Bauman (2003) kritisch fest, würden die Handelnden im Rahmen ihrer Dating-Aktivitäten auf einen Onlinemarktplatz treten (vgl. für die Relevanz von Marktmetaphern Ward 2016, S. 92) bzw. zugespitzt solche Plattformen „an embodiment, or visualisation, of the sexual marketplace“ (Thompson 2018, S. 71f.) repräsentieren, wobei Intimität und Emotionen als Facetten von Aufmerksamkeitsökonomien verhandelt werden, die verwertungsorientiert entwickelt, entworfen und distribuiert werden würden (vgl. Illouz 2018). Dabei sei der Zustand des driftens charakteristisch, welcher in „[...] einer Gesellschaft, die aus Episoden und Fragmenten besteht“ (Sennett 2007, S. 31) zum Dauerzustand avanciere, was auch zwischenmenschliche Beziehungen, Intimität und Liebesbeziehungen bzw. die Suche danach umfassen würde, die in kapitalistisch organisierte Verwertungszusammenhänge überführt würden: „Liquid love may involve connecting, but even more importantly it involves the ability to disconnect; to unfriend; to hit delete“ (Germann-Molz 2012, S. 12). Forschungen über Dating-Apps zeigen zwar, dass solche Interpretationen immer wieder aufgegriffen, gleichwohl aber vor dem Hintergrund empirischer Erkenntnisse in ihrer Einseitigkeit kritisiert und zurückgewiesen werden. Auch wenn Dating-Apps häufig und vereinfachend mit der Initiierung sexueller Begegnungen assoziiert und stigmatisiert würden, verweisen Forschungen auf ein komplexes Phänomen, welches diverse Nutzer*innengruppen, divergierende Nutzungsmotive und vielfältige kommunikative Praktiken umfasst (vgl. Hobbs/Owen/ Gerber 2017, S. 279ff.).

Zahlreiche Forschungen haben sich mit Dating-Apps als Forschungsgegenstand beschäftigt. Untersucht werden etwa Nutzungspraktiken, die Relevanz von Technologien als Mediatoren in der Gestaltung intimer Beziehungen (vgl. Ranzi/Lutz 2017), veränderte Modi sexueller Sozialität im Kontext technosozialer Dynamiken wie auch technologisch induzierte Veränderungen des intersubjektiven Geschehens (vgl. Burchell 2015) und der Hybridisierung von physischen und digitalen Räumen (vgl. etwa Miles 2017). Forschungen haben darüber hinaus Facetten des Dating-Prozesses untersucht sowie spezifische Nutzer*innengruppen identifiziert (vgl. etwa Thompson 2018). Neben zahlreichen Untersuchungen zu Nutzungsmotiven, Fragen von Selektion und Auswahl von Kommunikationspartner*innen (vgl. Peetz 2019) werden Merkmale der Eindruckserzeugung und des Impression-Managements in Nutzer*innenprofilen und anwendungsbezogenen Kommunikationsprozessen als Ermöglichungsräume der Sichtbarmachung und Inszenierung von Identitätsfacetten erforscht (vgl. etwa Lemke/Merz 2018; Miller 2015). Darüber hinaus haben zahlreiche Forschungen auf eine Vielzahl intersubjektiver Herausforderungen und Probleme des Online-Datings verwiesen, etwa im Zusammenhang mit Fragen sexuellen Risikoverhaltens (vgl. etwa Bauermeister u.a. 2011) wie strafrechtlich relevanten Aspekten z.B. sexueller Belästigung, Sexting- und Stalking-Phänomene und sexuellen Gewalterfahrungen (Shaw 2016; Thompson 2018).

Gleichwohl können in der Erforschung solcher Apps und verbundener Praktiken Leerstellen identifiziert werden, etwa im Rahmen von Initiierung, Gestaltung und Entwicklung kommunikativer Prozesse. Forschungen, die etwa untersuchen, *wie* Intimität im App-induzierten kommunikativen Geschehen entsteht und sich entwickelt sind bisher ein Randthema der Forschung (vgl. etwa Peetz 2019; Sumter/Vandenbosch/Lighenberg 2017) sowie auch entsprechende Konzeptualisierungen des App-basierten Pre-Face-to-Face-Geschehens im Zusammenhang mit Beziehungsmodellen weitgehend unerforscht geblieben sind. LeFebvre (2017) argumentiert beispielsweise mit Blick auf die Beziehungseskalationslogik von Knapp/Vangelisti (2010), dass netzgängige Formate traditionelle Face-to-Face-Beziehungsmodelle und Initiationskonzeptualisierungen modifiziert hätten, wobei mit Blick auf die Nutzung von Dating-Apps eben jene Pre-Face-to-Face-Prozesse stärker in Forschungen zu berücksichtigen seien. App-Nutzer*innen arbeiten im Kontrast zu Face-to-Face wie auch Dating-Webseiten mit erheblich reduzierten Informationen, entwickeln gleichwohl spezifische Strategien in einer an elektronische Interaktionen gewöhnten Welt. Weiterführend zu erforschen wäre hier, wie im technologisch induzierten Geschehen Eindrücke intendiert werden, wie andere Nutzer*innen ausgewählt, v.a. aber, wie kommunikative Prozesse initiiert und gestaltet werden. *Diese Fragen und die Suche nach empirisch fundierten Antworten standen im Zentrum vorliegender empirischer Forschung*, wobei wir einige Ergebnisse dieser Untersuchung folgend darlegen. Einleitend werden wir die verwendete Interviewmethode skizzieren (3.1), das Auswertungsprozedere knapp umreißen (3.2) und anschließend Ergebnisse präsentieren und diskutieren (4).

3 Dating-Apps aus der Perspektive ihrer Nutzer*innen

Im Rahmen unserer Untersuchung führten wir 20 verstehende Interviews. Im Mittelpunkt stand das Erkenntnisinteresse Dating-Apps und App-induzierte Beziehungsinitiierungsprozesse und kommunikative Praktiken zu erforschen. Dabei stützten wir uns in der Bearbeitung des Materials auf die Kodierschritte der Grounded-Theory-Methodologie, wie sie von Strauss und Corbin (2010) vorgeschlagen und in den methodisch-methodologischen Diskurs eingeführt worden sind. Die Rekrutierung der Studienteilnehmer*innen orientierte sich am Verfahren des Theoretischen Samplings. Für die Erhebung war von Relevanz, dass mithilfe der Interviews Nutzer*innen verschiedener Dating-Apps erfasst und ihre Aussagen dabei helfen sollten, das Untersuchungsphänomen facettenreich zu erschließen und verstehen zu lernen. Das Sample bzw. die Auswahl von Teilnehmer*innen war nicht von vornherein festgelegt, sondern wurde vor dem Hintergrund der Forschungsfrage und der iterativen Ausrichtung des Forschungsprozesses beständig erweitert. Beispielsweise umfasste dies zu Beginn des Forschungsprozesses Nutzer*innen der App Tinder, wobei im Forschungsverlauf ein Bedarf an weiterführenden Materialitäten erkennbar wurde, da Nutzer*innen z.T. mehrere Apps, mit verschiedenen Motiven parallel verwendeten, entsprechend andere Apps und ihre Nutzer*innen einbezogen, unterschiedliche Kommunikationsstrategien identifiziert und durch Erweiterungen des Samples neue Einsichten eröffnet wurden.

3.1 Datenerhebung mittels verstehender Interviews

Die Datenerhebung wurde in einem mehrmonatigen Prozess realisiert, begonnen im Dezember 2017 wurden Interviews bis in das Frühjahr 2018 geführt. Die eingesetzten Verstehenden Interviews (vgl. Kaufmann 1999) sind *eine Interviewtechnik*, wobei der Gesprächsverlauf eine Offenheit intendiert, die auf die narrativen Angebote und situativen Entwicklungen des Gesprächsverlaufs ausgerichtet ist. Die Methode fokussiert Handeln in seinem Ablauf, seinen Ursachen und Wirkungen erklärend zu erschließen und Phänomene facettenreich zu erfassen. Zwar sind auch hier Interviewleitfäden üblich, jedoch ist kein „starrer“ Gesprächsverlauf intendiert. Leitfäden dienen der Orientierung und Schwerpunktsetzung. Vielmehr noch aber setzt die Interviewtechnik auf die narrativen Angebote der Interviewteilnehmer*innen und damit unvorhersehbare Entwicklungen und thematische Einsichten im Gesprächsverlauf.

3.2 Das empirische Material und die Kodierschritte der Grounded-Theory-Methodologie

Die Auswertung des Materials erfolgte mithilfe der Kodierverfahren der Grounded-Theory-Methodologie. Im iterativ angelegten Auswertungsprozess wurden im Rahmen von offenem, axialem und selektivem Kodieren, Codes, Konzepte und

Kategorien wie auch Zusammenhänge zwischen diesen schrittweise erarbeitet. Noch während der Phase der Datenerhebung wurde das Material in Form von Gesprächstranskripten inhaltlich aufgebrochen: Es wurden Textpassagen herausgearbeitet, in welchen relevante Aussagen über das Untersuchungsthema formuliert wurden. Hierzu gehörten beispielsweise Textstellen, in welchen

- a) Aussagen über Nutzung, Nutzungsverhalten und Motive mit Blick auf die Verwendung von Dating-Apps geäußert wurden,
- b) Aussagen über die Relevanz solcher Anwendungen dargelegt und Beschreibungen bzw. Darstellungen von Erfahrungen im Umgang mit Apps eröffnet wurden,
- c) Aussagen mit Blick auf Auswahl und Selektion anderer Nutzerinnen und Nutzer getroffen wurden wie
- d) Aussagen darüber, wie Kommunikationsprozesse initiiert und gestaltet werden, wie Interaktionen sich entwickeln, gelingen bzw. auch misslingen können.

Fundstellen wurden lokalisiert, mit Codes, also inhaltlichen Beschreibungen, Benennungen bzw. (typisierenden) Sprachausdrücken versehen, die anschließend zu Konzepten und in Form von Memos zusammengefasst wurden und die Bildung von ersten Arbeitshypothesen und auch von Konzepten erlaubten. Diese wurden durch Erhebung und Hinzuziehen weitere Interviews immer weiter verfeinert, aber auch irritiert, verworfen oder modifiziert, erweitert, kontrastiert, teilweise bzw. vollumfänglich auch revidiert und Teilergebnisse immer weiter verdichtet. Diese Konzepte wurden anschließend gruppiert und Beziehungen herausgearbeitet, v.a., um zu übergreifenden kategorialen Eigenheiten und Einsichten zu gelangen und Zusammenhänge darlegen zu können. Dies erfolgte v.a. mit dem Ziel, eine Systematik, mit Blick auf Nutzungspraktiken, Motive, Formen der Selbstdarstellung und Profilbildung, Kommunikationsverhalten über die App wie auch Verhaltensweisen und Einstellungen nun auf einer abstrakteren Ebene zu erarbeiten. Abstrahierungen standen dann auch im Mittelpunkt des axialen Kodierens, hier jedoch v.a. mit Blick auf die Erarbeitung und Dimensionierung von Kategorien wie auch von Beziehungen zwischen diesen. Kategorien wurden ins Verhältnis gesetzt, zusammengefasst, übergreifende Themen identifiziert und diese inhaltlich angefüllt. Von erheblicher Bedeutung war hierbei auch das für die Grounded-Theory relevante Konzept theoretischer Sensibilität, was u.a. die Fähigkeit meint, „Einsichten zu haben, den Daten Bedeutungen zu verleihen, die Fähigkeit zu verstehen und das Wichtige vom Unwichtigen zu trennen“ (Strauss/Corbin 2010, S. 25). Hierfür wurden verschiedene Quellen herangezogen [etwa: (Fach)-Literatur, Erfahrungen, eine kontinuierliche Bearbeitung der Daten oder (theoretische) Konzeptualisierungen, also über Daten in theoretischen Begriffen nachzudenken]. Solche Präkonzepte können für die Forschung durchaus nützlich sein und zu neuen Einsichten führen.

Die folgenden Ausführungen fokussieren einen Ausschnitt und sind nicht als umfängliche theoretische Erklärung bzw. Theorie über das Dating-App-Phänomen zu verstehen, sondern insbesondere auf Merkmale des Initiierungsgeschehens begrenzt. Die Darstellung orientiert sich an, während der Analyse gewonnenen, Kategorien und Zusammenhängen.

4 Ergebnisse

Mithilfe der Analyse der Aussagen unserer Informant*innen rekonstruieren wir, wie diese Dating-Apps im intersubjektiven Geschehen verwenden, welche Funktionen solche Anwendungen aus ihrer Perspektive erfüllen und wie kommunikative Prozesse gestaltet werden. Einleitend skizzieren wir in verdichteter Form, in welchen Zusammenhängen und mit welchen Motiven unsere Interviewten Dating-Apps verwenden (4.1). Neben Auswahl und Verwendung einer bzw. der parallelen Nutzung mehrerer Apps und der Zentralität visueller Bildmedien legen wir anschließend die Spezifika der Suche und Auswahl anderer Nutzer*innen, wie auch von Initiierung und Gestaltung kommunikativer Handlungen dar (4.2.1–4.2.3). Abschließend tragen wir die Ergebnisse zusammen und diskutieren diese (5).

4.1 Motive von App-Auswahl und -Nutzung

Unsere Interviewten benennen und kennen zahlreiche mobile Dating-Anwendungen, sowohl für die Smartphonennutzung entwickelte Apps von Dating-Webseiten, wie Parship, Elitepartner oder PlanetRomeo, als auch ausschließlichen LBRTD-Apps, wie Tinder, Lovoo oder Grindr. Auswahl und Nutzung einer bzw. der parallelen Verwendung mehrerer Apps gehen z.T. umfängliche Erprobungsphasen voraus, wobei aus einem breiten Angebot Funktionen eruiert, mit Intentionen der Nutzung abgeglichen und Anwendungen ausgewählt werden. Hinsichtlich der Nutzung solcher Apps und damit verbundener Motive konnten nur wenige altersspezifische Unterscheidungen identifiziert werden, wobei jüngere Nutzer*innen eher mehrere App-Anwendungen verwenden, während ältere ihre Nutzung in der Verwendung einer spezifischen App konkretisieren. Nutzungsmotive unterscheiden sich hingegen kaum.

Für Einstieg und Nutzung wird immer wieder auf die Rolle signifikanter Bezugspersonen, v.a. der Peers, verwiesen, deren Erfahrungen (und Erfolge) als ausschlaggebend für die eigene Nutzung angeführt und Dating-Apps gleichwohl als zeitspezifischer Trend charakterisiert werden. Die App-Nutzung wird darüber hinaus mit intrapsychischen wie intersubjektiven Bedürfnissen begründet, die sich z.T. überschneiden. Immer wieder betont wird, dass Dating-Apps als Gelegenheiten eines als unverbindlich charakterisierten Zeitvertreibs verwendet und dabei auch Phasen der Langeweile überwunden werden können, wobei die Attraktivität solcher Apps, begründet in ihrer Visualität sowie auf Selektion ausgegerichtete Handlungsaufforderungen, als Formen der Unterhaltung interpretiert werden. Apps offerieren Steigerungen der Quantität von Kontakt(möglichkeit)en, wobei auch Reaktionen auf das eigene Profil in Form von Kontaktanfragen bzw. „Matches“ als eine der App immanente Anerkennungswährung interpretiert und als Form situativer Selbstwirksamkeitserfahrungen gedeutet werden. Verknüpft wird dies damit, im intersubjektiven Geschehen unbekannte Andere kennenzulernen bzw. ein in seiner weiteren Entwicklung unvorhersehbares (kommunikatives) Geschehen einzuleiten und ggf. fortzuentwickeln. Diese interaktionalen Motive sind sowohl ausschließlich auf das Schreiben in der App, also ohne Intention einer späteren Face-to-Face-Begegnung, begrenzt, werden aber auch als Ausgangspunkt für die Initiierung langfristiger Partnerschaften, Freundschaften und Paarbeziehungen wie auch ausschließlich sexueller Begegnungen genutzt.

4.2 Selektion und Auswahl Anderer und die Zentralität visueller Medien

Mit der Installation einer/mehrerer Apps, der Einrichtung eines Profils, der Auswahl eines/ Profilbilds/mehrerer Profilbilder und der Spezifizierung selektiver Suchkriterien – sexuelle Präferenz(en), geografische Distanz und Alter – folgen Suche und Auswahl anderer Nutzer*innen. In der Genese differenter Beziehungsformen sind diese mit empirisch nachvollziehbaren Herstellungspraktiken verknüpft und an die medialen und kommunikativen Eigenheiten der Apps gekoppelt. Der Initiierung kommunikativer Handlungen gehen Auswahl-, Bewertungs- und Selektionsprozesse voraus, die (überwiegend) an Bildmedien orientiert, ein technologisch induziertes Passungsverhältnis („to match“) von zwei/mehreren Personen intendieren. Einerseits gibt es Apps, die auf der Grundlage visueller Eindrücke textbezogene, kommunikative Handlungen unmittelbar ermöglichen. Andere Apps fokussieren hingegen die wechselseitige Zuwendung von Kommunikant*innen über die selektive Beurteilung visueller Medien und (wenigen) Profilinformationen, sie gamifizieren bzw. gestalten den selektiven Vorgang als spielerisches Geschehen (vgl. Opper 2019, S. 97ff.). Bildmedien sind sowohl im Kontext von Selbstdarstellungs- und Imagebildungsprozessen in den eigenen Profilbildern bzw. Profilen von Bedeutung (4.2.1), wie diese in Bewertungen anderer als vordergründiger Selektionsgegenstand fungieren (4.2.2).

4.2.1 Selbstdarstellung und Impression-Management in Profilen und Profilbildern

Die Arbeit am eigenen Profil als primäres Vehikel der Selbstdarstellung funktioniert v.a. unter Rückgriff auf Bildmedien, was sowohl spezifische Motive, Bildformate, Posen, den Einsatz von Accessoires, Präferenzen für Kamerafilter bzw. spezifische Orte und Situationen/situative Gegebenheiten umfasst. Visuelle Medien sind auf die Evozierung von Eindrücken bei anderen ausgerichtet. Es werden Bilder verwendet, „die mir natürlich auch selber gefallen und ich hätte auch Kriterien, welche Bilder ich nicht gut finde auf Tinder“ (Thorsten, Z. 298–299). Neben netzgängigen, visuellen Selbstthematisierungen „ich sag jetzt mal so Selfies die man auch auf Facebook findet und auf Instagram“ (Isabella, Z. 477–478), gehören hierzu auch Bilder „wo man sieht, dass derjenige vielleicht nicht grade unbedingt für das Bild posed“, sondern „irgendwie normal, die vielleicht irgendwie mal zufällig zustande gekommen sind“ (Thorsten, Z. 331–332). Bilder adressieren ein abwesendes Gegenüber, wobei Seheindrücke und die Unmittelbarkeit der Wahrnehmung von Bedeutung sind wie mithilfe von Bildern Facetten der Identität, aber auch emotionale Eindrücke zum Ausdruck gebracht und inszeniert werden. Unsere Interviewten suchen in ihren Profilbildern einen Lebensstil visuell zum Ausdruck zu bringen bzw. für sich in Anspruch zu nehmen, die aus ihrer Sicht als typische Muster und Merkmale ihrer Sinnggebung und der Stilisierung des Selbst fungieren, wobei sie ein visuelles Storytelling betreiben, worauf Christiana exemplarisch verwies, die sich „extra von ner Photographin“ (Christiana, Z. 179) fotografieren ließ, woraus unterschiedliche Bildmotive resultierten, die Facetten und Eigenheiten ihrer Persönlichkeit visuell zu erfassen suchen: „[W]itzig einmal schick auf jeden Fall und aber immer angezogen“ (Christiana, Z. 180–181). Die Reihung solcher Bilder bzw. Bilderserien aus den „unterschiedli-

chen Lebenslagen“ (Johanna, Z. 275) werden zur Herstellung aktiver Sichtbarkeitsleistungen verwendet. Differenzen werden markiert, eine nicht austauschbare Inszenierung der Persönlichkeit intendiert, um im Sichtbarkeits- und Valorisierungswettbewerb zu bestehen. Dabei werden im infrastrukturellen Setting der Apps mit reduzierter Informationsdichte insbesondere Bilder gebraucht, um Hinweise, Eigenheiten aber auch Facetten des Selbst bildhaft darzulegen bzw. zu fokussieren, wobei die Bildauswahl selbst das Resultat eines reflexiv-selektiven Auswahlprozesses ist. Bilder zeigen bzw. verweisen auf etwas, also so „ganz normale Bilder [...], also jetzt nichts irgendwie, was keine Ahnung großartig in Szene gestellt oder sonst irgendwas, sondern halt einfach ganz normale Bilder so aus dem Alltag“ (Robert, Z. 142–144). Robert etwa geht es darum, anderen zu zeigen wer er ist, ein „lebenslustiger Mensch, mag Sport, dies, das [...] also nichts großartig[es]“ (Robert, Z. 145–146). Bilder aus dem Alltag verweisen auf das aus seiner Sicht Relevante, wobei als „normale Bilder“ klassifizierte Bildmedien auf Alltäglichkeit verweisen und er jenseits spezifischer Inszenierungsabsichten visuell zum Ausdruck bringt, wer er ist bzw. wie er gesehen, wahrgenommen und beurteilt werden will. Dabei geraten bei der Bildauswahl auch kleinste, aber subjektiv als hochgradig bedeutsam befundene Details in den Blick. Auch Laura erzählte davon, dass sie ausschließlich Bilder verwendet, „*wo ich irgendwie was mache* und nicht nur ich in meinem Bikini oder sowas, sondern irgendwie, *wo ich grade, keine Ahnung, mit Freunden zusammensitze* oder sowas“ (Laura, Z. 343–345). Sie verwies mehrfach darauf, wie wichtig es für sie sei, dass ihre verwendeten Profilbilder nicht nur Situationen abbilden, sondern im Bild eine Ähnlichkeitsbeziehung dargelegt wird, die aus ihrer Sicht als authentisch bewertete Persönlichkeitseigenschaften darlegen *und* diese visuell auszudrücken, was für sie v.a. damit verknüpft ist, sich als sozial aktiv und involviert in Bildern zu erzählen. Bilder werden als Gelegenheiten verstanden, Eindrücke als Eigenheiten eines erzählenden Selbst darzulegen, als Sender*in, Gestalter*in, Sprecher*in und eben auch als Ich aufzutreten. Unsere Interviewten suchen mit Hilfe ihrer Bilder spezifische Außenwirkungen herzustellen, die situative Eindrücke ermöglichen und „ein Bild [sind], das die anderen übernehmen können“ (Goffman 1986, S. 10). Als visuelles Ausdrucksmittel intendieren sie die Evozierung eines Images und sind als Facetten einer, auf visuelle Konstruktion ausgerichteten, kommunikativen Handlung zu verstehen, die als Zeichenträger und visuelles Ausdrucks- und Kommunikationsmittel fungieren. Als Bestandteil der Profile liefern primär visuelle Bildmedien in Verbindung mit (wenigen) textuellen Beiträgen kleine Versatzstücke, die in der Montage verschiedener Elemente ein einzigartiges Bild entwerfen bzw. darauf verweisen.

4.2.2 Visuelle Materialitäten als Komponenten von Selektions- und Auswahlentscheidungen

Neben den eigenen Profilbildern und ihren Funktionen, ausgewählte Impressionen des Selbst darzulegen bzw. visuell zu kontrollieren, sind Bildmaterialitäten in Auswahl- und Selektionsprozessen Anderer von Bedeutung. Damit verbundene Bewertungspraktiken zeichnen sich durch drei charakteristische Eigenheiten aus: Bewertungen erfolgen erstens einseitig, sind zweitens binär organisiert – bewegen sich zwischen Zustimmung/Ablehnung, zwischen „Hot or Not“ (Anna, Z. 17) – und werden als beschleunigt erlebt. Bewertungen und Auswahl erfolgen „einfach unglaublich schnell, zack der nächste, zack und so weiter“ (Johanna, Z. 524), dabei

„guckst [du] dir was an: ‚Nee, gefällt mir nicht. Weg, weg, weg, weg‘. Das ist dann halt auch echt eher so, dass man na mal echt 95 Prozent nach links wischt und vielleicht echt mal so 5 Prozent nach rechts wischt“ (Karina, Z. 640–643). Bewertungen werden im Sinne eines Bewertungs- bzw. „Matchspiels“ (Karina, Z. 357) durch Fingerbewegung auf dem Smartphonedisplay umgesetzt und mit Zuschreibungen von Attraktivität und Sympathie aufgrund visueller Eindrücke begründet, wobei die Auswahl „anhand der Fotos, also wenn der sympathisch war auf den Fotos aber ich hab mir auch alle Fotos angeguckt, erstmal am ersten Bild, da konnte man eh schon sagen könnte *Oh, der sieht nett aus, sieht nicht nett aus*“ (Sarina, Z. 703–706). Bewertungen sind an Kriterien orientiert, die als Geschmacksurteil den Selektionsvorgang strukturieren, wobei Bildformate aber auch Motive Grenzziehungen bedingen bzw. als Ausdruck klassenspezifischer Geschmackspräferenzen fungieren, „so Spiegelf selfies oder sowas, vor allem, wenn man noch den ich weiß nicht, mit freiem Oberkörper, die hab ich meistens aus Prinzip immer weggewischt“ (Anna, Z. 507–508). Profile, die selektive Auswahlkriterien aufweisen, werden typisiert, als nicht authentisch klassifiziert und aus dem Selektionspool spielerisch durch Fingerbewegung entfernt, etwa „der Typ, der braun gebrannt mit Sixpack am Strand posiert, sonder[n] halt wirklich eher, der sich da, oder, der mir vorkam als stellt er sich so da[r], wie er auch ist und nicht wie er gerne sein möchte“ (Laura, Z. 253–255).

Dabei werden Profilbilder Anderer als situative Abbilder interpretiert, wobei Selektions- und Bewertungsprozesse zugleich auf Dispositions- und Klassifikationssysteme verweisen. Visuelle Bewertungen sind an Chiffren und sozialen Stereotypen orientiert, die im Kontext beschleunigter Eindruckserzeugungen als *Priming-Effekte* implizite Annahmen und ein Wissen darüber, *wie und wer* ein Gegenüber ist, miteinander verknüpfen. Im Geschmacksurteil wird klassifiziert, nicht zuletzt auch derjenige, „der die Klassifikation vornimmt“ (Bourdieu 1987, S. 25). Exemplarisch sei hier auf zwei (kurze) Interviewpassagen von Petra und Thorsten verwiesen, die jenen Klassifikationsprozess verbalisierten, wobei Petra, stellvertretend, von dem von ihr entwerteten „Klischeeasi [erzählte], von praktisch gebräunter Typ, der im Tanktop vor seinem BMW steht“ (Petra, Z. 736–738). Das visuell Sichtbare wird mit stereotypen Zuschreibungen assoziiert und kategorial [„Klischeeasi“] als soziales Urteil konkretisiert. Dabei operieren visuelle und textuelle Eindrücke als performativer Bewertungsmaßstab, wobei das visuell Sichtbare anhand von Motiven, Posen und Facetten der Selbstdarstellung mit impliziten Annahmen über Nähe und Distanz zur eigenen Stellung im sozialen Raum entworfen wird. Hierbei werden in visuellen Bewertungen die Vorstellungen darüber, was als sozial anerkannt und schön erscheint, objektiviert. Dies führt dann etwa dazu, dass Nutzer*innen abgelehnt werden, wenn das „Foto sehr unauthentisch wirkt, irgendwie Tiere oder Kuscheltiere auf Fotos find ich auch ganz schlimm [oder so] Poserbilder“ (Thorsten, Z. 305–307). In der Sichtbarkeit von Tieren/Kuscheltieren bzw. der Kategorisierung des „Poserbildes“ spitzt sich das soziale Urteil zu, werden hier doch unerwünschte Eigenheiten mit Blick auf Fragen des Geschmacks *und* der sozialen Stellung antizipiert. Dabei werden visuell sichtbare Eigenheiten im Lichte eigener Geschmackspräferenzen bewertet und ggf. negiert, was Thorsten exemplarisch an, aus seiner Sicht typischen, Merkmalen des Poserbildes konkretisierte, wie „oberkörperfrei, Bizeps anspannen und so, [...] *weil mich halt andere Sachen interessieren*“ (Thorsten, Z. 308–313). Bewertung in Form von Ablehnung konkretisiert sich hier in einer am Körper und mit dessen Inszenierung assoziierten Geschmacks- und Klassenzuschreibung, wobei

mithilfe der Interpretation von Zeichen und Symbolen, Orientierungen hervorgebracht und zur begründeten Reflexion des eigenen Geschmacks als Facetten sozialer Distinktion ausgeführt und reproduziert werden.

4.2.3 „Das ist dann ein so-ins-schreiben-kommen“: Kommunikative Praktiken in Dating-Apps

Bildmedien und wenige textbezogene Profilinformationen sind Ausgangspunkt des Pre-Face-to-Face-Geschehens, die ein technologisch induziertes Matching fokussieren und auf die Eröffnung textbezogener Kommunikationsprozesse ausgerichtet sind, die durch Emojis, Bilder und GIFs ergänzt werden. Diese Chat-Kommunikation ist als sequentielle Ordnung rekonstruierbar [a) Initiation; b) Intensivierung und Integration], wobei in kommunikativen Handlungen eine Zweifelhait konstituiert wird und mit der kommunikativen Hervorbringung von Kongruenzen bzw. Differenzen konvergiert, während der gesamte Kommunikationsverlauf permanent bewertet und Andere auf ihre Tauglichkeit überprüft werden.

a) *Die Initiationsphase*: Initiation markiert den Beginn kommunikativer Handlungen und wird in den Gesprächen als neuralgische wie fragile Phase charakterisiert. Ausgangspunkt ist ein als „Ansprechen“ (Petra, Z. 526) bzw. als „den ersten Schritt machen“ (Isa, Z. 1653–1654) klassifizierter Anfang. Ablauf und Inhalte weisen Ähnlichkeiten auf, wobei Isabella, exemplarisch, den Verlauf als „Standardgespräch[e]“ (Isabella, Z. 521) charakterisierte und Sonja es so zusammenfasste, dass sie „diese ganzen Gespräche schon 1000-mal gehört“ (Sonja, Z. 980–981) habe. Kommunikation ist an der Erfüllung von Reziprozitätserwartungen orientiert. Das bedeutet, dass kommunizierte Inhalte, die Kommunikant*in A äußert, mit Erwartungen der Wechselbezüglichkeit an Kommunikant*in B einhergehen, was den weiteren Austausch visueller Medien, v.a. aber eine auf Wechselseitigkeit ausgerichtete Offenlegung und Eruiierung von als „Kerninformationen“ (Petra, Z. 453) deklarierten Gesprächsinhalten umfasst, etwa „wie alt man is und was man macht, die Hobbies, also so diese Standardsachen“ (Rebecca, Z. 758–759). Fokussiert werden biographische Merkmale, die im Material als Facetten einer als *Checklistenorientierung* kategorisierten Erschließung rekonstruiert wurde, wobei Informationen eruiert und bewertet werden. Fragen-Antworten-Gegenfragen sind darauf ausgerichtet, Informationen zu erhalten und die potentielle Eignung zu ergründen. Dabei berichten unsere Informant*innen auch von der Entwicklung standardisierter Kommunikationsroutinen „so [...] mit Standardfloskeln: ‚Hey, na, wie geht's?‘, ‚Was machst du heute‘, ‚Heut ist doch Freitagabend. Wieso bist du denn zu Hause oder hast nichts zu tun oder sowas und sitzt bei Tinder‘“ (Laura, Z. 199–202). Konträr zu den eigenen Absichten stehende Aussagen können den Abbruch kommunikativer Handlungen bedingen, etwa „relativ direkte Anfragen, so körperliche auf Sex bezogen und daher hab ich dann auch das Zurückschreiben in der Regel vermieden“ (Johanna, Z. 151–152). Initiation ist darauf ausgerichtet ein Gespräch „ins Rollen“ (Sonja, Z. 476) zu bringen, wobei alle Äußerungen permanenter Beobachtung und Bewertung unterstehen und Gelingen bzw. Fortentwicklung kommunikativer Beziehungen von der Bemessung von Quantität und Qualität von Antworten abhängen.

Kontrastierend stehen hierzu initiiierende Kommunikationshandlungen, die die Nutzung solcher Apps vordergründig mit Motiven sexueller Begegnungen be-

gründen. Charakteristisch hierbei ist, dass biographische Informationen in den Hintergrund treten. Vielmehr entwickeln Nutzer*innen fokussierte Kommunikationsstrategien, „dann warn die Gespräche auch n bisschen anders und dann war das Ganze auch n bisschen da hat mich nicht so viel zur Person interessiert und das war auch eher schon eher son alles oder nichts Prinzip“ (Thorsten, Z. 427). Thorsten klassifizierte diese qualitativen Unterschiede als eine im Chatverlauf kommunikativ etablierte „klare Kante“ (Thorsten, Z. 415), als Grenzziehung. Chat-Kommunikation und daraus potentiell resultierende Begegnungen um „sexuelle Abenteuer“ (Yasmin, Z. 114) zu erleben, „sexuelle Erfahrungen“ (Pauline, Z. 62–63) zu sammeln oder „Sex-Dates zu haben“ (Thomas, Z. 1163) ist auf eine einmalige Begegnung fokussiert und wird entsprechend konzeptualisiert. Der kommunikative Austausch adressiert das Gegenüber als sexuelles Subjekt, „du willst ficken, gibste mir deine Nummer, komm isch vorbei“ (Thomas, Z. 735). Gesprächsinhalte sind auf Angaben in Profilen begrenzt, wobei Kommunikation sich durch Distanzierungen gegenüber persönlichen Themen und biographischen Verwicklungen auszeichnet, wobei „im Gespräch also da ham mich die Leute auch einfach nich so intre[ssiert] also so vom ganzen Hintergrund was machen die, wer sind die bla was ham die für Probleme“ (Thorsten, Z. 450–451). Kommunikation ist darauf ausgerichtet, Nutzer*innen emotional möglichst unbeeinflusst zu lassen. Chat-Gespräche sind auf Gestaltung, Rahmung und den Ablauf der Begegnung fokussiert, was sexuelle Präferenzen oder die Aushandlung des Ortes umfasst, also „das klär ich halt alles vorher ab ne auf was die stehen und ich mach halt auch ganz klar dass ich halt keinen Fetisch habe nicht auf SM stehe und all so nen scheiß ne“ (Thomas, Z. 469). Fokussiert wird *die sexuelle Begegnung*, die von anderen Bereichen des sozialen Lebens getrennt entworfen wird. Chat-Kommunikation ist auf Passung und Rahmung und innerhalb kurzer Zeit auf die Ermöglichung dieser Begegnung ausgerichtet.

b) *Intensivierungen und Integration*: Im Kontrast hierzu entfaltet sich Kommunikation im Kontext von Motiven der Anbahnung und Entwicklung von Beziehungen, freundschaftlich oder partnerschaftlich orientierter, durch schrittweise Entfaltungen, was im Material mit Intensivierungen in differenten kommunikativen Facetten rekonstruiert wurde. Intensivierung meint sowohl Kontakthäufigkeit wie auch Inhalte, denn „man schreibt sich dann wirklich auch jeden Tag“ (Anna, Z. 865). Der Austausch von biographischen wie identitätsbezogenen Merkmalen, die als Facetten eines chatbezogenen Gesprächs (vgl. Berger/Kellner 1965) wechselseitige Zugänge zur sozialen Wirklichkeit der Kommunikant*innen eröffnen (sollen), ist hierbei unerlässlicher Bestandteil. Im Verlauf eines solchen Gesprächs entdecken Nutzer*innen „viele Übereinstimmungen“ (Anna, Z. 1058–1059), „gemeinsame Interessen“ (Johanna, Z. 479), beschreiben ein wachsendes Vertrauensverhältnis, wobei man den/die Andere/n „so nach und nach halt auch besser kennenlernt“ (Anna, Z. 547). Intensivierung meint zugleich aber auch die Entwicklung kognitiver Repräsentationen, was unsere Interviewten als „Bild im Kopf“ (Isabella, Z. 653) bzw. als textuell-visuell interpretierte *Impressionen* beschreiben, ein Bild über das Gegenüber, welches man „vor Augen hat wie derjenige is“ (Petra, Z. 974–975). Im Kontrast zu Face-to-Face sind Eindrücke jedoch ausschließlich durch Bild(er) und Text vermittelt, fehlen nonverbale Signale, die im Kommunikationsverlauf nur vereinzelt durch Smileys und Emojis aufgefangen werden können. Dabei füllen Nutzer*innen Leerstellen mit Überattributionen, sie berichten von Idealisierungen, was für sie durchaus auch mit der Evozierung

von Gefühlen für ein Gegenüber, einem Eindruck von Nähe und Vertrautheit, einhergehen kann „so als würde ich ihn kennen“ (Johanna, Z. 1246). Kommunikation nimmt hier hyperpersonale Züge an (vgl. Walther 1996, S. 17ff.), wenn man sich „mit Schmetterlingen im Bauch freut denjenigen dann auch zu treffen“ (Petra, Z. 978). Dies kann auch in (vermeintlicher) Vertrautheit und Nähe resultieren, was Marie an einem Chatbeispiel verdeutlichte:

„Ja, er macht auch gerne Wellnesswochenenden und ich auch. Und dann haben wir so gesagt: ‚Joa, könnten wir ja mal eins machen‘. [...] Ja. Er hat dann so rumgeflaxt und dann: ‚Ja, dann machen wir doch mal eins‘, ne, so, ja ok. Und dann habe ich dann natürlich irgendwann, weil ich so das Gefühl hatte, Termin wird hier abgesprochen und: ‚Ja, es sind auch noch Zimmer frei‘ und aber, ne. Das ist dann tatsächlich irgendwie geschrieben habe: ‚Sage mal, wollen wir uns nicht erstmal irgendwie auf’n Kaffee vorher treffen, ob das überhaupt passt‘ (Marie, Z. 503–515).

Die Chat-Situation entfaltet für Marie retrospektiv eine eigenwillige Dynamik, was für sie mit Sympathie und Vertrautheit für ihr Gegenüber verknüpft war und sich in der Planung eines gemeinsamen Wellnesswochenendes konkretisierte bzw. zuspitzte. Marie unterbrach durch Verweis auf die essentielle Notwendigkeit einer Face-to-Face-Begegnung diese Eskalation, insistierte vielmehr auf die Notwendigkeit eines vorangehenden Treffens, offerierte ihrem Gegenüber zugleich eine, jene Begegnung vorbereitende, Option, wobei „erstmal Telefonnummern ausgetauscht [wurden]. Und [wir] haben dann über WhatsApp geschrieben“ (Marie, Z. 576). Exemplarisch wird hier mit dem Wechsel des Kommunikationsmediums auf eine, auch durch andere Interviewte beschriebene, Kommunikationsstrategie verwiesen, die als *integrative Leistung* interpretiert wurde, die die eigentliche Face-to-Face-Begegnung vorbereitet: Denn die Chat-Funktionen der Apps werden nur für einen begrenzten Zeitraum verwendet, „zwei drei Tage auf jeden Fall immer nur über Tinder und wenn ich dann dachte ‚ok das könnte in Richtung Treffen gehen das läuft so halbwegs‘ auch über Whatsapp“ (Petra, Z. 268–270). Die App sei ausschließlich „für den ersten Kontakt“ (Maria, Z. 233), wobei andere Nutzer*innen ausgewählt, kommunikative Prozesse eingeleitet und auch intensiviert werden, die dann darin resultieren, dass „man sich ja auch noch entscheiden [kann, d.V.] magst du die Person oder nicht und dann werden entweder Nummer ausgetauscht oder nicht“ (Maria, Z. 233–235). Der Wechsel des Kommunikationsmediums (Messenger-Anwendungen; das Eingehen von Freundschaften auf Social Network Sites) wird in der sequenziellen Eskalationslogik zur Vorbereitung der Begegnung vollzogen. Dieser Wechsel kann mit Steigerungen der Kontakthäufigkeit einhergehen, weil „auf WhatsApp is es halt einfach is halt irgendwie anders [...] is n anderes Gefühl“ (Isabella, Z. 526–528), aber auch zum Abbruch kommunikativer Handlungen führen, „sag ich mal Facebook oder WhatsApp gewechselt hast gibts halt auch so Sachen da hat das bei Lovoo wunderbar funktioniert mitm schreiben aber wennde dann auf Facebook oder WhatsApp gegangen bist dann isses weniger geworden“ (Christiana, Z. 264–266). Dabei funktioniert der Wechsel des Kommunikationsmediums *integrierend*, denn das „bringt das ganze nochmal auf n persönlicheres Level“ (Sonja, Z. 796–797), denn „da ging das von beiden Seiten aus das Interesse so richtig erst los so dass man sagt: ‚Ja man trifft sich‘, [...], weil wir dann anders geschrieben [haben]“ (Isabella, 510–513). Begründet wird dies mit der Rahmung und Situierung des kommunikativen Geschehens, denn auf WhatsApp „schreib ich halt auch mit meinen Freunden, mit meiner Familie das is halt irgendwie find ich persönlicher als wenn ich mit denen über Tinder schreibe“ (Sonja,

Z. 802–804). Kommunikation wird als ehrlicher und authentischer eingeschätzt und das Gegenüber in einen als intim und vertraulich eingestuften kommunikativen Zusammenhang integriert.

5 Fazit

Mit der Aufnahme kommunikativer Beziehungen werden die Modalitäten der sinnbedeutsamen Selbst- und Weltverhältnisse wechselseitig betrieben. Location-Based-Real-Time-Dating-Apps fungieren als *Mediatoren*, die von Nutzer*innen (adaptiv) aufgegriffen und als Initiierungsgelegenheiten in der Entwicklung zwischenmenschlicher Beziehungen genutzt werden. Apps offerieren und eröffnen einen Kommunikationsraum. Charakteristisch für das damit verbundene und hier untersuchte Pre-Face-to-Face-Geschehen ist eine (1) an Merkmalen des Geschmacks orientierte Auswahl, Bewertung und Selektion anderer Nutzer*innen, die als Grundlagen der Initiierung textbezogener Kommunikationsprozesse fungieren, wobei in Chats (2) Entwürfe und Impressionen einer Offline-Realität wechselseitig kommuniziert bzw. entworfen werden. Kommunikation betrifft a) zwei anfangs sich Unbekannte, die sich aufgrund der Zuschreibung von Attraktivitäts- und (antizipierten) Geschmacksmerkmalen (visuell) bewerten, wechselseitig auswählen und b) ein text-visuell bezogenes kommunikatives Geschehen einleiten, welches sich durch c) Evaluations- und Bewertungsprozesse und Etappen des Kommunikationsablaufs auszeichnet, wobei ein d) Passungsverhältnis intendiert ist, welches idealiter in eine Face-to-Face-Begegnung mündet. Bewertungen erfolgen in einem technologisch vermittelten Rahmen, wobei die Zuschreibung von Attraktivität und Passung in einen Wert transformiert werden, der differenziert, ob ein Gegenüber als attraktiv/unattraktiv, als passend/unpassend klassifiziert und selektiert wird. Gleichwohl sind solche Apps auch als Netzwerk der Möglichkeiten zu interpretieren. Man muss sich nur für eine App entscheiden, diese herunterladen, sich registrieren, ein Profil anlegen und auf die Suche begeben. Apps eröffnen Steigerungen der Ermöglichung von Interaktionen und etablieren – Pre-Face-to-Face – Beziehungen mit potentiell bedeutsamen Personen, wobei mittels des Gebrauchs textbezogener Symbole wie auch visueller Medien Formen der wechselseitigen Realitätsverarbeitung eröffnet werden. Dabei entwickeln Handelnde in der deutenden Aneignung/Interpretation einer sich entfaltenden Kommunikation eine symbolisch vermittelte Ordnung, an der sie sich im kommunikativen Geschehen orientieren und Beziehungen entwickeln und gestalten.

Aus der Perspektive ihrer Nutzer*innen sind solche Anwendungen zuvorderst Gelegenheiten, um mit anderen in medienvermittelte, kommunikative Interaktionen zu treten, mediatisierte (Online-)Beziehungen zu etablieren und damit gleichwohl auf die ihnen immanente Herausforderung verweisen: der Überführung der per App etablierten kommunikativ-symbolischen Ordnung in den physischen Raum und der physischen Begegnung. Die digital arrangierte Kommunikation ist dabei immer auch auf ihre Grenzen verwiesen. In einer synästhetischen Netzöffentlichkeit operieren solche Apps daher als eine Technologie, die einerseits (begrenzte) Formen kommunikativen Handelns eröffnen und bedingen, andererseits aber auch als Facetten der Vergesellschaftung das isolierte Nebeneinander in den sozialen Wechselwirkungen in ein Mit- und Füreinander gestalten können,

also in der wechselseitigen Bezugnahme die Bedingungen schaffen, die zwischenmenschliche (Offline-)Beziehungen eröffnen. Apps sind Mediatoren, ein Optionenraum, unter deren Zuhilfenahme (physische) Begegnungen und die Fortentwicklung zwischenmenschlicher Beziehungen zwar eingeleitet, gleichwohl die Handelnden nicht vor der Komplexität des „Realitätstest“ – der Face-to-Face-Begegnung – und der Übersetzung mediatisierter Formen von Nähe und Vertrautheit befreit sind. Gleichwohl die Ergebnisse unserer Forschung Einblicke in das damit verbundenen Initiierungsgeschehen eröffnen, so bleiben dennoch Leerstellen, deren weitere Erforschung erhebliches Potential mit Blick auf Gestaltung und Formierung zwischenmenschlicher Beziehungen in netzgängigen Kontexten offerieren. Im vorliegenden Untersuchungszusammenhang wurde das Phänomen anhand der Narrationen unserer Proband*innen untersucht. Zukünftige Forschungen könnten dies erweitern und etwa *textuelle wie visuelle Dokumente der App-Nutzung (Chatprotokolle etc.)* zum Forschungsgegenstand machen, um Ebenen visueller und textueller Kommunikation jenseits der bloßen Erzählungen über diese systematisch in den Blick zu bekommen und so zu weiterführenden Einsichten zu gelangen.

Literatur

- Bauermeister, J./Leslie-Santana, M./Johns, M.M./Pingel, E./Eisenberg, A. (2011): Mr. Right and Mr. Right Now: Romantic and Casual Partner-Seeking Online among Young Men who have Sex with Men. In: *AIDS and Behavior*, 15. Jg., H. 2, S. 261–272. <https://doi.org/10.1007/s10461-010-9834-5>
- Bauman, Z. (2003): *Liquid Love: On the Frailty of Human Bonds*. Blackwell.
- Berger, P./Kellner, H. (1965): Die Ehe und die Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Abhandlung zur Mikrosoziologie des Wissens. In: *Soziale Welt*, 16. Jg., H. 3, S. 220–235.
- Blackwell, C./Birnholtz, J./Abbott, C. (2015): Seeing and being seen: Co-situation and impression formation using Grindr, a location-aware gay dating app. In: *New Media & Society*, 17. Jg., H. 7, S. 1117–1136. <https://doi.org/10.1177/1461444814521595>
- Bourdieu, P. (1987): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a.M.
- Burchell, K. (2015). Tasking the everyday: Where mobile and online communication take time. *Mobile Media & Communication*, 3. Jg., H. 1, S. 36–52. <https://doi.org/10.1177/2050157914546711>
- David, G./Cambre, C. (2016): Screened intimacies: Tinder and the swipe logic. In: *Social Media & Society*, 2. Jg., H. 2, S. 1–11. <https://doi.org/10.1177/2056305116641976>
- Ellison, N./boyd, D. (2013): Sociality Through Social Network Sites. In: Dutton, W. (Hrsg): *The Oxford Handbook of Internet Studies*. Oxford, S. 151–172. <https://doi.org/10.1093/oxfordhdb/9780199589074.013.0008>
- Finkel, E./Eastwick, P./Karney, B./Reis, H./Sprecher, S. (2012): Online Dating: A Critical Analysis From the Perspective of Psychological Science. In: *Psychological Science in the Public Interest*, 13. Jg., H. 1, S. 3–66. <https://doi.org/10.1177/1529100612436522>
- Germann-Molz, J. (2012): *Travel Connections: Tourism, Technology, and Togetherness in a Mobile World*. London. <https://doi.org/10.4324/9780203123096>
- Goffman, E. (1986): *Strategische Interaktion*. München/Wien.
- Hobbs, M./Owen, S./Gerber, L. (2017). Liquid love? Dating apps, sex, relationships and the digital transformation of intimacy. In: *Journal of Sociology*, 53. Jg., H. 2, S. 271–284. <https://doi.org/10.1177/1440783316662718>
- Illouz, E. (2018): *Warum Liebe endet: Eine Soziologie negativer Beziehungen*. Frankfurt a.M.

- Kaufmann, J.-C. (1999): *Das verstehende Interview*. Konstanz.
- Knapp, M./Vangelisti, A. (2010): *Interpersonal communication and human relationships*. Boston.
- Krotz, F. (2017): Sozialisation in mediatisierten Welten. Mediensozialisation in den Perspektiven des Mediatisierungsansatzes. In: Hoffmann, D./Krotz, F./Reißmann, W. (Hrsg.): *Mediatisierung und Mediensozialisation: Prozesse – Räume – Praktiken*. Wiesbaden, S. 21–40. https://doi.org/10.1007/978-3-658-14937-6_2
- LeFebvre, L. (2017): Swiping me off my feet: Explicating relationship initiation on Tinder. *Journal of Social and Personal Relationships*, 35. Jg., H. 9, S. 1205–1229. <https://doi.org/10.1177/0265407517706419>
- Lemke, R./Merz, S. (2018): The prevalence and gratification of nude self-presentation of men who have sex with men in online-dating environments: attracting attention, empowerment, and self-verification. In: *Cyberpsychology, Behavior, and Social Networking*, 21. Jg., H. 1, S. 16–24. <https://doi.org/10.1089/cyber.2016.0691>
- Light, B. (2014): *Disconnecting with Social Networking Sites*. London. <https://doi.org/10.1057/9781137022479>
- Lutz, C./Ranzini, G. (2017): Where Dating Meets Data: Investigating Social and Institutional Privacy Concerns on Tinder. In: *Social Media & Society*, S. 1–12. <https://doi.org/10.2139/ssrn.3319829>
- Miguel, C. (2016): Visual Intimacy on Social Media: From Selfies to the Co-Construction of Intimacies Through Shared Pictures. In: *Social Media & Society*, S. 1–10. <https://doi.org/10.1177/2056305116641705>
- Miles, S. (2017): Sex in the digital city: location-based dating apps and queer urban life. In: *Gender, place and culture*, 24. Jg., H. 11, S. 1595–1610. <https://doi.org/10.1080/0966369X.2017.1340874>
- Miller, B. (2015): “Dude, where’s your face?” Self-presentation, self-description, and partner preferences on a social networking application for men who have sex with men: a content analysis. In: *Sexuality & Culture*, 19. Jg., H. 4, S. 637–658. <https://doi.org/10.1007/s12119-015-9283-4>
- Opper, T. (2019): „Spiel, Satz und Match“. Zur kollaborativen Spezifik von Dating-Apps. In: Otto, I./Ghanbari, N./Schramm, S./Thielmann, T. (Hrsg.): *Kollaboration: Beiträge zur Medientheorie und Kulturgeschichte der Zusammenarbeit*. Paderborn, S. 97–120. https://doi.org/10.30965/9783846758403_007
- Peetz, T. (2019): Ausweitung der Paarungszone? Grenzverschiebungen digitalisierter Paarbildung. In: Kropf, J./Laser, S. (Hrsg.): *Digitale Bewertungspraktiken. Für eine Bewertungssoziologie des Digitalen, Soziologie des Wertens und Bewertens*. Wiesbaden, S. 261–273. https://doi.org/10.1007/978-3-658-21165-3_11
- Ranzini, G./Lutz, C. (2017): Love at first swipe? Explaining Tinder self-presentation and motives. In: *Mobile Media & Communication*, 5. Jg., H. 1, S. 80–101. <https://doi.org/10.1177/2050157916664559>
- Schrock, A.W. (2015): Communicative Affordances of Mobile Media: Portability, Availability, Locatability, and Multimediality. In: *International Journal of Communication*, 9. Jg., S. 1229–1246
- Shaw, F. (2016): “Bitch I said hi”: The Bye Felipe campaign and discursive activism in mobile dating apps. *Social Media & Society*, S. 1–10. <https://doi.org/10.1177/2056305116672889>
- Sennett, R. (2007): *Der flexible Mensch*. 3. Auflage. Berlin.
- Sumter, S./Vandenbosch, L./Ligtenberg, L. (2017): Love me Tinder: Untangling emerging adults’ motivations for using the dating application Tinder. In: *Telematics and Informatics*, 34. Jg., H. 1, S. 67–78. <https://doi.org/10.1016/j.tele.2016.04.009>
- Strauss, A./Corbin, J. (2010): *Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim.
- Thompson, L. (2018): “I can be your Tinder nightmare”: Harassment and misogyny in the online sexual marketplace. In: *Feminism & Psychology*, 28. Jg., H. 1, S. 69–89. <https://doi.org/10.1177/0959353517720226>

- Walther, J.B. (1996): Computer-mediated communication: Impersonal, interpersonal, and hyperpersonal interaction. In: *Communication Research*, 23. Jg., S. 3–43
- Ward, J. (2016): Swiping, Matching, Chatting: Self-Presentation and Self-Disclosure on Mobile Dating Apps. In: *HUMAN IT*, 13. Jg., H. 3, S. 82–95.
- Woll, S./Young, P. (1989): Looking for Mr. or Ms. Right: Self-presentation in videodating. In: *Journal of Marriage and the Family*, 51. Jg., H. 2, S. 483–488.
<https://doi.org/10.2307/352509>

Niels Uhlendorf

Subjektivation durch Zugehörigkeit zu einer imaginierten Leistungsgemeinschaft

Eine diskurs- und biografieanalytische Studie zu Wettbewerbs- und Optimierungsdruck im Kontext von Migration

Subjection through belonging to an imagined meritocratic community

A discourse and biography analysis on pressure of competition and optimization in the context of migration

Zusammenfassung

In diesem Beitrag wird das Versprechen von Zugehörigkeit durch Leistung im Kontext von Migration analysiert. Dabei stellt sich die Frage, mit welchen Subjektdiskursen Leistung einhergeht und welche Aneignungsformen solcher Diskurse bestehen. Zur empirischen Analyse wurden mediale Repräsentationen von Deutsch-Iraner/innen in Anlehnung an die Wissenssoziologische Diskursanalyse (Keller 2011) rekonstruiert. Zudem wurden biografisch-narrative Interviews in Anlehnung an die Narrationsanalyse (Schütze 1983) ausgewertet. An dieser Stelle werden zwei rekonstruierte Varianten kontrastiert: (1) In einem eher affirmativen Bezug auf Optimierungsnormen wird stete Leistungsverbesserung als Möglichkeit gesehen, sich selbst in einer ‚imaginierten Gemeinschaft‘ zu legitimieren. (2) In einer eher subversiv-disruptiven Variante werden, ausgehend von wahrgenommenen Widersprüchlichkeiten in der Erwartungshaltung, eher abgrenzende Mechanismen manifest. Hierbei zeigen sich, wie im abschließenden Fazit diskutiert werden soll, bei beiden Varianten auch Inkonsistenzen, die auf method(olog)ische Herausforderungen hindeuten.

Schlagwörter: Optimierung, Leistung, Migration, Wissenssoziologische Diskursanalyse, Biografieforschung

Abstract

This article deals with discursive promises of belonging to a meritocratic ‘imagined community’ in the context of migration. The question arises, which subject discourses come along with meritocratic ideals and also, which forms of appropriation of such discourses can be discovered. For further analysis, media representations of German-Iranians were reconstructed following the Sociology of Knowledge Approach to Discourses (Keller 2011). On the other hand, biographical-narrative interviews were conducted and reconstructed following narrative analysis (Schütze 1983). In this paper, two reconstructed forms will be contrasted: (1) A rather affirmative relation to self-optimization, which is seen as a means to legitimize oneself in an ‘imagined community’. (2) A rather subversive-disruptive relation to optimization demands, which comes along with the perception of paradoxes of social expectations. For both types, inconsistencies as well as method(ological) challenges will be discussed in a final conclusion.

Keywords: Optimization, Meritocracy, Migration, Sociology of Knowledge Approach to Discourse Analysis, Biography Analysis

1 Einleitung

Sich Zugehörigkeit durch Leistung erarbeiten zu können, gehört zu den zentralen Versprechen gegenwärtiger, kapitalistischer Gesellschaften. Dies verbindet sich mit Idealen des Selbstunternehmertums, Wettbewerbs und der fortlaufenden Optimierbarkeit (Bröckling 2007). Im Kontext von Migration müssen diese Ideale mitunter in besonderer Weise unter Beweis gestellt werden, um sich als ‚Gewinn‘ für die Ankunftsgesellschaft zu positionieren. Zugehörigkeit wird dann oft als fragwürdig oder legitimationsbedürftig wahrgenommen, was durch ein (mitunter diffusives) Integrationsdispositiv (Mecheril 2011, 2016) abgesichert ist. In diesem Beitrag sollen solche Anrufungen analysiert und zugleich unterschiedliche Aneignungsweisen in biografischen Selbstkonstruktionen betrachtet werden. Es soll eine Studie vorgestellt werden, die diesen Zusammenhang empirisch zu fassen versucht: Dafür wurden Subjektrepräsentationen zu Deutsch-Iraner/innen im medialen Diskurs in Relation zu biografischen Selbsterzählungen von Individuen, die als ‚bildungserfolgreiche‘ Deutsch-Iraner/innen wahrgenommen werden, untersucht (Uhlendorf 2018). Dabei stellt sich die Frage, wie das Wechselspiel aus Anrufung und Subjektivation analytisch gefasst werden kann. In diesem Sinne werden gesellschaftliche Überzeugungssysteme und ihre Einbettungen in biografische Selbstentwürfe untersucht. Zunächst sollen in einem theoretischen Rahmen Anrufungen einer Zugehörigkeit durch Leistung im Kontext von Migration betrachtet werden. Anschließend wird die empirische Studie vorgestellt, in der diskursive Repräsentationsformen von Deutsch-Iraner/innen sowie zwei kontrastierende Aneignungsweisen vorgestellt werden. Vorgestellt wird eine eher affirmative im Gegensatz zu einer eher resistent-disruptiven Variante. Dabei stehen jeweils Fragen nach der Wechselwirkung zwischen diskursiv-hegemonialen Möglichkeitsräumen und der Handlungsmacht von Subjekten im Vordergrund, wie in einer abschließenden Diskussion reflektiert werden soll.

2 Zugehörigkeit zu einer ‚imaginierten Gemeinschaft‘ durch (kontinuierlich zu optimierende) Leistung

Ogleich der Diskurs um Leistung in den Sozialwissenschaften eine lange Tradition hat, gibt es kaum eine einheitliche Begrifflichkeit. Je nach Kontext wird Leistung z.B. als Erfolg, als Gerichtetheit auf ein Ziel, als erbrachter Aufwand oder als Durchsetzen gegen Andere im Wettbewerb verstanden. Dabei bleibt die Anerkennung von Leistungen stets an den jeweiligen Bewertungsrahmen gebunden (Heid 2012; Ricken 2018) und ist mit Gerechtigkeitsnarrativen verknüpft (Hadjar 2008). Noch vor der Frage nach der Verteilung von Positionen innerhalb eines gesellschaftlichen Wirkungszusammenhangs stellt Leistung oft eine zentrale Voraussetzung von Zugehörigkeit dar. Nach Mecheril (2016) bezieht sich Zugehörigkeit auf verschiedene gesellschaftliche Ordnungen wie Nation, Ethnie oder Kultur. Im Gegensatz zu eindeutigen Mitgliedschaften handelt es sich i.d.R. um eine „variabl[e], verschwommen[e] und mehrwertig[e] ‚Wir‘-Einheit“ (ebd., S. 16), die

als ‚imaginierte Gemeinschaft‘ (Anderson 1991) hervortritt. Innerhalb einer solchen Gemeinschaft nimmt die Sicherung von Wettbewerbsfähigkeit einen zentralen Stellenwert ein. Vor diesem Hintergrund sind Prinzipien der Konkurrenz auf sehr unterschiedlichen Ebenen wirkmächtig: „Was auf der kollektiven Ebene Standortsicherung heißt, erscheint in der Perspektive der Individuen als Kampf um Werterhaltung“ (Rosa 2006, S. 82). Insofern sind Normen einer kontinuierlichen ‚Optimierung‘ von Leistung in spätmodernen Lebensformen überaus präsent (King/Gerisch/Rosa 2018). Verschiedene Arbeiten zeigen hier Auswirkungen auf zentrale Lebensbereiche wie Arbeit, Beziehungsgestaltungen, Körperpraktiken sowie generelle Selbst-, Fremd- und Weltverhältnisse (ebd.). Während Programme der Optimierung dabei das Ziel formulieren, Freiheit und Autonomie zu erhöhen und Zwänge zu reduzieren, können diese auch eine „rigide Eigenkontrolle des Handelns“ (Maasen 2012, S. 148) sowie Leidensmomente hervorbringen.

In diesem Zusammenhang wird Migration im öffentlichen Diskurs häufig nach ökonomischen Kriterien betrachtet. Mit der Differenz zwischen ‚Musterbeispielen‘ und vermeintlichen ‚Integrationsverweigerern‘ gehen dabei oft Facetten struktureller Benachteiligung unter (Friedrich/Schultes 2011). In eher positiven Argumentationsmustern wird oft das Fehlen von Fachkräften thematisiert, um die Notwendigkeit der Steigerung von Humankapital durch Migration hervorzuheben: etwa durch das Anwerben von Fachkräften oder verbesserte Arbeitsbedingungen für hochqualifizierte Arbeitsmigrant/innen (Ulbricht 2017; siehe auch: Nohl u.a. 2010). Zugleich werden Fragen nach gesellschaftlicher Zugehörigkeit von Migrant/innen diskursiv oft als Risikorechnung präsentiert: Viele Migrant/innengruppen erbringen demnach scheinbar zu wenig Vorteile und stellen ein zu hohes Risiko für die Ankunfts-gesellschaft dar (Erel/Murji/Nahaboo 2016). Soziologische Arbeiten zeigen in diesem Zusammenhang, dass rassistische Verhältnisse im Rahmen neoliberaler Diskurse oft an Sichtbarkeit verlieren und Diskriminierungen wie auch rassistische Verhältnisse als mangelnde Eigenverantwortung umgedeutet werden: „Under neoliberalism race is essentially privatized, in the sense of being silenced or made invisible“ (Lentin/Titley 2011, S. 169). Groß/Hövermann (2018) haben diesbezüglich Zusammenhänge zwischen Wettbewerbs- und Optimierungsnormen einerseits und Abwertungen von Gruppen, die im Sinne von Humankapitalansätzen als wenig ‚wertvoll‘ erscheinen, festgestellt. Von solchen Abwertungen sind Migrant/innen überdurchschnittlich betroffen, wodurch marktförmige Bewertungen mit verschiedenen Rassismen ineinandergreifen. Daraus folgen oft hohe gesellschaftliche Erwartungen, die an Migrant/innen gerichtet werden, die vor dem Hintergrund institutionell verankerter Diskriminierungsstrukturen jedoch in bestimmten sozialen Feldern schwer umzusetzen sind (Scherr/El-Mafaalani/Yüksel 2016). Die damit einhergehende prekäre Ausgangslage übersetzt sich wiederum in oft hohe Etablierungswünsche auf Seiten von Menschen, denen ein Migrationsstatus zugeschrieben wird. Insbesondere Studien zu Migrationsfamilien zeigen überdurchschnittlich hohe Bildungsaspirationen im Vergleich zu Familien ohne Migrationserfahrungen in ähnlichen Soziallagen (Becker/Gresch 2016; King/Koller 2015).

Normen und Ordnungen von Zugehörigkeit geben hierbei Antwort auf zentrale Fragen nach erwartbaren Subjektmodellen. Sie erkennen bestimmte Subjektvarianten an oder weisen sie ab. In diesem Zusammenhang werden bestimmte Praktiken nahegelegt, die Individuen die Einnahme eines Subjektstatus ermöglichen. Judith Butler (1997) beschreibt den Prozess der Subjektivierung als die Art und Weise, in der sich Individuen auf Anrufungen bzw. auf gängige Subjektformen in

reiterativen Praktiken beziehen, um einen Subjektstatus einnehmen zu können. Die Anrufungen werden dabei jedoch immer auch weitergeführt, umgedeutet oder transformiert. Menschen werden nicht nur von außen subjektiviert, sondern subjektivieren sich auch selbst und wirken wiederum auf Andere ein. Während eine vollständige Abgrenzung von Anrufungen kaum möglich erscheint, so erscheint es gleichermaßen undenkbar, diese grenzenlos zu affirmieren: „[W]e are invariably acted on and acting, and this is one reason performativity cannot be reduced to the idea of free, individual performance. We are called names and find ourselves living in a world of categories and descriptions way before we start to sort them critically and endeavor to change or make them on our own. In this way we are, quite in spite of ourselves, vulnerable to, and affected by, discourses that we never chose“ (Butler 2016, S. 24).

3 Diskursive Anrufungen und Biografische Bearbeitungen von Zugehörigkeit und Leistung im Kontext von Migration

Aus diesen verschiedenen theoretischen Bausteinen ergibt sich das Ziel, das Zusammenwirken zwischen den diskursiv vermittelten Erwartungen bzw. Anrufungen einer ‚imaginierten Gemeinschaft‘ einerseits und den unterschiedlichen biografisch motivierten und dabei auch widersinnigen und disruptiven Aneignungsmustern zu diskutieren. Es stellt sich also einerseits die Frage, welche verschiedenen Subjektmodelle sich in Diskursen über Migrant/innen manifestieren und inwieweit diese als Anrufung fungieren. Andererseits stellt sich die Frage danach, welche Umgangsweisen, Strategien und Bezugnahmen Individuen entwickeln, die in gesellschaftlichen Figurationen und Wirkungszusammenhängen als ‚Migrant/in‘ markiert sind. Da es sich hierbei um eine vergleichsweise weite Fragestellung handelt, wird im Folgenden eine Studie vorgestellt, die sich auf eine bestimmte Herkunfts- und Altersgruppe sowie auf ein Bildungsmilieu bezieht. Bei der untersuchten ‚Gruppe‘ handelt es sich um Deutsch-Iraner/innen zwischen 25 und 40 Jahren, die Abitur haben und in ihrer Kindheit oder Jugend migriert sind. Aus statistischer Perspektive kann zu Deutsch-Iraner/innen generell konstatiert werden, dass diese vergleichsweise hohe Bildungs- und Berufserfolge aufweisen. Mit etwa 65 Prozent, die im Jahr 2016 eine (Fach-)Hochschule hatten, kann die Gruppe als überdurchschnittlich ‚bildungserfolgreich‘ bezeichnet werden (Statistisches Bundesamt 2016). Studien zeigen zudem, dass vergleichsweise viele Deutsch-Iraner/innen in klassischen Vertrauensberufen (z.B. als Ärzt/innen, Lehrer/innen, Jurist/innen) arbeiten (Woellert/Klingholz 2014; Haug/Müssig/Stichs 2009). Gleichzeitig gibt es jedoch auch Diskurse um Bedrohlichkeiten, die sich explizit auf Deutsch-Iraner/innen und bspw. auf Wissen zur Islamischen Republik oder zu Terroranschlägen in Europa und den USA beziehen (Farrokhzad 2006; Said 1997). Relevant für diese Untersuchung erschien somit u.a. die Frage, wie Individuen, die aus rein statistischer Sicht als ‚bildungserfolgreich‘ betrachtet werden können, mit solchen spannungsvollen Zuschreibungen umgehen.

3.1 Method(ologie)

Um dem Verhältnis zwischen Anrufungen und Subjektivierung gerecht zu werden, ist in der vorliegenden Arbeit eine Kombination aus Diskurs- und Biografieanalyse durchgeführt worden. Während sich die damit einhergehenden Methodologien sehr lange getrennt voneinander entwickelt haben, ist es in den letzten Jahren zu vermehrten Annäherungen gekommen. Hierbei ist vor allem der Sammelband von Spies/Tuider (2017a) zu nennen, wobei zentrale Gedanken bereits in einem Sammelband von Völter u.a. (2005) entwickelt wurden. Während in der Biografie-forschung zwar durchaus auch der Einbezug kollektiver Wissensbestände und Diskurse eine Tradition hat (Schütze 2014; Bogner/Rosenthal 2017), ist der Blick auf Biografien im Sinne eines Subjektivierungsgeschehens erst in jüngerer Zeit hervorgetreten. Auch wenn mittlerweile (nicht nur in der Biografie-forschung) Labels wie ‚Empirische Subjektivierungsforschung‘ (Traue/Pfahl/Globisch 2017; Spies 2018) existieren, lässt sich in diesem Zusammenhang bewusst nicht von einem einheitlichen Forschungsprogramm sprechen. In der Biografie-forschung lassen sich beispielsweise Versuche auffinden, Subjektivierungen durch die kombinierte Analyse von öffentlichen Textdokumenten und biografischen Interviews (z.B. Freitag 2005) zu analysieren oder primär durch die poststrukturalistisch und diskursanalytisch reflektierte Interpretation biografischer Interviews (z.B. Rose 2012). An dieser Stelle kam eher die erste Variante zum Einsatz: das heißt, eine Auswertung von medialen Erzeugnissen wurde kombiniert mit einer diskursanalytisch reflektierten Erhebung und Auswertung biografisch-narrativer Interviews. Auch wenn diese Art der Analyse Vorteile bietet, v.a. indem sie den Subjektivierungsprozess aus zwei Richtungen zu deuten vermag, ist sie nicht komplett unumstritten. Kritisiert wird v.a., dass durch die Zusammenführung der beiden Analyseformen mitunter vermittelt wird, man hätte eine nahezu ausgeschöpfte Bandbreite an Anrufungen rekonstruiert, auch wenn es immer nur möglich ist, Ausschnitte davon zu rekonstruieren. Insofern muss die Gegenüberstellung von Diskursebene und biografischer Selbstbeschreibung stets als Zwischenresultat verstanden werden. Darüber hinaus gilt es zu analysieren, auf welche Diskursformationen ein Interview hinweist, die nicht in den zuvor betrachteten Dokumenten aufgetaucht sind.

Im Rahmen der Untersuchung wurden zunächst mediale Repräsentationen betrachtet und zwar systematisch in Anlehnung an das Forschungsprogramm der Wissenssoziologischen Diskursanalyse (WDA) (Keller 2011). Über Pressedatenbanken wurden 167 Dokumente aus größeren Publikationsorganen (u.a. Der Spiegel, Focus, Stern, Bild, Zeit, Welt) zwischen 2000 und 2014 gesammelt. Für die Wahl dieses Zeitraums war zentral, dass sie kurz vor dem 11. September 2001 beginnt und dass sie bis zu dem Beginn der Erhebung biografischer Interviews geht, die zwischen 2014 und 2015 durchgeführt wurden. Die Textauswahl für die Diskursanalyse orientierte sich an der von der WDA adaptierten Form des theoretischen Samplings, d.h. die Zusammenstellung des Korpus fand zunächst theoriegeleitet statt, wobei sich aus jedem Auswertungsschritt neue Fragen und Suchbegriffe ergaben (ebd., S. 88ff.). Generelles Auswahlkriterium für die Dokumente war, dass der iranische ‚Migrationshintergrund‘ von einzelnen Menschen oder Gruppen mit im Vordergrund der Präsentation standen. Erst als annähernd eine theoretische Sättigung erzielt wurde, wurde das Korpus geschlossen. Die gesammelten Dokumente wurden dann hinsichtlich unterschiedlicher Deutungsmuster

von Subjektmodellen kodierend ausgewertet. Im Sinne zunehmender Abstraktion wurden diese Modelle kategorisiert und die impliziten Normativitäten beschrieben. An elf Texten, die als maximal kontrastierend bezeichnet werden können, wurden dafür zunächst komplette Feinanalysen durchgeführt, um zentrale Deutungsmuster und eine erste Heuristik herauszuarbeiten. Diese wurde anhand von weiteren Textstellen aus dem gesamten Korpus in einem fortlaufenden Vergleich von Textstellen immer weiter ausdifferenziert. Abgeschlossen war dieser zirkuläre Prozess erst, nachdem alle 167 Texte mit einbezogen wurden. Die daraus entstandene Typisierung von Deutungsmustern und Subjektmodellen im Diskurs wurde wiederum verwendet, um sich implizite Normativitäten und Anrufungen zu erschließen.

Auf der ‚anderen‘ Seite interessierten Muster von Selbst-, Fremd- und Weltverhältnissen, wie sie sich in biografischen Erzählungen manifestieren. Hierfür wurden elf narrative Interviews mit ‚bildungserfolgreichen‘ Deutsch-Iraner/innen geführt. ‚Bildungserfolgreich‘ bezog sich hierbei darauf, dass die Interviewten mindestens Abitur haben, in der Regel jedoch auch studiert haben oder noch dabei sind. Die Auswertung basierte grob auf der Narrationsanalyse (Schütze 1983), wobei diese nicht in ‚reiner Form‘ zur Anwendung kam. Die Form des Interviews wie auch die sequentielle Analyse mit besonderer Rücksicht auf Modi der Darstellung wurden übernommen. Zugleich wurden die Interviews stets als sprachliche Fragmente verstanden, die mit verschiedenen Diskursen verkoppelt sind. Das Interview wird also als immer wieder neue Herstellungsleistung interpretiert und weniger als feste, kohärente Einheit. Dafür wurden Textsorten zunächst bestimmt, aber im Gegensatz zur Narrationsanalyse direkt in ihrer Wechselwirkung interpretiert. Beschreibungen und Argumentationen wurden daher weniger unter dem Aspekt einer möglichen Selbsttäuschung betrachtet, sondern es ging eher darum, wie aus vergangenen Erlebnissen in der Gegenwart Sinn konstruiert wird, durch narrative wie auch nicht-narrative Elemente (Koller 1999, S. 176ff.). Ausgehend von der sequentiellen Interpretation des gesamten Interviews wurde anschließend eine Analytische Abstraktion der biografischen Dispositionen formuliert. Hierbei erwies sich, dem abgewandelten Vorgehen geschuldet, die ‚Prozessstrukturen des Lebenslaufs‘ nach Schütze eher selten als hilfreich. Was hingegen geleistet werden konnte, war, den mehrschichtigen biografischen Selbstentwurf durch Repräsentation von Erlebnissen in ihrer Gesamtformung zu rekonstruieren. Ausgehend davon wurden im nächsten Schritt Bezüge zu den über die Diskursanalyse herausgearbeiteten Anrufungen analysiert. Herausgearbeitet wurden Praktiken des Sprechens, in denen diskursive Wissenssysteme aufgegriffen und zugleich für die jeweils alltägliche Lebensführung übersetzt wurden. Es ging also nicht nur darum, ob und wenn ja wie bestimmte Subjektmodelle aufgegriffen, umgedeutet oder abgelehnt wurden, sondern auch wie sie in einen biografischen Selbstentwurf eingebettet wurden. Anschließend wurde der jeweilige Subjektivierungsmodus zusammenfassend beschrieben und es wurden kontrastiv-typisierende Vergleiche durchgeführt.

Werden Biografie- und (Wissenssoziologische) Diskursanalyse zusammengeführt, so stellen sich einige grundlegende Fragen nach der Vereinbarkeit. Wie Spies/Tuider (2017b) aufzeigen, kann die häufig kritisierte Vernachlässigung von Handlungsmacht in der Diskursforschung jedoch mit Hinblick auf die späten Arbeiten Foucaults und auch das Interesse am ‚menschlichen Faktor‘ (Keller 2012; Keller/Bosancic 2017) in der WDA potenziell überwunden werden. Wichtig ist dabei, nicht nur zu analysieren, in welchem Möglichkeitsraum bestimmte Anrufun-

gen gelingen, sondern auch, wo diese potenziell scheitern. Dies impliziert auch die Frage danach, welche Formen der Agency bestehen. Wie Christine Thon (2016) betont, steht ein biografischer Eigensinn nicht notwendigerweise im Gegensatz zur poststrukturalistischen Subjektkritik, sondern kann durch diese eher ergänzt werden. Biografischer Eigensinn erscheint dann als „Resultat einer spezifischen und einzigartigen Erfahrungsaufschichtung [...], die auf die weitere Bearbeitung und aktiv zu leistende Integration in vorgefundene soziale Strukturen zurückwirkt“ (ebd., S. 194). Problematisch an der Biografieforschung erscheint vielen Diskursforscher/innen gleichzeitig das Konstrukt eines stets mit sich selbst identischen Subjekts. In diesem Sinne sollte es vermieden werden, das Interview als ‚fixes Identitätsabbild‘ zu verstehen, sondern eher als grundsätzlich veränderbare und sich in einer Interviewsituation konstituierende Biografie (Spies/Tuider 2017b; Völter u.a. 2005). Ausgehend davon kann analysiert werden, in welcher Weise Diskurse bestimmte Rahmungen für Erfahrungen sowie Muster für die Verarbeitung von Erlebnissen und Erinnerungen anbieten. Dabei stellt sich die Frage, auf welche Erfahrungen in der Erzählung Bezug genommen wird und wie diese präsentiert werden, um Sinn zu erzeugen. Selten kommt es zu einer ‚einfachen‘ Übernahme diskursiver Anrufungen, vielmehr werden diese eingebunden in unterschiedliche, bestehende Strukturierungen (Keller/Bosancic 2017).

Zudem stellt sich die Frage, in welcher Weise vor dem Hintergrund von biografischen Dispositionen eine Aneignung von diskursiven Subjektpositionen bzw. -modellen stattfindet. Aus der Erfahrungsaufschichtung ergeben sich im Sinne Pierre Bourdieus (1982) bestimmte Schemata des Denkens, Wahrnehmens, Handelns und Verhaltens, die oft unbewusst bleiben. Dabei stellt sich in der Analyse jeweils die Frage, ob bestimmte Subjektmodelle in Diskursen für konkrete Individuen wirksam sind. Vor dem Hintergrund verinnerlichter Schemata können sie bspw. als Lösung für bestehende Probleme aufgefasst werden oder nicht (King 2014). In der empirischen Rekonstruktion werden daher wiederkehrende Muster der Bearbeitung, Anverwandlung, aber auch Umwandlung von diskursiven Anrufungen herausgearbeitet und in Relation zu biografischen Dispositionen interpretiert. Das Aufgreifen bestimmter Identitätsschablonen kann dabei als Anpassung oder Unterwerfung betrachtet werden, aber durchaus auch als psychischer Gewinn (ebd.). Im Gegensatz zu einem eher starren Verständnis von Dispositionen – das Bourdieu gelegentlich vorgeworfen wird – kann davon ausgegangen werden, dass diese immer wieder auch Disruptionen ausgesetzt sind.

3.2 Subjektmodelle im Diskurs

Im Verlauf der Analyse medialer Repräsentationen von Deutsch-Iraner/innen haben sich insgesamt vier Subjektmodelle mit impliziten Normativitäten und Anrufungen rekonstruieren lassen. Diese sollen nun in Kürze präsentiert werden:

1. *Selbstoptimierung im Sinne von Produktivität*: Dieses Subjektmodell ist danach ausgerichtet, eine hohe Produktivität zu zeigen und zwar idealerweise so, dass der antizipierte Durchschnitt der Ankunftsgesellschaft überschritten wird. In diesem Sinne folgt dieses Subjektmodell sehr stark einer Logik der Distinktion von Normalität und Durchschnitt. Dies manifestiert sich beispielsweise in der folgenden Beschreibung von ‚guter Integration‘: „Anpassen ist der erste Schritt. Besser zu sein, ist der zweite“ (Cicero 2012). Dies impli-

- ziert, sich durch überragenden Erfolg eine Zugehörigkeit zu erarbeiten und zwar durch die distinguierte Ausnahmeposition, besser zu sein als andere.
2. *Selbstoptimierung im Sinne von Anpassung:* Im Rahmen dieses Modells werden hohe Leistungen thematisiert, um einem vermeintlichen Durchschnitt der Ankunftsgesellschaft (bestmöglich) zu entsprechen. In diesem Sinne wird sich in eine Normalisierungskonstruktion (Link 2012) eingefügt, ohne (wie in Subjektmodell 1) den scheinbaren Durchschnitt einer ‚imaginierten Gemeinschaft‘ permanent zu überschreiten. Dies geht mitunter einher mit Idealen, nicht sichtbar zu sein und hinter Normalisierungskonstruktionen quasi zu verschwinden. Beispielsweise wird in einem Artikel folgende Beschreibung vorgenommen: „Die Iraner in Deutschland waren immer ein wenig stolz auf ihre Unauffälligkeit. Die überwältigende Mehrheit [...] kommt in ihrer neuen Heimat so gut zurecht, dass sie als Gruppe kaum wahrgenommen wird“ (Die Zeit 2006).
 3. *Mangelnde Anpassungsfähigkeit:* Hierbei handelt es sich um eine Negativkonstruktion im Vergleich zu den Subjektmodellen 1 und 2. Beschreibungen erfolgreicher Migrant/innen gehen daher oft zunächst mit einer Kontrastierung zu diesem Subjektmodell einher. Denn hier werden Subjekte dargestellt, die nicht passförmig für die ‚imaginierte Gemeinschaft‘ der Ankunftsgesellschaft erscheinen. Dies kann sich auf Kulturalisierungen beziehen oder auf fehlende Passförmigkeit für kapitalistische Produktionsweisen. Eine Abgrenzung von solchen Subjektmodellen ist etwa in der folgenden Darstellung gegeben: „Ich habe nie die Leute verstanden, die in ein Land wie Deutschland kommen, die dort geltenden Regeln nicht beachten und stattdessen weiterhin die eigene Kultur und Heimat in der Fremde konservieren wollen“ (Cicero 2012). Implizit ist hiermit somit auch eine gewisse Warnung verbunden: nämlich keine Belastung für die ‚imaginierte Gemeinschaft‘ darzustellen, anderenfalls erscheinen exkludierende Maßnahmen unvermeidbar.
 4. *Gefahr und Fremdheit:* Auch hierbei handelt es sich um eine Negativvariante zu den Subjektmodellen 1 und 2, was ebenfalls mit impliziten Abgrenzungsforderungen einhergeht. Hier wird allerdings nicht nur eine mangelnde Anpassung an eine imaginierte Ankunftsgesellschaft thematisiert, sondern auch eine vermeintliche Feindschaft, was mit Gefahr und Fremdheit einhergeht. Gründe dafür können Kriminalität und Gewalt, Terrorismus, jedoch auch selbstschädigendes Verhalten wie etwa Selbstverbrennungen sein. Im Kontext von Protesten wurde beispielsweise oft eine Verlagerung von Konflikten aus dem Nahen Osten nach Europa thematisiert und in den Zusammenhang von Bedrohung gerückt: „Mit einer Welle versuchter Selbstverbrennungen haben Volksmudschahidin in mehreren Ländern Europas gegen die Festnahme iranischer Oppositioneller in Frankreich protestiert. Jetzt zündeten sich in Rom und Bern drei Exil-Iraner vor den französischen Botschaften an“ (Spiegel Online 2003).

Die zusammenführende Formulierung solcher Modelle soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass diese von einer Polyphonie an Repräsentationsweisen geprägt sind. Darüber hinaus sind diese Betrachtungen in sich nicht ohne Widersprüche. So wird Produktivität etwa einerseits als Mittel zur Überwindung von gegebenen Grenzen kontextualisiert und als Grundlage von Zugehörigkeit zu einer leistungsorientierten ‚imaginierten Gemeinschaft‘ der Ankunftsgesellschaft. Andererseits wird übermäßige Produktivität mitunter auch als Verdrängung von Etab-

lierten und damit als zu vermeidende Gefahr wahrgenommen. Darüber hinaus gibt es einen Widerspruch in Bezug auf die Sichtbarkeit. Einerseits werden Normen des Herausstechens aus einer Masse im Sinne von Individualisierungsnormen im spätmodernen Kapitalismus thematisiert. In der Anrufung einer bestmöglichen Anpassung an Normalisierungskonstrukte (s. Subjektmodell 2) gilt es jedoch andererseits gerade als erstrebenswert, durch starke Anpassung ‚möglichst unauffällig‘ zu sein.

3.3 Biografische Aneignungsweisen

Nach der Darstellung diskursiv erzeugter Subjektmodelle sollen an dieser Stelle nun zwei Fälle dargestellt werden, die zum einen Überschneidungen in der Ausgangslage aufweisen, zum anderen deutlich unterschiedliche Aneignungsweisen eines migrationsspezifischen Optimierungs- und Leistungsdrucks aufweisen. Während die Trennung von Textsorten und der wechselseitige Bezug zwischen primär erzählenden im Gegensatz zu beschreibenden oder argumentierenden sehr hilfreich war, um die mehrschichtige Generierung biografischen Sinns zu erfassen, soll in diesem Beitrag ein Fokus auf die Deutungen der Interviewten gelegt werden. Die Ergebnisse aus der Gegenüberstellung weiterer Textsegmente soll lediglich zusammenfassend beschrieben werden.

3.3.1 Affirmative Aneignungsweise

Jamshed, ein 33-jähriger Student der Mathematik, ist im Alter von elf Jahren aus dem Iran nach Deutschland gekommen. Im biografischen Interview thematisiert er besonders den Anspruch, durch seine eigene Lebensführung das negative Bild von Migration zu verändern. Hierbei wird die eigene immer wieder als kollektive Erfahrung beschrieben, wenn es darum geht, sich behaupten zu müssen:

„Womit wir alle also mit mit Migrationshintergrund äh zu kämpfen haben, is diese Unterschätzung natürlich, ne? ... und dementsprechend versuche ich dann äh doch mehr Leistung zu zu bringen, um um also wenn jemand so hundert gibt, muss ich hundert zwanzig geben, ne?“

Es wird der Anspruch formuliert, sich stets an der Leistung eines abstrakten Gegenübers zu orientieren und diese nach Möglichkeit zu übertreffen. Um also die Anrufung des Diskurses aufzugreifen: den Durchschnitt der Ankunftsgesellschaft zu überschreiten im Sinne von ‚Anpassen ist der erste Schritt, besser zu sein ist der Zweite‘ (s. 3.2). Auffällig ist dabei, dass er von einem kollektiven Subjekt spricht („wir alle“), mit dem er assoziiert wird, dass sich das daraus abzuleitende Verhaltensmodell allerdings nur auf ihn bezieht („versuche ich“, „muss ich“). In diesem Sinne formuliert er den Anspruch, ein bestmögliches Bild von sich selbst zu präsentieren, um wiederum auf kollektive Bilder einzuwirken. Das Problem der negativen Zuschreibung verschiebt sich in diesem Sinne auf die private Ebene. Im Anschluss an dieses Segment thematisiert der Interviewte verschiedene Erfolgserlebnisse in narrativer Form. Ausgehend davon formuliert er für sich eine „Lebensaufgabe“, „das schlechte Bild der Ausländer“ in Deutschland durch eine möglichst gute Lebensführung zu verändern. Trotz dieses Anspruchs erscheint jedoch schon der eigene Körper im öffentlichen Raum als Zeichen von Gefahr. So beschreibt der Interviewte seine Erfahrungen nach den Terroranschlägen des 11.

Septembers 2001: „Du hast immer gedacht ey der Deutsche oder die Deutsche, die neben dir jetzt sitzt in der U-Bahn, denkt jetzt von dir wahrscheinlich, in dem Rucksack is äh ne Bombe.“ Seine Lebensführung ist daher stark an dem öffentlichen Bild über Deutsch-Iraner/innen ausgerichtet. So stellt der Interviewte auch umfassende Deutungen darüber an, dass er auf Rolltreppen am besten Abstand zu Deutschen halte, um erst keine Assoziationen zu Gefahren bei ihnen entstehen zu lassen. Zudem vermeidet er es über lange Zeit, einen Bart zu tragen, um nicht dem Bild des muslimischen Fundamentalisten zu entsprechen. Um sich als zugehörig verstehen zu können, wird das eigene öffentliche wie private Leben in diesem Sinne umfassend vermessen und immer wieder als noch zu leistendes Verbesserungsprojekt gedeutet. Während solche Stereotype dabei als belastend wahrgenommen werden, erscheinen Optimierungsstrategien – im übertragenen Sinne etwa das Stets-120-Prozent-Geben – in einem äußerst positiven Licht. In ihnen taucht das Versprechen einer Überwindung solcher Zuschreibungen auf.

Solche Leistungs- und Optimierungslogiken verbinden sich zugleich mit biografischen Dispositionen, die am ehesten als implizite Verpflichtungen zu den Erwartungen der Eltern beschrieben werden können. So wird das eigene Diplom etwa primär als Geschenk an den Vater verstanden, als etwas, das er ihm zurückgeben könne für dessen mühevollen Selbstaufgabe für die Familie. Der Interviewte beschreibt sich selbst nicht als „angekommen“ bis er nicht das Diplom „nach Hause“ bringen kann. Die Anforderungen von Eltern und die Leistungsanforderungen begünstigen sich in diesem Sinne gegenseitig und erschweren Strategien der Abgrenzung von widersprüchlichen Anrufungen. Zugleich stehen solche hohen Erwartungen auch Erfahrungen gegenüber, in denen ihm Fähigkeiten abgesprochen wurden:

„Mein Mathelehrer [...] hat irgendwann zu mir gesagt, du wirst niemals äh die Abklausuren schaffen [...] brich lieber ab, mach lieber ne Ausbildung . er hat mich sowas von demotiviert, dass ich dann . zwei Monate bevor die Schule zu Ende ging [...] habe ich äh die Schule geschmissen“

Erfahrungen wie die, der Institution Schule nicht zu genügen und gleichzeitig den Aufstiegsenerwartungen der Eltern gerecht werden zu wollen, bringen daher einen enormen Etablierungsdruck hervor. Einerseits kann Leistung dabei gratifizierend für den Interviewten wirken, bspw. wenn er dem Lehrer Jahre später wieder begegnet und berichten kann, dass er nun erfolgreicher Mathematikstudent sei. Andererseits wird Leistung in der Erzählung als etwas beschrieben, das stets noch nicht in ausreichendem Maße erbracht wurde, um ihn zu den ‚Etablierten‘ zählen zu können. An vielen Stellen werden dabei ökonomische Diskurse aufgegriffen, um Erfahrungen narrativ wiederzugeben oder zu deuten. Mit Leistungsdiskursen verbinden sich etwa Hoffnungen, die ungleiche und teils prekäre gesellschaftliche Position zu überwinden. Ökonomische Unsicherheit, unklare Zukunftsperspektiven und prekäre Zugehörigkeit lassen die Orientierung an bestimmten Optimierungs- und Leistungsdiskursen zudem oft als notwendig erscheinen. Gleichzeitig ergeben sich auch in dieser affirmativen Aneignungsweise Widerstände und Transformationen der Anrufung – etwa, wenn der Interviewte sich nach reichlichem Zögern dazu entschließt, sich doch einen Bart wachsen zu lassen und damit antimuslimische Zuschreibungen im öffentlichen Raum bewusst in Kauf nimmt.

3.3.2 Subversiv-disruptive Abgrenzungen

Azadeh ist zum Zeitpunkt des Interviews 26 Jahre alt und wie auch Jamshed noch im Studium. Auch ihre Erzählung ist klar von Konfrontationen mit gesellschaftlichen Leistungsnormen geprägt. So thematisiert auch sie Unterschätzungen in Bezug auf ihre kognitiven Fähigkeiten:

„Ich bin oft an Lehrer geraten die mir (1) ähm irgendwie ne schlechtere Note reindrücken wollten und mir auch ganz offen gesagt haben mit der Begründung äh dass ich ja kein deutschen Hintergrund [habe] und das fand ich immer so äh s hat mich so wahnsinnig aufgeregt das fand ich immer sehr sehr schlimm weil (1) ich wirklich wirklich gut war in Deutsch (lacht leise) und ich hab echt gepaukt wie sonst keiner und deswegen konnt ich das immer und es war immer so dass die andern Mitschüler bei mir abgeschrieben haben“

Sie beschreibt anschließend eine eher renitente, aber gleichzeitig erfolgsorientierte Haltung und erläutert, dass sie deshalb „jetzt erst recht“ ein Abitur bekommen wollte, was ihr schließlich auch gelungen sei. Dies verbindet sie mit dem sprichwörtlichen Ziel, ihren Erfolg den Lehrer/innen „unter die Nase“ reiben zu können. Ihre Leistungsbereitschaft ist in diesem Sinne weniger als Anpassung an ein Muster zu sehen, sondern vielmehr als Widerstand gegen äußerliche Zuschreibungen zu einer bestimmten gesellschaftlichen Position. Dies hat in gewisser Weise auch gefruhtet, da sie zum Zeitpunkt des Interviews studiert und kurz davor ist, selbst in einem akademischen Beruf zu arbeiten. Neben dieser Ausrichtung an Leistungserwartungen formuliert sie jedoch auch eine bewusste Abgrenzung. Sieht sie sich konfrontiert mit der Zuschreibung, dass sie nicht genug an sich selbst gearbeitet habe, um anerkannt zu werden, so nimmt sie mehrfach eine Haltung ein, in der sie ihre Selbstgestaltung als „gut genug“ empfindet und keine Notwendigkeit weiterer Optimierung sieht. Bspw. grenzt sie sich von Körperoptimierungsnormen ab und auch in Bezug auf die Arbeit formuliert sie relativ klare Grenzen ihres Engagements. Dies geht jedoch nicht mit einer resignierenden Akzeptanz einer weniger angesehenen gesellschaftlichen Position einher.

In der Beschreibung der Gegenwart verbindet sich dies mit sehr kritischen Betrachtungen über die mangelnden Möglichkeiten, durch Leistung zugehörig zu sein: „Man wird nie als wirklich Deutsche anerkannt, das is dann halt immer egal, wie gut man Deutsch spricht und egal, wie gut man (1) integriert ist“. In diesem Kontext spricht sie auch davon „verlernt“ zu haben sich „richtig zuordnen“ zu können. Während dieses Verlernen in ihrem Narrativ zunächst als Resignation erscheint, kann es zugleich auch als produktives Potenzial der Umdeutung anrunder Diskurse gelesen werden. Im Rahmen dieser Veränderung entwickelt sie auch immer stärkere Abgrenzungspraktiken gegenüber Optimierungs- und Leistungsanforderungen. Dies manifestiert sich u.a. in einer klaren Grenzziehung zwischen Privat- und Arbeitsleben:

„Mein Privatleben is wirklich so völlig weit weg von der Uni (1) und von meinem Berufsfeld was aber nicht heißt, dass ich nicht darüber erzähle ... aber dann will ich nicht ähm darüber fachsimpeln und und Ratschläge dafür bekommen ... ich will dann schon, dass mein Privatleben einfach so mein privater Ort ist, der der nur mich und mein persönliches Leben betrifft und da spielt meine Profession irgendwie überhaupt nicht mit rein so das is für mich so ganz strikt getrennt“

In der Rekonstruktion biografischer Dispositionen hat sich hierbei insbesondere der Bezug zur Mutter als relevant herausgestellt. Diese ist aufgrund gesellschaftlicher Einschränkungen aus dem Iran geflohen und trägt einerseits hohe Etablie-

rungswünsche einhergehend mit einem individuellen Freiheitsstreben an Azadeh heran. Andererseits wird die Mutter in Azadehs Erzählung in ihrer ‚kämpferischen‘, abwehrenden Haltung gegenüber äußeren Erwartungen eingeführt. Dies wird von Azadeh mitunter ambivalent erlebt, da es einerseits die Anpassung an, gleichzeitig aber auch die Abgrenzung von gesellschaftlichen Erwartungen impliziert. Durch verschiedene Auseinandersetzungen in der Adoleszenz versucht sich Azadeh aus dieser Spannung zu befreien, was auch eine Abgrenzung von den Leistungs- und Etablierungsnormen der Mutter mit begünstigt. Gegenwärtig ist sie einerseits noch mit der Mutter identifiziert, ohne jedoch (wie Jamshed) eine mitunter kaum zu erfüllende Verpflichtung zu empfinden. Vielmehr wird ein eher kritischer Blick auf spezifische Erwartungen der Mutter entwickelt, während diese ihr zugleich als generelles Vorbild (z.B. in ihrer Figur als ‚Kämpferin‘ gegen gesellschaftliche Einschränkungen) erhalten bleibt. Dies übersetzt sich somit auch in der abgrenzenden Haltung gegenüber den als widersprüchlich wahrgenommenen Versprechen von Leistungs- und Optimierungsdiskursen. Zugleich ist auch diese subversiv-disruptive Aneignungsweise an einigen Stellen gewissermaßen ‚brüchig‘: So beschreibt sie am Ende ihres Interviews etwa auch verschiedene Zukunftsängste, die sich auf das Nichterfüllen bestimmter Leistungsnormen beziehen.

4 Diskussion und Fazit

Ausgehend von der theoretischen Rahmung und den darin diskutierten Falldarstellungen lässt sich argumentieren, dass innerhalb von Leistungs-, Wettbewerbs- und Optimierungsdiskursen bestimmte ideale Subjektmodelle zur Verfügung gestellt werden. Die damit einhergehenden Identifikationsmöglichkeiten können limitierend auf Möglichkeitsräume der eigenen Selbstentfaltung einwirken. Zwar werden Versprechen von Zugehörigkeit zur ‚imaginierten Gemeinschaft‘ einer (National-)Kultur manifest, diese sind allerdings in zahlreiche Widersprüche verstrickt. Sie können einerseits machtvoll wirken, wenn angerufene Individuen versuchen, zur Verfügung gestellten Subjektmodellen bestmöglich nachzueifern und diese affirmativ als Möglichkeit der Etablierung verstanden werden. Optimierungsdiskurse können in diesem Sinne Versprechen einer Zugehörigkeit durch Leistung suggerieren und die Funktion einer Verschleierung von Herrschaftsbedingungen einnehmen. Denn indem die Aufgabe der Überwindung von Ungleichheiten auf die individuelle Ebene verlegt wird – im Sinne von Eigenverantwortung zur Selbststeigerung – wird das Sprechen über präsenste Diskriminierungen tendenziell erschwert. Die individuelle Lebensführung erscheint dann stets auf die öffentliche Sphäre gerichtet, während die Verantwortung für soziale Positionierungen privatisiert werden (vgl. Lentini/Titley 2011). Im Muster der Affirmativen Aneignungsweise übersetzt sich dies in Versuchen einer Distinktion durch Leistung, was mit neoliberalen Zugehörigkeitskonstruktionen einhergeht und zugleich immer wieder an diesen bricht und auch zu kleineren Disruptionen und Abweichungen führt. Diese sind im Muster der subversiv-disruptiven Abgrenzung deutlich präsenter. Ausgehend von einer weitgehend kritischen Perzeption der Erwartungen eines Leistungs- und Optimierungsdispositivs werden hier Ironisierungen deutlich und es werden Formen der bewussten Abgrenzung formuliert, wenn diese auch mitunter gebrochen sind.

Das Potential einer Verbindung aus Diskursanalyse und Biografieforschung liegt aus dieser Perspektive darin, die Verbindung zwischen den zur Verfügung gestellten Identifikationsmöglichkeiten in einem Diskurs und den verschiedenen, stets für sich eigenmächtigen Varianten der Aneignung (und damit immer auch den Neu- und Umdeutung) herauszuarbeiten. In welcher Weise bestimmte Diskurse dabei für Subjekte relevant werden (können) basiert nicht zuletzt darauf, wie stark diese an biografische Dispositionen anknüpfen. Die jeweilige Umgangsweise mit bestimmten Anrufungen vor dem Hintergrund einer solchen Disposition zu ‚lesen‘ sollte jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich jeweils nur ein begrenztes Set an Identifikationen rekonstruieren lässt und nicht die Gesamtheit einer ‚Identität‘ (Spies/Tuider 2017b; Thon 2016). Während es also einerseits wichtig ist, die Verbindung solcher Anrufungen mit Subjektivierungen in den Blick zu nehmen, so besteht andererseits eine gewisse Gefahr darin, die Fälle auf eine bestimmte Anrufung zu reduzieren und damit die Polyphonie an gesellschaftlichen Gestaltungs- und Beschreibungsmöglichkeiten zu harmonisieren.

Literatur

- Anderson, B. (1991): *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. London.
- Becker, B./Gresch, C. (2016): Bildungsaspirationen in Familien mit Migrationshintergrund. In: Diehl, C./Hunkler, C./Kristen, C. (Hrsg.): *Ethnische Ungleichheiten im Bildungsweg: Mechanismen, Befunde, Debatten*. Wiesbaden, S. 73–115. https://doi.org/10.1007/978-3-658-04322-3_3
- Bogner, A./Rosenthal, G. (2017): *Biographies – Discourses – Figurations: Methodological considerations from the perspectives of social constructivism and figurational sociology*. In: Rosenthal, G./Bogner, A. (Hrsg.): *Biographies in the Global South*. Frankfurt/New York, S. 15–49.
- Bourdieu, P. (1982): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a.M.
- Bröckling, U. (2007): *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt a.M.
- Butler, J. (1997): *The Psychic Life of Power*. Stanford.
- Butler, J. (2016): *Rethinking Vulnerability and Resistance*. In: Butler, J./Gambetti, Z./Sabsay, L. (Hrsg.): *Vulnerability in Resistance*. Durham/London, S. 12–27. <https://doi.org/10.1215/9780822373490-002>
- Cicero (2012): *Iranischer Werbezettel: „Die Deutschen sind zu weich mit Migranten“*. In: Cicero, <https://www.cicero.de/wirtschaft/die-deutschen-sind-zu-weich-mit-migranten/49722> (02. September 2019)
- Die Zeit (2006): *Iran: „So ein nichts vertritt unser Land“*. In: Die Zeit, 16.03.2006. https://www.zeit.de/2006/12/Iran_Einwanderer (02. September 2019)
- Erel, U./Murji, K./Nahaboo, Z. (2016): *Understanding the contemporary race-migration nexus*. In: *Ethnic and Racial Studies*, 39. Jg., H. 8, S. 1339–1360. <https://doi.org/10.1080/01419870.2016.1161808>
- Farrokhzad, S. (2006): *Exotin, Unterdrückte und Fundamentalistin*. In: Butterwegge, C./Hentges, G. (Hrsg.): *Massenmedien, Migration und Integration*. Wiesbaden, S. 55–86. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90207-4_4
- Freitag, W. (2005): *Contergan. Eine genealogische Studie des Zusammenhangs wissenschaftlicher Diskurse und biographischer Erfahrungen*. Münster.

- Friedrich, S./Schultes, H. (2011): Von „Musterbeispielen“ und „Integrationsverweigerern“: Repräsentationen von Migrant_innen in der „Sarrazindebatte“. In: Friedrich, S. (Hrsg.): Rassismus in der Leistungsgesellschaft. Münster, S. 77–96.
- Groß, E./Hövermann, A. (2018): Marktförmiger Extremismus: Abwertung, Ausgrenzung und Rassismus vor dem Hintergrund einer Ökonomisierung der Gesellschaft. In: Gomolla, M./Kollender, E./Menk, M. (Hrsg.): Rassismus und Rechtsextremismus in Deutschland. Weinheim, S. 110–126.
- Hadjar, A. (2008): Meritokratie als Legitimationsmythos. Wiesbaden.
- Haug, S./Müssig, S./Stichs, A. (2009): Muslimisches Leben in Deutschland. Nürnberg.
- Heid, H. (2012): Der Beitrag des Leistungsprinzips zur Rechtfertigung sozialer Ungerechtigkeit. In: Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete, 81. Jg., H. 1, S. 22–34. <https://doi.org/10.2378/vhn2012.art02d>
- Keller, R. (2011): Wissenssoziologische Diskursanalyse: Grundlegung eines Forschungsprogramms. 3. Auflage Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-92058-0>
- Keller, R. (2012): Der menschliche Faktor. In: Keller, R./Schneider, W./Viehöver, W. (Hrsg.): Diskurs – Macht – Subjekt. Theorie und Empirie von Subjektivierung in der Diskursforschung. Wiesbaden, S. 69–107. https://doi.org/10.1007/978-3-531-93108-1_5
- Keller, R./Bosancic, S. (2017): Conchita Wurst oder: Warum ich (manchmal) ein(e) Andere(r) ist. In: Spies, T./Tuider, E. (Hrsg.): Biographie und Diskurs. Wiesbaden, S. 23–42. https://doi.org/10.1007/978-3-658-13756-4_2
- King, V. (2014): Pierre Bourdieu als Analytiker des Sozialen. In: Sozialer Sinn, 15. Jg., H. 1, S. 3–28. <https://doi.org/10.1515/sosi-2014-0102>
- King, V./Gerisch, B./Rosa, H. (Hrsg.) (2018): „Lost in Perfection“: Impacts of Optimisation on Culture and Psyche. London. <https://doi.org/10.4324/9781315179964>
- King, V./Koller, H.-C. (2015): Jugend im Kontext von Migration. In: Sandring, S./Helsper, W./Krüger, H.-H. (Hrsg.): Jugend. Wiesbaden, S. 105–127. https://doi.org/10.1007/978-3-658-03543-3_5
- Koller, H.-C. (1999): Bildung und Widerstreit. Zur Struktur biographischer Bildungsprozesse in der (Post-)Moderne. München.
- Lentin, A./Titley, G. (2011): The Crises of Multiculturalism: Racism in a Neoliberal Age. London/New York.
- Link, J. (2012): Erinnerung an den (flexibel-)normalistischen Rahmen von Human-Optimierungsprozessen in modernen okzidentalischen Gesellschaften. In: Sieben, A.v./Sabisch, K./Straub, J. (Hrsg.): Menschen machen. Bielefeld, S. 353–364. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839417003.353>
- Maasen, S. (2012): Gut ist nicht gut genug. Selbstmanagement und Selbstoptimierung als Zwang und Erlösung. In: Nassehi, A. (Hrsg.): Kursbuch 171. Besser optimieren. Hamburg, S. 144–156.
- Mecheril, P. (2011): Wirklichkeit schaffen: Integration als Dispositiv. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, 61. Jg., H. 43, S. 49–54.
- Mecheril, P. (2016): Migrationspädagogik – ein Projekt. In: Mecheril, P. (Hrsg.): Handbuch Migrationspädagogik. Weinheim, S. 8–30.
- Nohl, A.-M./Schittenhelm, K./Schmidtke, O./Weiß, A. (Hrsg.) (2010): Kulturelles Kapital in der Migration. Hochqualifizierte Einwanderer und Einwanderinnen auf dem Arbeitsmarkt. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-91936-2>
- Ricken, N. (2018): Konstruktion der „Leistung“: Zur (Subjektivierungs-)Logik eines Konzepts. In: Reh, S./Ricken, N. (Hrsg.): Leistung als Paradigma. Wiesbaden, S. 43–60. https://doi.org/10.1007/978-3-658-15799-9_3
- Rosa, H. (2006): Wettbewerb als Interaktionsmodus: Kulturelle und sozialstrukturelle Konsequenzen der Konkurrenzgesellschaft. In: Leviathan, 34. Jg., H. 1, S. 82–104. <https://doi.org/10.1007/s11578-006-0005-z>
- Rose, N. (2012): Migration als Bildungsherausforderung. Subjektivierung und Diskriminierung im Spiegel von Migrationsbiographien. Bielefeld. <https://doi.org/10.14361/transcript.9783839421352>

- Said, E. (1997): *Covering Islam. How the Media and the Experts determine how we see the rest of the world.* New York.
- Scherr, A./El-Mafaalani, A./Yüksel, G. (Hrsg.) (2016): *Handbuch Diskriminierung.* Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-11119-9>
- Schütze, F. (1983): *Biographieforschung und narratives Interview.* In: *Neue Praxis*, 13. Jg., H. 3, S. 283–293.
- Schütze, F. (2014): *Kollektiva in der Identitätsentwicklung.* In: Garz, D./Zizek, B. (Hrsg.): *Wie wir zu dem werden, was wir sind.* Wiesbaden, S. 115–188. https://doi.org/10.1007/978-3-658-03539-6_5
- Spiegel Online (2003): *Welle versuchter Selbstverbrennungen in Europa.* www.spiegel.de/politik/ausland/iranische-opposition-welle-versuchter-selbstverbrennungen-in-europa-a-253763.html (18. Juli 2019)
- Spies, T. (2018): *Subjekt und Subjektivierung. Perspektiven (in) der Biographieforschung.* In: Geimer, A./Amling, S./Bosancic, S. (Hrsg.): *Subjekt und Subjektivierung.* Wiesbaden, S. 87–111. https://doi.org/10.1007/978-3-658-22313-7_5
- Spies, T./Tuider, E. (Hrsg.) (2017a): *Biographie und Diskurs: Methodisches Vorgehen und Methodologische Verbindungen.* Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-13756-4>
- Spies, T./Tuider, E. (2017b): *Biographie und Diskurs - eine Einleitung.* In: Spies, T./Tuider, E. (Hrsg.): *Biographie und Diskurs. Methodisches Vorgehen und Methodologische Verbindungen.* Wiesbaden, S. 1–21. https://doi.org/10.1007/978-3-658-13756-4_1
- Statistisches Bundesamt (2016): *Bevölkerung mit Migrationshintergrund - Ergebnisse des Mikrozensus. Fachserie 1 Reihe 2.2 – 2016.* Bonn. https://www.destatis.de/GPStatistik/receive/DEHeft_heft_00070829 (18. Juli 2019)
- Thon, C. (2016): *Biografischer Eigensinn – widerständige Subjekte? Subjekttheoretische Perspektiven in der Biografieforschung.* In: *Zeitschrift für Pädagogik*, 62. Jg., H. 2, S. 185–198.
- Traue, B./Pfahl, L./Globisch, C. (2017): *Potentiale und Herausforderungen einer empirischen Subjektivierungsforschung.* In: Lessenich, S. (Hrsg.): *Geschlossene Gesellschaften. Verhandlungen des 38. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie.* Wiesbaden.
- Uhlendorf, N. (2018): *Optimierungsdruck im Kontext von Migration: Eine diskurs- und biographieanalytische Untersuchung zu Subjektivationsprozessen.* Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-22918-4>
- Ulbricht, C. (2017): *Ein- und Ausgrenzungen von Migranten. Zur sozialen Konstruktion (un-)erwünschter Zuwanderung.* Bielefeld. <https://doi.org/10.14361/9783839439296>
- Völter, B./Dausien, B./Lutz, H./Rosenthal, G. (Hrsg.) (2005): *Biographieforschung im Diskurs.* Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-663-09432-6>
- Woellert, F./Klingholz, R. (2014): *Neue Potenziale. Zur Lage der Integration in Deutschland.* Berlin.

Irene Leser

Umgang mit dem Zirkel

Methodologische Grundannahmen und methodische Verfahrensweisen der pädagogisch-phänomenologischen Videographie (ppV) und Videointeraktionsanalyse (VIA) im Vergleich

Dealing with the compass

A comparison of the methodological assumptions and methodical procedures of pedagogical-phenomenological videography (ppV) and video interaction analysis (VIA)

Zusammenfassung

Dieser Beitrag stellt am Beispiel einer einzigen Sequenz eines Unterrichtsvideos aus dem Fallarchiv HILDE zwei Analyseverfahren in ihrem wissenschaftstheoretischen Verständnis und der jeweils genutzten Analyseschritte gegenüber. Ziel ist es, durch die Gegenüberstellung der Method(ologi)en eine Diskussion über die jeweiligen Herangehensweisen zu etablieren und zur stärkeren method(olog)ischen Reflexion von Erkenntniswegen interpretativer Sozialforschung anzuregen.

Stichworte: Method(ologi)e, Unterricht, Sequenz, Phänomen, Typenbildung

Abstract

Using the example of a single sequence of a teaching video from the case archive HILDE, this article compares two analytical methods with respect to their understanding of the theory of science and their analytical steps. The aim is to establish a discussion of the respective perspectives of the different approaches by contrasting both method/methodology and to encourage a stronger methodological reflection of knowledge acquisition in interpretative social research

Keywords: method/methodology, instruction/teaching, sequence, phenomenon, typification

1 Einleitung

Lange Zeit galt in der qualitativen Sozialforschung „[d]ie Welt als Text“ (Kramer/Garz 1994). Elaborierte Verfahren bedienten sich der Methoden der Beobachtung oder Interviews, überführten die erhobenen Daten in Texte und analysierten sie entsprechend ihrer Erkenntnisziele. Spätestens seit Ende des 20. Jahrhunderts lässt sich eine Verschiebung im analytischen Zugriff auf die soziale Welt erkennen. In Folge des *Visual Turns*, der sich im angloamerikanischen Raum bereits seit den 1970er Jahren abzeichnete (vgl. u.a. Erickson 2011) und im deutschsprachigen Raum v.a. in den letzten 25 Jahren etablierte, kann man in der quali-

tativen Sozialforschung mittlerweile von einem regelrechten Boom im Einsatz von Video- und Filmdaten sprechen. Bilder, Videos, Filme und andere bewegte Audio-Visualitäten erhalten „Einzug in die Wissenschaftswelt und krepeln bewährte qualitative Forschungstraditionen gehörig um“ (Moritz 2018a, S. 4).

Nicht mehr (nur) der Text, das gesprochene Wort stehen im Mittelpunkt der Analysen, auch das Visuelle, d.h. die Bewegungen, Mimiken, Gestiken, die räumlichen Verhältnisse und genutzten Materialien können zum Gegenstand qualitativer Sozialforschung werden (vgl. Reh 2012, S. 154ff; Hietzge 2018b, S. 11). Das per Videokamera Aufgezeichnete kann als multimodales Interaktionsgeschehen betrachtet werden, das – will man dem Aufgezeichneten gerecht werden – mehr als der Analyse der Sprache bedarf. Vor diesem Hintergrund hat sich in den letzten zirka 25 Jahren eine recht große Bandbreite an Forschungsmethod(ologi)en mit der Frage der Auswertungsmöglichkeit von visuellen Daten befasst. „Mittlerweile [...] sind [...] visuelle Daten fester Gegenstand methodisch-methodologischer Diskurse“ (Mey/Dietrich 2016, Abs. 6). Je nach gewähltem Zugang werden in der Analyse recht unterschiedliche Ergebnisse erzielt (vgl. hierzu die Sammelbände von Hietzge 2018a sowie Knapp/Schneider 2019, in denen mittels unterschiedlicher methodischer Zugänge jeweils ein und dasselbe Video interpretiert wurden). Daher lässt sich fragen, welche Erkenntnisse erzielt werden, wenn audio-visuelle Daten mit Hilfe unterschiedlicher method(olog)ischer Zugänge analysiert werden.

Um dieser Frage nachzugehen, wird anhand einer einzigen Videosequenz exemplarisch veranschaulicht, wie audio-visuelle Daten aus zwei unterschiedlichen method(olog)ischen Perspektiven interpretiert werden. Selbstverständlich wird – darüber ist sich die Autorin durchaus bewusst – mit diesem auf Method(ologi)en blickenden Zugang der eigentliche Forschungsprozess auf den Kopf gestellt. Denn in der Regel wird qualitative Forschung nicht im Sinne eines Vergleichs verschiedener Auswertungsmethod(ologi)en betrieben, sondern zur Beantwortung einer (zumindest ungefähren) Frage, eines (ungefähren) Forschungsinteresses an alltagsweltlichen Zusammenhängen. Der Forschungsprozess beginnt also idealtypisch zunächst mit einer Vorannahme oder Frage, vor deren Hintergrund bestimmte, zur Fragestellung passende Erhebungs- und Auswertungsmethoden gewählt werden, Daten erhoben, analysiert und verallgemeinert werden (vgl. u.a. Flick 2011). Ziel dieses Beitrags ist es nun aber gerade, zu reflektieren, welche Schwerpunkte verschiedene Analysemethod(olog)ien wählen, welche Analyseschritte sie gehen und welche Ergebnisse sie dadurch erzielen. Anders als in den bisher erschienenen methodenvergleichenden Publikationen zur Videoanalyse, ist es in diesem Beitrag explizites Ziel zwei ausgewählte und in ihren Ursprüngen recht ähnliche Analysemethoden miteinander in Vergleich zu setzen.

Der Analyse selbst wird die aktuelle Spannweite videoanalytischer Verfahren vorangestellt (Kap. 2). Darauf aufbauend werden mit der pädagogisch-phänomenologischen Videographie (ppV) und der Videointeraktionsanalyse (VIA) zwei Zugänge videographischer Analyse verglichen (Kap. 3). In einem abschließenden Kapitel (Kap. 4) werden die jeweiligen wissenschaftstheoretischen Grundannahmen, die Herangehensweisen und sich daraus ergebenden analytischen Schlüsse gegenüberstellend reflektiert und in einen größeren Rahmen eingeordnet.

2 Kultur- und sozialwissenschaftliche Verfahren zur Analyse von Videomaterial

In den letzten Jahren erlebt die Analyse von Videodaten eine rasch zunehmende Verbreitung im deutschsprachigen Raum der Sozialwissenschaften. „Diese Entwicklung geht einher mit dem rasanten technischen Fortschritt, der das Erheben und Analysieren von Videomaterial vereinfacht und zahlreiche Möglichkeiten der Datenbearbeitung bietet“ (Demuth 2018, S. 2).

Die in den letzten zehn Jahren enorm gewachsene kultur- und sozialwissenschaftliche Forschung auf der Basis von audio-visuellen Daten hat nicht nur viele Studien hervorgebracht und ist nicht nur in sehr unterschiedlichen Fachdisziplinen angekommen, sondern zeigt sich in einer deutlich gestiegenen Zahl an methodischen Zugängen und methodologischen Reflexionen (Corsten 2018, S. 799f.).

Zur Analyse von Videodaten kommen verschiedenste Aufzeichnungen zum Tragen. Das Spektrum reicht von *relativ natürlichen* Aufnahmen, in denen Forschende *ins Feld* gehen und die Videokamera auf alltägliche Situationen halten, über Alltagsaufzeichnungen von Laien, Dokumentarfilmen bis hin zu Filmen auf Grundlage von Drehbüchern. In den analytischen Blickpunkt geraten je nach Fragestellung und Analyserichtung die interaktionsspezifischen Handlungen des durch die Kamera Aufgezeichneten, das Kamerahandeln und/oder das Medienprodukt, d.h. die Nachbearbeitung oder auch Mediennutzung der Videoaufzeichnungen (vgl. Tuma/Schnettler/Knoblauch 2013, S. 36-42).

Zahlreiche in der qualitativen Forschung kanonisierte Method(ologi)en nutzen (mittlerweile) Videoaufzeichnungen. Zu denken sei etwa an die *Ethnographie*, bei der entweder Feldnotizen durch audiovisuelle Beobachtungen (vgl. Breidenstein 2006, S. 32) ergänzt werden, um Dimensionen körpersprachlichen Verhaltens beliebig oft reproduzierbar zu machen und anhand der Videoaufnahmen beschreiben zu können (vgl. Reh 2012, S. 156) oder an Verfahren fokussierter *Kameraethnographie*, in denen die Videoaufnahmen als Videonotizen wie Feldnotizen genutzt werden und die Videodaten zu einem Film i.S. eines *dichten Zeigens* zusammengeschnitten werden (vgl. Mohn 2006). Ethnomethodologisch und konversationsanalytisch orientiert sind die Verfahren der *VIA* (vgl. Tuma/Schnettler/Knoblauch 2013; Lehn 2018). Sie untersuchen sprachliche und visuelle Interaktionen, um darin enthaltene Interaktionsmuster in bestimmten Interaktionssituationen zu typisieren (vgl. Tuma/Schnettler/Knoblauch 2013). Darüber hinaus gibt es *phänomenologische Zugangsweisen*, die sich den Mitteln der Kameraaufzeichnung bedienen, um aufgespürte Phänomene sozialer Praktiken in Videomaterialien aufzuschlüsseln (vgl. Brinkmann/Rödel 2018; Kraus 2018). Die *Akteur-Netzwerk-Theorie* (ANT) nutzt Videos, um sie praxistheoretisch, unter Einbezug auch der materiellen Interaktanten zu analysieren (vgl. Schilling/Schroer 2018).

Aus der wissenssoziologischen Tradition heraus haben sich u.a. Verfahren der Videohermeneutik, der dokumentarischen Videoanalyse und der visuellen Diskursanalyse entwickelt. Die *wissenssoziologische Videohermeneutik* möchte in ihren Videoanalysen „über die historisch, kulturell und sozial geprägten Selbst- und Weltdeutungen von Gruppen, Gemeinschaften und Gesellschaften; über ihre die soziale Wirklichkeit reproduzierten Handlungen ebenso, wie über ihre die soziale Wirklichkeit immer wieder neu produzierten Leistungen“ (Raab/Stanisavljevic 2018, S. 58) Aufschluss geben. Der *dokumentarischen Methode* geht es um kon-

junktive Erfahrungen, den *modus operandi*, den Habitus der gefilmten Akteur*innen und Filmenden (vgl. Bohnsack 2009; Fritzsche/Wagner-Willi 2015). *Visuelle Diskursanalysen* nutzen Web-, Amateur-Videos, digitale Videos, Filme und/oder Serien, um darin die diskursiven Deutungsangebote zu identifizieren (vgl. Stiller 2018; Traue/Blanc/Cambre 2019).

Darüber hinaus greifen auch Verfahren der Inhaltsanalyse (vgl. Mayring/Gläser-Zikuda/Ziegelbauer 2005) oder der Grounded-Theory (vgl. Dietrich/Mey 2018) auf Videomaterial zurück. Beide eint – bei jeglicher Differenz – eine code- und kategorienorientierte statt einer sequenzanalytischen Auswertungsstrategie.

Jede dieser Method(ologi)en hat eigene Ansätze entwickelt bzw. ist sie dabei, den jeweils eigenen Ansatz zu schärfen oder auszudifferenzieren. Ihnen allen geht es um die Rekonstruktion bzw. Interpretation des Sinns oder der Bedeutungen dessen, was auf dem Video als (audio-)visuelle Information konserviert wurde. Dabei unterscheiden sich die Erkenntnisziele, die jeweiligen methodischen Werkzeuge sowie die konkreten situativen Erhebungs- und Analyseschritte. Die jeweils verwendeten Methoden bieten – methodisch kontrolliert – verschiedene Wege, die je relevanten Aspekte systematisch zu identifizieren. „Ein gemeinsamer Konsens der Forschungspraktiken besteht in einer Ausrichtung auf das interpretative Paradigma (Sinn, Verstehen, Kontextualität)“ (Moritz 2018b, S. V). In allen anderen Aspekten gibt es zum Teil sich widerstreitende Erkenntnisziele, Herangehensweisen und Analysewege. Um dies zu verdeutlichen, soll im Folgenden exemplarisch anhand zweier ausgewählter Analyseverfahren untersucht werden, wie die beiden Verfahren vorgehen und welche Ergebnisse sie erzielen.

3 Ausgewählte videoanalytische Zugänge

Zur exemplarischen Verdeutlichung der Gemeinsamkeiten und v.a. der Unterschiede wird im Folgenden einerseits mit der ppV und andererseits mit der VIA eine einzige Unterrichtssequenz, die aus dem videobasierten Fallarchiv HILDE der Stiftung Universität Hildesheim¹ stammt und den Mathematikunterricht einer vierten Klassenstufe zeigt, analysiert. Die beiden ausgewählten Method(ologi)en eint – wie für Videoanalyseverfahren recht typisch – das gemeinsame Interesse der Untersuchung von Mikroprozessen in mittels Videokamera(s) aufgezeichneten Handlungen. Da die VIA ihre Wurzeln in der Phänomenologie hat und die ppV die Phänomenologie in ihrem Namen trägt, erscheint es besonders interessant, gerade diese beiden Method(ologi)en miteinander zu vergleichen. Ihre weiterführenden wissenschaftstheoretischen Bezugspunkte, ihre Analysewege und auch die daraus hervorgehenden Interpretationen unterscheiden sich hingegen gravierend. Entsprechend verwundert es kaum, dass sie trotz Bezug auf ein und dasselbe Datenmaterial zu unterschiedlichen Ergebnissen kommen.²

3.1 Interpretation der Videosequenz im Sinne der pädagogisch-phänomenologischen Videographie (ppV)

Die „[p]hänomenologische Erziehungswissenschaft bezieht sich in ihrer inhaltlichen, methodologischen und disziplinären Orientierung auf den Erfahrungsbegriff, wie er von Husserl, Heidegger und Merleau-Ponty ausgearbeitet wurde. Phänomenologie als Philosophie der Erfahrung versucht, Erfahrungen im Vollzug in ihren temporalen, körperlichen, sensuellen und mundanen Dimensionen qualitativ zu beschreiben und zu bestimmen. Die Phänomenologie hat eine eigene Methodologie entwickelt, die sich auf die Operation der Deskription, Reduktion und Variation stützt.“ (Brinkmann/Rödel 2018, S. 522f.)

Ihren Schwerpunkt der Analyse legt sie auf die Wahrnehmung von Phänomenen und die intersubjektive Verständigung über vorprädikative, leibliche oder mehrdeutige Welt- und Selbsterfahrungen mit anderen. Im Zentrum der Analyse steht ein sich im empirisch-theoretischen Wechselspiel herauskristallisierendes Phänomen.

Wie geht die phänomenologische Videographie hierbei vor? In einem ersten Schritt wird ein Video gesichtet und eine Sequenz zur Analyse ausgewählt. Die Sequenz soll eine sein, die der*die Forscher*in auf irgendeine Art für interessant hält. Diese Sequenz wird dann (möglichst im Team) genauer betrachtet. Aufgabe ist es, Assoziationen zum Gesehenen zu äußern. Angenommen wird dabei, dass ein*e jede*r Forscher*in sich zu dem Gesehenen auf irgendeine Art und Weise ins Verhältnis setzt, weil sie aufgrund ihrer gemachten Erfahrungen subjektive und/oder wissenschaftliche Theorien in sich trägt und diese (indirekt) durch Antworten auf das Gesehene äußert.

Aus dem 45-minütigen Unterrichtsvideo wurde hierfür eine ca. 4:30 Minuten lange Sequenz ausgewählt. Die Sequenz beginnt in der Minute 3:30 und geht bis Minute 8:02. Innerhalb dieser Zeit fragt der Lehrer, wer von den Schüler*innen (SuS) einen Kreis an die Tafel malen würde. Eine der sich meldenden SuS wird ausgewählt, um mit dem Tafelzirkel einen Kreis an der Tafel zu zeichnen. Im Anschluss werden die von ihr gemachten Fehler besprochen. Die Sequenz endet mit Handlungsempfehlungen für die sich anschließende Phase der Einzelarbeit, in der die Kinder gefordert sind, mit dem Zirkel vorgegebene Kreisformationen nachzuzeichnen.

Sieht man die Sequenz, fällt v.a. das stichelnde und bloßstellende Verhalten des Lehrers auf (u.a. lobt er die Schülerin an der Tafel *nicht* für ihren Mut, einen Kreis an die Tafel zu malen, sondern fragt direkt, nachdem sie ihm den Tafelzirkel überreicht, was sie „denn nicht ganz so glücklich gemacht“ habe, „was denn nicht ganz so gut“ war; auch diszipliniert er die SuS, nachdem sie etwas unruhiger werden, mit den Worten „erste Klasse“ und sorgt dadurch für die Wiederherstellung von Ruhe). Das Verhalten des Lehrers erinnerte daran, selbst innerhalb der eigenen Schulzeit von manchen Lehrkräften herabgewürdigt worden zu sein. Darüber hinaus kommen Ideen der eigenen Enttäuschung auf, nicht dran genommen worden zu sein, wenn man nur eines von vielen Kindern war, das sich meldete. Missfallen kann einem, dass der Lehrer in der Sequenz ausschließlich Mädchen aufruft, obwohl sich auch Jungen melden. Generell ruft das Verhalten des Lehrers ein eher unangenehmes, schambeladenes, sein Handeln negierendes Gefühl hervor. Deutlich wird, dass bei einer ersten Sichtung das Lehrerhandeln als in diesem Fall eher schlechtes Lehrkräftehandeln in den Vordergrund gerückt

wird. Die Reflexionsfolien sind die eigenen biographischen Erfahrungen, die man selbst als Schüler*in im Unterricht gemacht hat, wie auch Ideen „guten Unterrichts“ (Meyer 2016; Helmke/Schrader 2014).

In einem nächsten Schritt geht es nun darum, die Sequenz deskriptiv zu beschreiben. Hierbei werden (subjektive) Theorien, normative Vorstellungen, psychologische, neurowissenschaftliche oder soziologische Überlegungen eingeklammert und in Anlehnung an eine dichte Beschreibung (Geertz 1987) nur das herausgearbeitet, was sich zeigt, „mag es auch noch so dürftig sein“ (Brinkmann 2015, S. 39). Aufgabe ist eine auf Deskription zielende wahrnehmende erste Interpretation des audio-visuellen Materials:

In der Sequenz werden die SuS vom Lehrer, der lässig auf dem Lehrertisch sitzt, gefragt, wer sich denn zutraue, einen Kreis mit dem Tafelzirkel zu malen. Mehrere Hände schnellen in die Höhe. Der Lehrer wählt eine Schülerin aus dem Kreis des Gruppentisches aus, an dem sich fast alle SuS gemeldet haben. Sie springt von ihrem Platz auf, nimmt den Zirkel entgegen, schiebt die Tafel nach unten und beginnt, ihren Oberkörper verbiegend, einen Kreis an die Tafel zu zeichnen. Aus der Klasse hört man Kommentierungen wie „Nicht auf die frisch gewischte Tafel!“, „Ich glaube, sie müsste das weiter oben machen“, „Der passt da gar nicht hin.“ „Sie malt nen Mond.“, „Einen Mond hinter Wolken.“ Nachdem sie einen fast vollständigen Kreis an die Tafel gemalt hat, überreicht sie den Zirkel dem Lehrer und setzt sich umgehend auf ihren Platz. Der Lehrer fährt im Unterrichtsgeschehen mit einem verschmitzten Lächeln und den Worten fort: „Okay. Das war ein erster Versuch. Was hat sie denn nicht ganz so glücklich gemacht? Was war nicht ganz so gut.“ Wieder schnellen zahlreiche Hände in die Höhe. „Sie hat zu weit unten angefangen, deswegen ist der Kreis nicht ganz rund geworden.“ Wenn man also anfängt zu zeichnen, so der Lehrer, müsse man darauf achten, genug Platz zu haben. Man müsse den Kreis kleiner zeichnen, so der Gegenvorschlag eines Schülers. Man kann den eigenen Zirkel am Griff anfassen, weswegen es einfacher fällt, Kreise zu zeichnen. Auch rutsche man nicht ab, denn der eigene Zirkel habe eine Spitze, die ins Papier steche. Hierfür solle man aber – so der Lehrer – das Mathebuch unter das Arbeitsheft legen, damit man Halt habe und nicht verrutsche. Sofort holen mehrere SuS ihre Bücher aus ihrem Rucksack. Der Lehrer bimmelt mit einer Glocke und ermahnt die SuS mit den Worten: „Ich hatte noch nicht gesagt, dass Ihr die rausholt.“ Sofort verschwinden die Bücher wieder in den Rucksäcken oder unter dem Tisch und ein sich meldender Schüler fragt, ob er auch seine Zirkelunterlage verwenden dürfe. Das darf er. Die Frage bewegt den Lehrer dazu, zu fragen, woher die SuS die Unterlage kennen. Mehrere antworten, ohne sich zu melden. Mit einem in scharfen Worten gewählten Zwei-Wort-Satz: „Erste Klasse!“ antwortet der Lehrer. Die Gespräche verstummen sofort. Ein Mädchen, das sich meldet, darf dann auch sagen, woher sie die Unterlage kennt: „Aus dem Werkraum“. Wichtig bei der Unterlage sei, darauf zu achten, dass man nicht über den Rand male, sondern da, wo man male, immer die Unterlage darunter liegen habe. Die gemeinsam erarbeiteten Kniffe, die vom Lehrer in Handlungsanweisungen übersetzt werden, sind von ihm durch ein übergestikulierendes Mimen- und Gebärdenspiel begleitet.

Soviel zur Deskription der Sequenz. In einem nächsten Schritt, dem der Reduktion und Variation, geht es darum, ein markantes, sich zeigendes pädagogisches Phänomen, genauer zu betrachten und in einer reflektierend ver- und befremdenden Sichtung verstehen zu lernen (vgl. Brinkmann/Rödel 2018, S. 538).³ Aus der Deskription fällt pädagogisch gewendet v.a. das aufmerksamkeitsgenerierende Zeigeverhalten des Lehrers auf. Zur Aufrechterhaltung des Unterrichtsgeschehens bedient er sich verschiedener – von Brinkmann und Rödel (2018) ausgearbeiteter – und hier um eine weitere ergänzte – Zeigegesten (vgl. Abb. 1).

Abb. 1: Zeigegesten des Lehrers



Er bedient sich 1) der Gestik des *Vorzeigens*, bei dem er den SuS den Zirkel präsentiert und sie darüber auffordert, die Merkmale des Zirkels aufzuzählen. 2) nutzt er die Gestik des *Vormachens*, bei der er an der Tafel oder in der Luft vorzeigend illustriert, wie der Zirkel zu handhaben ist. 3) – und dies ist eine in der Typisierung von Brinkmann und Rödel nicht enthaltene Geste – *zeigt er auf*, übergestikuliert und imitiert die SuS, wenn diese entweder unaufmerksam sind oder sich aus seiner Sicht nicht deutlich genug artikulieren. 4) setzt er die Gestik

des *appellativen Zeigens* ein, indem er die Glocke läutet, um Aufmerksamkeit für den Unterrichtsstoff einzufordern. Die verschiedenen Zeigegesten lassen sich mit Theorien der Disziplinierung im Unterricht (vgl. Radtke 2011), der Herstellung von Aufmerksamkeitspraktiken (vgl. Brinkmann 2019) oder der von Mehan (1979) ausgearbeiteten Kommunikationsordnung im Unterricht in Verbindung bringen. In einem nächsten variierenden Schritt könnte man das Lehrerhandeln unter dem Schwerpunkt der von ihm eingesetzten Materialitäten (Tafelzirkel, Glocke), dem Bezug des Lehrers auf die Schüler*innen oder das peerspezifische Verhalten der Schüler*innen untereinander in Verbindung bringen. Wichtig wäre, das Phänomen des Lehrerhandelns auf der sich zeigenden Ebene herauszuarbeiten. Im folgenden Schritt würde nun die analysierte Situation mit einer weiteren Sequenz, z.B. aus einer anderen Unterrichtsstunde oder im Vergleich mit anderen Datensorten (wie Interviews mit Lehrkräften, dichten Beschreibungen oder Transkriptionen) in Vergleich gebracht werden. Ziel ist es, im kontrastierenden Vergleich Typisierungen des aufscheinenden Phänomens vorzunehmen (vgl. Brinkmann/Rödel 2018, S. 531f.). Dieser Schritt wird hier nicht gegangen. Vorstellbar wäre aber, dass die Zeigepraktiken des Lehrers auch in anderen Unterrichtsfächern und/oder bei anderen Lehrkräften und/oder in anderen Klassenstufen untersucht werden könnte und darüber noch vielfältigere oder dieser Sequenz widersprechende Typen des unterrichtsspezifischen Zeigens herausgearbeitet werden könnten, als sie derzeit existieren (vgl. Brinkmann/Rödel 2018).

3.2 Interpretation der Sequenz mit den Mitteln der Videointeraktionsanalyse (VIA)

Auch die VIA hat ihren Ursprung in der Phänomenologie, hier aber v.a. in Rückgriff auf die soziologischen Ausarbeitungen von Alfred Schütz (vgl. u.a. 1993). Darüber hinaus geht sie auf die ethno- und konversationsanalytische Interpretationslinie von Peter Bergmann, Thomas Luckmann, Harold Garfinkel, Erving Goffman und Harvey Sacks zurück. Untersucht wird, *wie* miteinander handelnde Akteur*innen durch bestimmte Formen des Handelns für sie sinnhafte situative Ordnung bewusst erzeugen, *wie* Akteur*innen eine bestimmte Ordnung in ihre Handlung bringen, *wie* sie sich mit ihren jeweiligen Strategien aufeinander beziehen und abstimmen und gemeinsam (nicht notwendigerweise konfliktfrei) eine spezifische soziale Realität konstruieren (vgl. Tuma/Schnettler/Knoblauch 2013). Analysiert werden die kommunikativen Interaktionen, ohne – wie z.B. in der dokumentarischen Methode praktiziert (vgl. u.a. Asbrand/Martens 2018) – danach zu schauen, auf welche (geteilten) Orientierungsmuster sie zurückgehen. Die Analyse setzt an der sequenziell organisierten *sprachlichen* Interaktion unter Einbeziehung der visuellen Interaktion an. Ziel ist es, typische Interaktionsmuster in bestimmten Interaktionssituationen zu gewinnen.

In einem ersten Schritt beginnt die VIA mit der Klärung des Kontextwissens (vgl. Tuma/Schnettler/Knoblauch 2013, S. 88f.). Bekannt ist, dass das Video am 28.04.2010 im Mathematikunterricht einer vierten Klasse in einer Schule in Niedersachsen aufgenommen wurde. Der unterrichtende Lehrer hat Mathe, Sachunterricht und Sport auf Grundschullehramt studiert und ist seit zirka zehn Jahren im Schuldienst. Es kann davon ausgegangen werden, dass er auf ein breites Repertoire an fachlichen und didaktischen Handlungsrouninen zurückgreifen kann.

Die SuS erhalten in der videographierten Stunde eine erste Einführung in den Umgang mit dem Zirkel und sollen sich in dessen Handhabung üben. Im Rahmenlehrplan Mathematik gibt es keinen expliziten Hinweis dazu, dass die SuS den Umgang mit dem Zirkel zum Ende der 4. Klassenstufe beherrschen sollen. Zum Ende des vierten Schuljahres ist es aber u.a. Ziel, dass die SuS mathematische Zusammenhänge entdecken und beschreiben können. Sie sollen geometrische Formen in ihren Fachbegriffen beschreiben können, mit Hilfsmitteln Zeichnungen sauber und sorgfältig anfertigen. Darüber hinaus sollen sie Lösungswege in eigenen Worten beschreiben und die Plausibilität der Ergebnisse überprüfen können (vgl. NiKu 2006). All jene Kompetenzziele lassen sich exemplarisch am Beispiel des Umgangs mit dem Zirkel erlernen.

Das Video selbst ist mittels Lehrerkamera aufgezeichnet, so dass die SuS eher von hinten zu sehen sind. In manchen Szenen wird auf das Unterrichtsgeschehen auf der Vorderbühne gezoomt, was dazu führt, dass die SuS im hinteren Teil des Raumes nicht zu sehen sind. Der Schwerpunkt des Kamerahandelns liegt auf der Registrierung des Unterrichtsfortgangs und nicht auf dem der dem Unterrichtsgeschehen folgenden (oder nicht folgenden) SuS (die mit einer weiteren Kamera aufgezeichnet wurden). So viel zum Kontextwissen. Mit jenem explizierten Wissen können wir davon ausgehen, dass der Unterricht – entsprechend des Handlungswissens des Lehrers und der Vorgaben des Rahmenlehrplans – ein auf adäquatem fachlichen Niveau durchgeführter Unterricht sein wird. Ziel der VIA ist es aber nicht, die fachliche Adäquanz von Unterrichtsaufzeichnungen zu bewerten, sondern die (im Unterricht) zu sehenden Interaktionsordnungen zu analysieren.

Hierfür wird in einem zweiten Schritt nun ein einfaches Verbaltranskript (nach GAT-2) angelegt und das Transkript dahingehend untersucht, welche Formen von Redesequenzen vorliegen (vgl. Tuma/Schnettler/Knoblauch 2013, S. 94f.). Hierbei zeigt sich, dass das Verbaltranskript in mehrere Sequenzen eingeteilt werden kann. Es beginnt mit einer rhetorischen Frage des Lehrers „(3.0) wer traut es sich denn zu mal einen kreis zu malen? hiermit;“. Daran schließen sich monologische Kommentierung seitens der SuS an, wie „oh gott, nee (3.0)“ oder „der wird ja krumm und schief bei mir ((lacht))“. Es folgt ein längerer, seitens des Lehrers initiiertes transferorientierter Dialog zwischen den SuS und dem Lehrer, der darauf angelegt ist, die an der Tafel gemachten Fehler der Schülerin in Handlungsanweisungen für den richtigen Gebrauch des eigenen Zirkels zu übersetzen. Jener Dialog wird zum Ende hin durch einen disziplinierenden Appell: „ich hatte noch nicht gesagt dass ihr die [Mathebücher] rausholen sollt“ unterbrochen.

Deutlich wird also ein für die unterrichtliche Gestaltung recht typischer lehrerzentrierter Interaktionsstil, bei dem der Lehrer eine Frage stellt, die SuS antworten, die Antworten vom Lehrer kommentiert bzw. in Handlungsanweisungen überführt werden und sich seitens des Lehrers eine neue Frage anschließt (vgl. Mehan 1979).

In einem dritten, der VIA inhärenten Schritt wird dann das vorliegende Video Schritt für Schritt entlang der einzelnen Interaktionszüge unter Einbezug der Bewegung, Gestik, Mimik und Sprache der Beteiligten analysiert. Wichtig ist, dass die Analyse dabei primär am Videomaterial durchgeführt wird. Das Transkript hat hierbei nur eine orientierende Funktion (vgl. Tuma/Schnettler/ Knoblauch 2013, S. 95). Untersucht wird, wie es zur Kontaktaufnahme kommt, wie die Beteiligten in Interaktion miteinander treten. Besonders wird dabei auf die Reaktionen der Interaktionspartner*innen geachtet (vgl. Tuma/Schnettler/Knoblauch

2013, S. 95ff.). Zur Präsentation der Ergebnisse konzentriere ich mich auf den ersten Teil der Sequenz, in der der Lehrer den Zirkel in die Höhe hält und eine Schülerin an die Tafel holt, um hier einen Kreis zu zeichnen (vgl. Abb. 2 sowie die Beschreibung). Jene Teilsequenz wird im Sinne maximaler Kontrastierung im Anschluss an die exemplarische Beschreibung mit anderen Interaktionen im die Interaktionszüge theoretisierenden Teil verglichen.

Abb. 2: Ausgewählte Stills der Interaktionsfolge



Abb. 2a
L: (3.0) wer traut es sich denn zu
Mal einen kreis zu malen?
hiermit;



Abb. 2d
L: (5.0) Emma-Lou



Abb. 2b



Abb. 2e
E-M: der wird ja krumm und schief bei
mir ((lacht))



Abb. 2c



Abb. 2f
Sm: (4.0) <<leise> nicht auf die
frisch gewischte ta- (--)
nicht auf die frisch gewischte
tafel> (2.0)

In der Sequenz lehnt der Lehrer lässig abgestützt auf dem Lehrertisch, der sich links neben der Tafel befindet, betrachtet den Tafelzirkel, den er in seiner Hand hält (Abb. 2a), schaut kurz an die Tafel und fragt v.a. die SuS in der linken Hälfte des Klassenraums anblickend: „wer traut es sich denn zu Mal einen kreis zu malen? hiermit;“. Dabei hält er den Zirkel de-

*monstrativ vor seinen Oberkörper, verschränkt seinen linken Arm vor seinem Bauch, stützt mit der linken Hand seinen rechten Arm ab, wodurch er den Zirkel weiter oben in die Höhe halten kann (Abb. 2c). Schon während er die Frage stellt, gehen die Arme zweier Schülerinnen in die Höhe, eine Schülerin sitzt vorne rechts an einem Gruppentisch und eine andere im hinteren Teil der Klasse auf der linken Seite (Abb. 2b). Im direkten Anschluss an die gestellte Frage meldet sich ein Schüler am Tisch in der vorderen Reihe links. Daraufhin schnellen auch die Arme der drei ebenfalls an seinem Tisch sitzenden Mitschüler*innen in die Höhe. Drei der vier SuS melden sich so intensiv, dass sich ihr Hintern vom Stuhl, auf dem sie gerade noch gesessen haben, löst. Zwei der Schüler schauen sich während des Meldens freudig im Kreis ihrer Mitschüler*innen um (Abb. 2c). Der Wettbewerb der Auswahl hat also begonnen, wobei zeitgleich eine Schülerin, die am vorderen Tisch sitzt, ihre Sitznachbarin, die sich meldende Emma-Lou, anschaut und energisch mit dem Kopf schüttelt. Der Lehrer nun wählt das einzige sich an diesem Tisch meldende Mädchen, zeigt bei der Auswahl mit dem Zirkel auf sie und nennt ihren Namen (Abb. 2d). Während sie umgehend, nachdem ihr Name genannt wurde, aufsteht (Abb. 2e) sagt sie lachend „der wird ja krumm und schief bei mir“, geht schwungvoll und schnellen Schrittes zum Lehrer, ergreift im Vorbeigehen den Tafelzirkel, den er ihr hinreicht, geht direkten Weges zur Tafel und schiebt diese ein Stück nach unten. Der Lehrer, der das Tun der Schülerin beobachtet, steht von seinem Lehrertisch auf, geht ihr nach, hilft beim Herunterschieben der Tafel und ein Junge, am Gruppentisch der nun an der Tafel stehenden Schülerin, ruft leise mit einem gewissen Entsetzen in seiner Stimme, dass sie „nicht auf die frisch gewischte ta- (-) nicht auf die frisch gewischte tafel“ zeichnen solle (Abb. 2f). Zunächst blickt er hierbei an die Tafel und dann zu dem Jungen, der neben ihm sitzt und Emma-Lou in ihrem Tun zuschaut. Wahrscheinlich hatte er an diesem Tag Tafeldienst und sich viel Mühe gegeben, die Tafel besonders sauber abzuwischen. Der Kommentar des Schülers bewegt den Lehrer dazu, sich von Emma-Lou abzuwenden und den Schüler, der nun wieder zu ihm schaut, strafend anzuschauen, mit dem Kopf zu schütteln, dabei die rechte Hand Richtung Mund zu bewegen, jedoch auf halber Hälfte inne zu halten, sich hinter seinen Lehrertisch zu stellen und im Anschluss daran Emma-Lou mit einem Lächeln auf dem Gesicht beim Anzeichnen des Kreises an der Tafel zuzuschauen.*

Die Interaktion dieser Anfangssequenz theoretisierend, wird verschiedenes sichtbar. Zunächst fällt die für *Unterricht typische Interaktionsordnung* auf. Der Lehrer stellt eine Frage (Abb. 2a), woraufhin sich mehrere SuS melden (Abb. 2b-d). Der Lehrer entscheidet, wie lange sich die SuS melden, gibt ihnen nach dem Stellen seiner Frage aber auch recht lange Zeit zu reagieren, was bei den SuS teilweise dazu führt, in einen *peerspezifischen Wettbewerb* überzugehen, in dem es darum geht, sich am energischsten zu melden, um vom Lehrer auserwählt zu werden (Abb. 2c). Der Lehrer ist dann auch derjenige, der eines der sich meldenden Kinder – ein sich brav, aber energisch meldendes Mädchen – auswählt (Abb. 2d). Genau darüber festigt der Lehrer seine Position als Autorität und macht darüber deutlich, dass *er* den Unterricht leitet. Im Anschluss daran geht er, als er dem ausgewählten Mädchen den Zirkel überreicht, ein einziges Mal mit ihr in Blickkontakt.

Im Fortgang der oben beschriebenen Sequenz fehlt die direkte Interaktion zwischen dem Lehrer und der stellvertretend für die SuS nach vorne geholten Schülerin. Der Lehrer ist ausschließlich mit dem Produkt der Schülerin oder den SuS im Plenum im Blickkontakt. Jene Interaktionsform, die sich dann auch auf verbaler Ebene in der Phase der Fehlerbesprechung fortführt, lässt sich als *indirekte Kommunikation* typisieren. Während die Schülerin an der Tafel ihren Kreis zieht, ist die Aufmerksamkeit der SuS auf die Produktion an der Tafel und nicht – wie zuvor – auf den Lehrer gerichtet. Der Lehrer gibt in dieser Phase keine Anweisungen zur gemeinsamen Interaktion vor. Die SuS dürfen das Tun der Schüle-

rin kommentieren und müssen sich hierbei nicht melden (Abb. 2f). Jene Interaktion lässt sich als, von der sonst in der Unterrichtsstunde üblichen reglementierten Regel abweichende, *situative Regel* typisieren, in der die direkte Interaktion zwischen den SuS erlaubt und durch das nonverbale Verhalten des Lehrers wöglich unterstützt wird. Im Fortgang nun überreicht die Schülerin dem Lehrer den Tafelzirkel, begibt sich zurück an ihren Platz und der Lehrer wendet sich – ohne dem Mädchen ein persönliches Feedback zu ihrer Arbeit an der Tafel zu ermöglichen oder ihr eines zu geben – an die SuS im Plenum, um mit ihnen die an der Tafel gemachten Fehler zu sprechen und es auf die anstehende Übung zu übertragen. Auch jene Interaktionsform entspricht der *indirekten und produktorientierten Kommunikation*. Insgesamt werden vom Lehrer in der Sequenz also die potentiellen Schwierigkeiten in der Handhabung des Zirkels an der Tafel vorausgesetzt. Das Unterrichtsziel ist es, Sicherheit im Umgang mit dem Zirkel zu erlangen. Die Schülerin an der Tafel sowie das *potentielle Zurückfallen des individuellen Lernprozesses* der Schülerin (die sich in der Plenarphase nicht mehr aktiv am Unterrichtsgeschehen beteiligt), werden, um im Inhalt weiter voranzuschreiten, vom Lehrer in Kauf genommen. Deutlich wird also, dass der Lehrer zur Vermittlung des Stoffs das Einbeziehen der gesamten Klasse über die Zuwendung zu einer einzelnen Person vorzieht.

Perspektivisch würden im Sinne der VIA nun weitere Kontrastierungsfälle erhoben und analysiert werden. Wichtig hierbei wäre, erneut ins Feld zu gehen und neue Szenen, die zur Beantwortung der Forschungsfrage wichtig sind, zu erheben und im sequenziellen Verfahren entlang des Interaktionsverlaufs zu analysieren (vgl. Tuma/Schnettler/Knoblach 2013, S. 103). Gesucht werden könnten z.B. Kontrastierungsfälle, die Lehrkräfte zeigen, die im Sinne inklusiver Beschulung die Entfaltung des individuellen Lernprozesses in den Vordergrund rücken, die den SuS in ihrer Klasse größere Freiheiten geben, auf individuellen Wegen zu einer Lösung zu kommen. Ebenso könnten sich Analysen anschließen, die das hierarchische Verhältnis in Klassen interpretieren. Untersucht werden könnte, wer (wie) ausgewählt wird (Müssen sich SuS melden, um verbale Beiträge zum Unterrichtsgeschehen zu geben? Wählt die Lehrkraft aus oder wählen andere SuS die Beitragenden aus? Wie reagieren die SuS, wie reagiert die Lehrkraft hierauf?). Auch könnte untersucht werden, wie mit Fehlern in Klassen umgegangen wird ([Wie] werden sie diskutiert? Dienen sie dazu, im Unterrichtsstoff voran zu kommen oder dienen sie der Beschämung von SuS? etc.). In allen hier herausgearbeiteten Themenschwerpunkten könnte analysiert werden, welche (typischen) Interaktionsordnungen sich im Unterricht etablieren, nach welchen (situativen) Regeln Unterricht strukturiert ist, was das Typische von Unterricht ausmacht.

4 Die beiden Analyseverfahren im Vergleich

Zu fragen bleibt, welche Erträge die zwei hier ins Zentrum gestellten videographischen Analyseverfahren mit sich bringen. Deutlich wird, dass die jeweiligen Verfahren unterschiedlichee Foki haben, mit verschiedenen Analyseschritten aufwarten, demzufolge auch Unterschiedliches sehen bzw. wahrnehmen und zu differierenden Ergebnissen kommen (vgl. Tab. 1).

Tab. 1: ppV und VIA im Vergleich

	ppV	VIA
Fokus	Phänomene, Erfahrungen im Vollzug, Leiblichkeit in ihrer Verkörperung, Materialitäten	Interaktions- und Kommunikationspraxen
Stellenwert des*r Interpreten*in	Systematischer Einbezug der Erfahrung und des Erlebens der Forschenden	Interpret*in tritt den Anderen gegenüber und analysiert, wie diese ihrem Handeln Sinn verleihen
Analyseschritte	<ol style="list-style-type: none"> 1 Sichtung eines Videos 2 Auswahl einer Sequenz 3 Ermittlung eines ersten Verständnisses der Situation, Diskussion und Pluralisierung der Deutungen 4 Deskriptive Beschreibung der Sequenz 5 Reduktion und ideierende Variation eines markanten, sich zeigenden Phänomens 6 Kontrastiver Vergleich der analysierten Situation 	<ol style="list-style-type: none"> 1 Klärung des Kontextwissens 2 Anfertigung eines Verbaltranskripts (nach GAT-2) 3 Analyse der Redesequenzen 4 Analyse der (nicht-)sprachlichen Interaktionszüge turn-by-turn 5 Entwicklung einer Theorie der Interaktionsmuster 6 Erhebung und Analyse weiterer Kontrastierungsfälle
Ergebnis	Phänomen, wie es sich zeigt	Typische Interaktionsmuster in Interaktionssituationen

Versteht die *ppV* die zu Untersuchenden (auch den*die Analysierende*n) als erfahrenden, erkennenden und wertenden Menschen und geht es ihr basisparadigmatisch um die Analyse des In-Erscheinung-Tretens, so macht sie die Sache so, wie es dem (analytischen) Bewusstsein erscheint, zum Ausgangspunkt ihrer Interpretation (vgl. Krüger 2012, S. 119f.). Entsprechend beginnt sie ihre Analyse damit, eigene Gefühle, Emotionen und Erfahrungen an das Datenmaterial heranzutragen. Sie setzt darauf, das, was das audio-visuelle Material intersubjektiv kommunizierbar beim Einzelnen hervorlockt, zum Gegenstand der Interpretation zu machen. Sie setzt also beim Subjekt des*der Forschers*in an und versucht im interattentionalen Prozess über die drei Schritte der Deskription, Reduktion und der ideierenden Variation das Datenmaterial aufzuschlüsseln. Einen Schwerpunkt legt sie in der Analyse auf die Deskription und Interpretation der leiblichen und materiellen Dimensionen. Sie untersucht das im Material Implizierte, Nicht-Sagbare, aber Zeigbare (vgl. Brinkmann/Rödel 2018, S. 522). Die Phänomenologie folgt dabei der Maxime: „Zurück zur Sache selbst“. Dies impliziert „einen reflexiv-skeptischen Zugang zum Phänomen als dem, was sich zeigt und wie es sich [für den*die Interpreten*in; IL] zeigt“ (Brinkmann/Rödel 2018, S. 523).

Die *VIA* wiederum greift auf das ethno- und konversationsanalytische Basisparadigma zurück. Anders als die Phänomenologie sucht sie nicht nach im Video enthaltenen Phänomenen, sondern analysiert Interaktionen in situ. Sie folgt der Annahme, dass sich in jeder Situation die situative Ordnung der Handelnden sinnhaft produziert (vgl. Tuma/Schnettler/Knoblach 2013, S. 90). Den Schwerpunkt ihrer Interpretation setzt sie auf turn-takes und die Organisation des sequenziell aufeinander bezogenen Handelns der Akteure (vgl. Tuma/Schnettler/Knoblach 2013, S. 15). Nach der Klärung des Kontextwissens (die in Teilen mit der Klärung des Vorverständnisses in der Phänomenologie vergleichbar ist) rekonstruiert die *VIA* im sequenziellen Verlauf die Interaktionsordnung. Zunächst bestimmt sie anhand eines erstellten Verbaltranskripts welche Form von Redese-

quenzen im Material vorliegen. Sie analysiert also, wie *sprachlich* miteinander interagiert wird. Hiernach betrachtet sie Schritt für Schritt die einzelnen, aufeinanderfolgenden (non-)verbalen Interaktionszüge und entwickelt hieraus eine Theorie der Interaktionsmuster.

Die Phänomenologie wie auch die VIA arbeiten beide im Anschluss an eine Erstinterpretation mit den Mitteln des Vergleichs. Nachdem sie eine erste Sequenz analysiert haben, vergleichen sie kontrastierende Fälle, um ihre jeweilige (vorläufige) Theorie und Typisierung zu erweitern, bei der ppV sind es an pädagogischen Phänomenen angelegte Typisierungen und bei der VIA audio-visuell ausgearbeitete Typisierungen von Interaktionsordnungen. In der Phänomenologie kann damit das Individuum, das Material oder die Interaktion typisiert werden. In der VIA hingegen geht es um zwischenmenschliche Interaktionen.

Vor dem Hintergrund der verschiedenen wissenschaftstheoretischen Grundannahmen und der daraus hervorgehenden unterschiedlichen Interpretationsschritte, kommen die beiden Method(ologie)n – wie zu sehen war – zu verschiedenen (vorläufigen) Interpretationen. Wurde mit der ppV der Schwerpunkt der Analyse auf das Phänomen der Zeigegeben gelegt, waren es bei der VIA die an die Vermittlung des Unterrichtsstoffs ausgerichteten Interaktionsmuster. Vor dem Hintergrund der je unterschiedlichen (vorläufigen) Ergebnisse, werden die weiteren hinzuzuziehenden Kontrastierungsfälle andersgeartet sein und (auch vor dem Hintergrund der differierenden methodischen Schritte) verschiedene Theorien hervorbringen. Deutlich wird also, dass je nach genutzter Method(ologie) verschiedene Interpretationswege und Interpretationen generiert werden (können). Der Vergleich der hier vorgestellten Method(ologie)n verdeutlicht, wie stark method(olog)ische Setzungen die daraus hervorgehenden (vorläufigen) Theorien beeinflussen. Der Vergleich macht deutlich, wie wichtig die Reflexion und begründete Wahl von Method(ologie) ist.⁴ Er zeigt auf, dass nicht nur die Forschungsfrage(n), das zugrundeliegende Datenmaterial, sondern gerade auch die genutzten Analysewege zu verschiedenen Erkenntnissen führen. Den Forschungsprozess (auch) in diesem Sinne stärker zu reflektieren, sollte Gegenstand einer jeden Methodenausbildung und -schulung werden. Interpretationen ein und desselben Materials mit verschiedenen Method(ologie)n einzuüben, kann ganz im Sinne des hermeneutischen Zirkels zu einem besseren Verständnis der qualitativen Verfahren zugrundeliegenden Method(ologie)n führen.

Anmerkungen

- 1 Das Fallarchiv HILDE ist ein videobasiertes digitales Archiv, das mit einer Lehrer- und einer Schülerkamera aufgenommene Unterrichtsaufzeichnungen von ganzen Unterrichtsstunden inklusive der dazugehörigen Materialien sammelt. Näheres hierzu siehe: <https://www.uni-hildesheim.de/celeb/projekte/fallarchiv-hilde/> (23. September 2019).
- 2 Das hier besprochene Material wurde im Sommersemester 2019, im Seminar „Einführung in die pädagogische Empirie“ an der Humboldt-Universität zu Berlin von Studierenden erstinterpretiert. Nach einer Einführung in die jeweiligen Method(ologie)n, ersten gemeinsamen Interpretationen am Beispiel eines anderen Unterrichtsvideos, haben die Studierenden die hier besprochene Sequenz interpretiert, ihre Analysen im Seminar zur Diskussion gestellt und ihr Tun in einem schriftlichen Kurzbericht reflektiert. Die Diskussionen und Ideen der Studierenden sind die Grundlage der hier

abgedruckten Interpretationen. Ihnen, wie auch Severin Sales Rödel und den anonymen Gutachter*innen des Artikels (die mir je fundierte Rückmeldungen zur Verbesserung des Artikels gaben), gilt mein ausdrücklicher Dank.

- 3 Der Schritt der Überführung des Videos in eine Partiturnotation wurde hier ausgelassen. Sie ermöglicht, die Diachronizität, Sequenzlogik, Synchronizität und Komplexität des laufenden Bildes mittels v.a. auf Symbole setzender Transkription nachzuzeichnen (vgl. Brinkmann/Rödel 2018, S. 538), ist aber für die im Rahmen dieses Artikels praktizierten Illustration der beiden Herangehensweisen zu weit führend.
- 4 Gleichzeitig genügt es nicht, die Wahl der Method(ologi)e zu reflektieren. Der qualitativen Forschung immanent ist auch immer eine (notwendigerweise reflektierte!) interpretative Flexibilität im Umgang mit dem Material sowie die Weiterentwicklung der Methode (z.B. unter Einbezug neuerer Datenformate wie Bilder oder Videos), statt quasi methoden-deterministische Ergebnisse zu produzieren.

Literatur

- Asbrand, B./Martens, M. (2018): Dokumentarische Unterrichtsforschung. Wiesbaden.
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-10892-2>
- Bohnsack, R. (2009): Qualitative Bild- und Videointerpretation. Opladen.
- Breidenstein, G. (2006): Teilnahme am Unterricht. Ethnographische Studien zum Schülerjob. Wiesbaden.
- Brinkmann, M. (2015): Phänomenologische Methodologie und Empirie in der Pädagogik. Ein systematischer Entwurf für die Rekonstruktion pädagogischer Erfahrungen. In: Brinkmann, M./Rödel, S.S./Kubac, R. (Hrsg.): Phänomenologische Erziehungswissenschaft. Theoretische und empirische Perspektiven. Wiesbaden, S. 31–57.
https://doi.org/10.1007/978-3-658-06618-5_3
- Brinkmann, M. (2019): Aufmerken und Zeigen (2016). Theoretische und empirische Untersuchungen zur pädagogischen Interattentionalität. In: Brinkmann, M. (Hrsg.): Phänomenologische Erziehungswissenschaft von ihren Anfängen bis heute. Wiesbaden, S. 543–568. https://doi.org/10.1007/978-3-658-17082-0_28
- Brinkmann, M./Rödel, S.S. (2018): Pädagogisch-phänomenologische Videographie. Zeigen, Aufmerken, Interattentionalität. In: Moritz, C./Corsten, M. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Videoanalyse. Wiesbaden, S. 521–547. https://doi.org/10.1007/978-3-658-15894-1_28
- Corsten, M. (2018): Videoanalyse – Quo vadis? In: Moritz, C./Corsten, M. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Videoanalyse. Wiesbaden, S. 799–817.
https://doi.org/10.1007/978-3-658-15894-1_42
- Demuth, C. (2018): Videoanalysen in der Psychologie. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Wiesbaden, S. 1–21.
https://doi.org/10.1007/978-3-658-18387-5_61-1
- Dietrich, M./Mey, G. (2018): Grounded Visuals. In: Moritz, C./Corsten, M. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Videoanalyse. Wiesbaden, S. 135–152.
https://doi.org/10.1007/978-3-658-15894-1_8
- Erickson, F. (2011): Uses of video in social research: a brief history. In: International Journal of Social Research Methodology, 14. Jg., H. 3, S. 179–189.
<https://doi.org/10.1080/13645579.2011.563615>
- Flick, U. (2011): Stationen des qualitativen Forschungsprozesses. In: Flick, U./Kardorff, E.v./Keupp, H./Rosenstiel, L.v./Wolff, S. (Hrsg.): Handbuch qualitative Sozialforschung: Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen. München, S. 148–173.
- Fritzsche, B./Wagner-Willi, M. (2015): Dokumentarische Interpretation von Unterrichtsvideographie. In: Bohnsack, R./Fritzsche, B./Wagner-Willi, M. (Hrsg.): Dokumentarische Video- und Filminterpretation. Methodologie und Forschungspraxis. Opladen, S. 131–152. <https://doi.org/10.2307/j.ctvdf03gd.8>

- Geertz, C. (1987): *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme.* Frankfurt a.M.
- Helmeke, A./Schrader, F.-W. (2014): Unterrichtsqualität. In: Wirtz, M.A. (Hrsg.): *Dorsch – Lexikon der Psychologie.* Bern, S. 1719.
- Hietzge, M. (Hrsg.) (2018a): *Interdisziplinäre Videoanalyse. Rekonstruktionen einer Videosequenz aus unterschiedlichen Blickwinkeln.* Opladen.
<https://doi.org/10.3224/84740058>
- Hietzge, M. (2018b): Videogestützte Analyse der körperlichen Interaktion „Stelzereien“ in methodologischer Hinsicht. In: Hietzge, M. (Hrsg.): *Interdisziplinäre Videoanalyse. Rekonstruktionen einer Videosequenz aus unterschiedlichen Blickwinkeln.* Opladen, S. 7–20. <https://doi.org/10.3224/84740058>
- Knapp, C./Schneider, K. (Hrsg.) (2019): *Moritz und die Flasche: Zum Dialog eines jungen Kindes mit Kultur.* Weimar/Berlin.
- Kraimer, K./Garz, D. (Hrsg.) (1994): *Die Welt als Text. Theorie, Kritik und Praxis der objektiven Hermeneutik.* Frankfurt a.M.
- Kraus, A. (2018): Was sich wie an Praktiken zeigt – eine Studie zur Performativität und zur Phänomenologie von sozialem und sozial distanzierendem Handeln. In: Hietzge, M. (Hrsg.): *Interdisziplinäre Videoanalyse. Rekonstruktionen einer Videosequenz aus unterschiedlichen Blickwinkeln.* Opladen, S. 231–258.
- Krüger, H.-H. (2012): *Einführung in Theorien und Methoden der Erziehungswissenschaft.* Opladen.
- Lehn, D.v. (2018): Ethnomethodologische Interaktionsanalyse. In: Moritz, C./Corsten, M. (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Videoanalyse.* Wiesbaden, S. 183–196.
https://doi.org/10.1007/978-3-658-15894-1_11
- Mayring, P./Gläser-Zikuda, M./Ziegelbauer, S. (2005): Auswertung von Videoaufnahmen mit Hilfe der Qualitativen Inhaltsanalyse – ein Beispiel aus der Unterrichtsforschung. *Zeitschrift MedienPädagogik.*
<https://www.medienpaed.com/article/view/61/61> (20. Dezember 2019)
- Mehan, H. (1979): *Learning Lessons: Social Organization in the Classroom.* Cambridge.
<https://doi.org/10.4159/harvard.9780674420106>
- Mey, G./Dietrich, M. (2016): Vom Text zum Bild – Überlegungen zu einer visuellen Grounded-Theory-Methodologie. In: *Forum Qualitative Sozialforschung*, 17. Jg., H. 2, Art. 2. <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0114-fqs160225> (23. September 2019)
- Meyer, H. (2016): *Was ist guter Unterricht?* Berlin.
- Mohn, E. (2006): Permanent Work on Gazes. In: Knoblauch, H./Schnettler, B./Raab, J./Soeffner, H.-G. (Hrsg.): *Video Analysis. Methodology and Methods. Qualitative Audiovisual Data Analysis in Sociology.* Frankfurt a.M., S. 173–180.
- Moritz, C. (2018a): „Well, it depends ...“: Die mannigfaltigen Formen der Videoanalyse in der Qualitativen Sozialforschung. Eine Annäherung. In: Moritz, C./Corsten, M. (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Videoanalyse.* Wiesbaden, S. 3–37.
https://doi.org/10.1007/978-3-658-15894-1_1
- Moritz, C. (2018b): Vorwort. In: Moritz, C./Corsten, M. (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Videoanalyse.* Wiesbaden, S. V–VI. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-15894-1>
- NiKu – Niedersächsisches Kultusministerium (2006): *Kerncurriculum für die Grundschule. Schuljahrgänge 1-4. Mathematik.* Hannover.
- Raab, J./Stanisavljevic, M. (2018): Wissenssoziologische Videohermeneutik. In: Moritz, C./Corsten, M. (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Videoanalyse.* Wiesbaden, S. 57–71.
- Radtke, F.-O. (2011): Disziplinieren. In: Kade, J./Helsper, W./Lüders, C./Egloff, B./Radtke, F.-O./Thole, W. (Hrsg.): *Pädagogisches Wissen. Erziehungswissenschaft in Grundbegriffen.* Stuttgart, S. 162–168.
- Reh, S. (2012): Mit der Videokamera beobachten. Möglichkeiten qualitativer Unterrichtsforschung. In: de Boer, H./Reh, S. (Hrsg.): *Beobachtung in der Schule – Beobachten lernen.* Wiesbaden, S. 151–169. https://doi.org/10.1007/978-3-531-18938-3_8
- Schilling, N./Schroer, M. (2018): Körper und Artefakte in Aktion: Eine praxistheoretische Analyse von Schulhofspielen. In: Hietzge, M. (Hrsg.): *Interdisziplinäre Videoanalyse.*

- Rekonstruktionen einer Videosequenz aus unterschiedlichen Blickwinkeln. Opladen, S. 81–104.
- Schütz, A. (1993): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt a.M.
- Stiller, D. (2018): Diskursive Deutungsangebote schwuler Zweierbeziehungen. In: Moritz, C./Corsten, M. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Videoanalyse. Wiesbaden, S. 673–689.
https://doi.org/10.1007/978-3-658-15894-1_36
- Traue, B./Blanc, M./Cambre, C. (2019): Visibilities and Visual Discourses: Rethinking the Social With the Image. *Qualitative Inquiry*, 25. Jg., H. 4, S. 327–337.
<https://doi.org/10.1177/1077800418792946>
- Tuma, R./Schnettler, B./Knoblauch, H. (2013): Videographie. Einführung in die interpretative Videoanalyse sozialer Situationen. Wiesbaden.
<https://doi.org/10.1007/978-3-531-18732-7>

Heike Kanter

Dem (eigenen) Lehren ‚auf die Spur‘ kommen: das Tagebuch als Erhebungsmethode im Rahmen einer praxeologischen Erforschung von Lehre

The Teaching Journal as research instrument to examine teaching practice in Higher Education

Zusammenfassung

In der Angewandten Hochschulforschung wird die Praxis von Lehrenden vorwiegend über verschiedene Interviewverfahren untersucht, womit das Lehren in seiner konkreten Ausführung weniger in den Blick gerät. Daher erprobt der Beitrag zur Rekonstruktion von Lehrpraktiken eine andere qualitative Erhebungsmethode, nämlich die des Lehrtagebuchs. Wird diese spezifische Form des Schreibens über die (eigene) Lehre bisher vor allem zur evaluativen Reflexion von Lehrhandeln eingesetzt, so dient sie hier der Datengenerierung. Die Tagebucheinträge der Autorin werden mit den Mitteln der dokumentarischen Methode interpretiert, womit sich die explorative Studie im Rahmen einer praxeologischen Erforschung von Lehre verortet. Als ein beispielhaftes Ergebnis werden diskrepante Lehr- und Lernorientierungen der Lehrperson herausgearbeitet. Nicht nur dies, sondern auch die Anschlussfähigkeit des erprobten Erhebungsverfahrens an bisherige Forschungen zur hochschulischen Lehrpraxis, aber auch zur Konzeption von Lehrkompetenz wird abschließend diskutiert.

Schlagwörter: Lehrende, Lehrorientierungen, Lehrtagebuch als Erhebungsmethode, praxeologische Lehrforschung, Angewandte Hochschulforschung

Abstract

German research in Higher Education explores the teaching of lecturers mainly via interviews and for this reason the concrete doing is less in its focus. In this paper I introduce the Teaching Journal as research instrument to examine the teaching practice. Therefore the diary entries do not aim, as usual, self-reflection and evaluation, but they serve as data source. They will be analyzed with the documentary method in a praxeological framework of Education Research. The small study shows that the teaching of the author bases on contradictory teaching orientations. Finally this result is discussed in its potential for applied research within the discourse of lecturer skills.

Keywords: Teaching Journal, Teaching in Higher Education, Teaching Orientation, Higher Education Research, Qualitative Research

1 Einleitung: Wozu dem (eigenen) Lehren ‚auf die Spur‘ kommen?

Eine an den Lernprozessen der Studierenden ausgerichtete Lehre wird nicht erst seit der Bologna-Reform gefordert (Barr/Tagg 1995; Welbers/Gaus/Wagner 2005). Von staatlicher Seite wird eine damit anvisierte Qualitätsentwicklung erneut ab 2020 mit dem neuen Programm *Innovation in der Hochschullehre* massiv gefördert. In dieser Diskurs-verschiebung zeigt sich auch ein professionelles Verständnis von Lehren. Jedoch kann, so der argumentative Ausgangspunkt dieses Beitrags, die Praxis von Lehrenden noch immer als „black box“ gelten. Zwar gibt es Studien zur Perspektive der Lehrenden, die, wenn sie qualitativ ausgerichtet sind, auch auf die Reflexion der jeweiligen Praxis abzielen (Kordts-Freudinger et al. 2013; Zehntner/Taus/Mallich-Pötz 2013; Kahnert/Krömmelbein 2014; Jütte/Walber/Lobe 2017). Jene wird dort vielfach benannt, aber letztlich bleibt das Wie des Lehrens bzw. ihre praktische Ausführung selbst noch unterbelichtet. Auch werden hochschuldidaktische Angebote zunehmend auf die Lehrperson selbst zugeschnitten, jedoch sind diese (noch) auf die Selbstreflexion der Persönlichkeitsaspekte bzw. eines reflexiven Habitus beschränkt. Um nun die Lehrpraxis genauer zu untersuchen, bietet sich die Methode des Lehrtagebuchs an. Damit sollen die impliziten Lehrpraktiken stärker als bisher zum Gegenstand angewandter Hochschulforschung gemacht werden. Denn zunächst gilt es das Lehren nachzuzeichnen, ehe dessen Bewertung erfolgt, sei es nun ex post durch die Lehrperson selbst oder die Hochschulforscher*innen bzw. -didaktiker*innen, die zu meist von „Lehrkompetenz“ sprechen.

Im Beitrag wird eine explorative Erprobung des Lehrtagebuchs von seinem bisherigen Einsatz zu evaluativen Zwecken abgegrenzt und als Erhebungsinstrument der qualitativen Forschung beschrieben (Abschnitt 2). Anschließend werden zentrale Ergebnisse (Abschnitt 3) wie das Spannungsverhältnis von diskrepanten Lehr- und Lernorientierungen sowie die Lehrspirale herausgearbeitet. Im Fazit (Abschnitt 4) wird nicht nur überlegt, wie künftige, praxeologisch ausgerichtete Untersuchungen zu Lehre daran anknüpfen können, sondern auch an die vor allem hochschuldidaktisch motivierte Diskussion um Lehrkompetenz angeschlossen.

2 Jenseits der Selbstreflexion: Das Lehrtagebuch als qualitative Erhebungsmethode zur Erforschung von Lehre

2.1 Was mit der Interpretation eines Lehrtagebuchs (nicht) in den Blick gerät

Das Lehrtagebuch bietet eine gute Möglichkeit, den Forschungsfokus auf das Agieren der Lehrkraft zu richten. Als qualitative, wissenssoziologisch geprägte

Sozialforscherin lag es für mich nahe, mich selbst zum Beobachtungsobjekt zu machen. Diese Selbstverortung ist bedeutsam, weil ein Lehrhabitus (Schaeper 2008; Egger 2012) u.a. mit dem Forschungshabitus einer Person als Teil ihres wissenschaftlichen Habitus (Dinsleder 2012) korrespondiert. Es handelt sich um zwei wesentliche Handlungsbereiche im Erfahrungsraum Hochschule, in dem der*die Akteur*in agiert bzw. positioniert wird. Dem Lehrhandeln ‚auf die Spur‘ zu kommen, sich ihm also anzunähern, ist methodisches Ziel des Lehrtagebuchs, das bisher eher nicht zur Grundlagenforschung eingesetzt wurde.

Die Methode des reflexiven Tagebuch-Schreibens wird im Bereich der Lehrer*innenbildung zu evaluativen Zwecken, vor allem durch angehende Lehramtsstudierende zur *Verbesserung* des eigenen Unterrichts, seit mehreren Jahrzehnten angewendet (beispielsweise Stübig 1995; Numrich 1996; Soehadi 2007; Altrichter/Posch 2007; Gallego 2014). Der Ansatz, die eigene Praxis in den Blick zu nehmen, folgt Schöns Konzeption der „reflective practitioner“ (Schön 1987). Mit dieser Tradition hat sich eine „reflexive Praxis“ (Bräuer 2014, S. 10) in der deutschen Lehramtsbildung etabliert, die durch Reflexion zu mehr Handlungsfähigkeit in (komplexen) Unterrichtssituationen führen soll. Besonders hervorzuheben ist hier der methodische Ansatz der Aktionsforschung, in dem das Führen eines Tagebuchs die Grundlage des Forschungsprozesses bildet (Altrichter/Posch 2007, Kap. 2). Auch in einer weiteren Variante des Tagebuchs, in der es zudem Kolleg*innen kritisch kommentieren (Stübig 1995; Casey 2012) ist der Blick weiterhin auf die Bewertung des eigenen Lehrhandelns gerichtet. Berndt/Häcker/Leonhard (2017) lassen die über 30jährige Praxis einer reflexiven Lehrer*innenbildung kritisch Revue passieren. Die Beiträge fragen allgemein danach, in welchem Zusammenhang Praxis und Reflexivität stehen (sollten), und auch konkreter, ob letztere für „Könnerschaft“ überhaupt förderlich sei (Neuweg 2017). Auch in der Hochschullehre wird die Selbstevaluation seit etwas mehr als einer Dekade vermehrt angewandt (Beywl/Bestvater/Friedrichs 2011).

Die Beobachtung des (eigenen) Lehrhandelns zu *nichtevaluativen Forschungszwecken* mittels des Tagebuchs ist ein bisher noch wenig erprobter Ansatz in der Angewandten Hochschulforschung. Als Erhebungsmethode eingesetzt, soll es die Analyse von Lehr-Lern-Verhältnissen, gefasst aus der Perspektive der Lehrenden, in den Blick nehmen. In der Beforschung von Lehrenden überwiegt (bisher) der Fokus auf deren *Lehrhaltungen*, was einer Reflexion *über* die jeweilige Praxis entspricht (vgl. etwa den ZFHE-Schwerpunkt 2013 „Was denken Lehrende *über* Lehre?“ Kordts-Freudinger et al. 2013 [Herv. d.A.]).

Lehren wird entweder etwa quantitativ mit Blick auf die subjektive Lehrmotivation, -zufriedenheit und -bewertung operationalisiert (Stegmüller et al. 2009; Heise/Zaepernick-Rothe 2012; Bloch/Lathan/Würmann 2013; Päuler/Jucks 2013) oder mittels problemzentrierter (Expert*innen-) Interviews untersucht, die meist auf eine Reflexion des eigenen Lehrhandelns durch die Befragten abzielen (Zehntner/Taus/Mallich-Pötz 2013; Kahnert/Krömmelbein 2014; Jütte/Walber/Lobe 2017). Dabei ist nach Trautwein (2013) in der Forschung eine begriffliche Vielfalt zu konstatieren, was je unter *Lehrkonzeptionen* – als Theorien über Lehre – sowie *Lehrüberzeugungen* – als „implizite theories-in-use“ (ebd., S. 11) – gefasst wird. Da es folglich empirischen Forschungsbedarf hinsichtlich des Zusammenhangs von Konzepten über Lehren und der Praxis des Lehrens selbst gibt, sollte der Relation von explizierten Strategien und dem Agieren von Lehrpersonen, das sich etwa in einem Lehrtagebuch dokumentiert, mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden. Darüber hinaus kann Lehre als soziale Praxis verstanden werden, wie

dies auch Rodrian-Pfennig et al. (2014) in ihrem Projekt zur (eigenen) universitären Lehre einfordern. Ihr Ansatz einer „reflexiven Lehrforschung“, der einem „Verständnis von Lehre“ folgt, welches „kontextbezogen ist und Lehr- und Lernverhältnisse in ihrer sozialen Dimension als Kultur(en) begreift“ (ebd. S. 12), dient als Hintergrundfolie einer praxeologischen Erforschung von Lehre. Hier ist die vorliegende Studie situiert, die sich damit auch als Beitrag zu einer noch unterbelichteten, soziologischen Lehrkulturforschung versteht (vgl. Rheinländer 2014, S. 250).

Folglich bietet sich für die Umsetzung der hier eingenommenen Forschungsperspektive die *dokumentarische Methode* an. Diese richtet ihren Fokus auf ‚verborgene‘, habitusspezifische Aspekte des Agierens von Akteur*innen bzw. auf deren *handlungsleitenden Orientierungen* (Bohnsack 2010). Sie sind Teil eines Orientierungsrahmens und konstituieren als *modi operandi* die Praxis. Wird das Lehrhandeln erforscht, geht es nicht um die Ergründung der zweckrationalen Motive einer Lehrperson, also ihrer etwaigen Lehrstrategien, sondern um die Nachzeichnung ihrer impliziten Praktiken. Ihr eigenes Tun ist den Dozierenden vielfach nicht bewusst und gründet auf ihren Lehr-Orientierungen, die in der Methodologie der dokumentarischen Methode nicht als bewusste Lehrüberzeugungen gedacht werden, sondern habitualisiert sind und das Handeln anleiten.

Argumentiert wird somit im Sinne einer von Pierre Bourdieu inspirierten Praxistheorie (Bourdieu 1987). Das Lehrtagebuch zeichnet zwar nicht –wie die Videographie– die Lehrpraxis unmittelbar auf, dennoch dokumentieren sich in der Art und Weise, wie die Notizen das (eigene) Lehren erfassen, die Routinen der Lehrperson. Deren spezifische Lehrpraxis kann insofern über das Lehrtagebuch rekonstruiert werden als dieses einen Zugang zu den lehrbezogenen, handlungsleitenden Orientierungen von Akteur*innen eröffnet. Jene geraten durch andere Erhebungsmethoden, wie dem problemzentrierten und/oder Expert*innen-Interview oder einem quantitativen Forschungsdesign, weniger in den Blick. In der Anlage der Beobachtungsnotizen als Tagebuch bleibt die Erhebung nahe am situativen Kontext, die Lehrperson wird nicht befragt, sondern legt selbst fest, wie sie über ihre Lehre spricht, resp. schreibt. Durch das Forschungsinteresse an den routinisierten Wissensbeständen, die in der Lehre wirksam werden und die einen wesentlichen Aspekt der Lehrpraxis darstellen, begründet sich letztlich die Wahl der dokumentarischen Methode, deren AnalyseEinstellung zwischen impliziten, auch *atheoretisch* genannten, und expliziten, sprich *kommunikativ-generalisierten*, Wissensbeständen differenziert (s. auch Bohnsack 2010, Kap. 3.2.)

Mit der Wahl des Tagebuchs als Methode zur Datenerhebung geht außerdem einher, dass sich nur dem Handeln (m)einer Lehrperson genähert wird, was im Fazit wieder aufgegriffen wird. Die vorliegende Studie ist daher als explorativ zu verstehen und die Ergebnisse sollen insbesondere das Potential des Tagebuchs für die Erforschung von Lehre aufzeigen. Vor deren Darstellung der Ergebnisse werde ich es zunächst von anderen Tagebuch-Formen abgrenzen, die im Kontext von Hochschule eingesetzt werden.

2.2 (M)ein Lehrtagebuch – kein Lern-, sondern ein sehr spezifisches Feld-Forschungstagebuch

Das *Lehr*tagebuch als Erhebungsmethode zielt anders als ein *Lern*tagebuch (Gläser-Zikuda/Hascher 2007; Venn 2011; Rambow et al. 2015) bzw. ein Portfolio mit reflexiven Schreibelementen (Wagner 2012; Paus/Jucks 2013) nicht auf die *Selbstreflexion* der Studierenden bzw. die *Selbstevaluation* von Lehrenden ab, sondern dient im Sinne eines Forschungstagebuchs der *Selbstbeobachtung*. Hier können Parallelen zu autoethnografischen Forschungen gezogen werden (Casey 2012; Pinner 2018; Steiner 2018), welche jedoch – ähnlich wie in der bereits angesprochenen Aktions- bzw. Selbstevaluations-Forschung von (Hochschul-)Lehrenden – eine reflexive Bewertung und Weiterentwicklung des Lehrens im Blick haben. Während im klassischen Forschungstagebuch ganz Verschiedenes, von Persönlichem bis zu konzeptionellen Entwicklungen, im Forschungsverlauf aufgezeichnet wird (vgl. Breuer/Mey/Mruck 2011, S. 438f.), um diese ex post nachvollziehen zu können, ist das *Lehr*tagebuch mit dem Ziel der Datengenerierung eng an den Lehrab- und -verlauf im Semester gekoppelt. Es unterliegt damit einer „zeitlichen Strukturierungslogik“ (vgl. Kunz 2019, S. 35), einem wesentlichen Merkmal von Tagebüchern.

Für diese ebenfalls typisch ist auch die Darstellung aus der Ich-Perspektive, um kenntlich zu machen, dass die aufgezeigte Umsetzung einerseits den wissenschaftlichen Zugang der Verfasserin widerspiegelt und andererseits von spezifischen Rahmenbedingungen abhängt, in denen diese kleine Untersuchung stattfinden konnte. Denn jene stellt letztlich ein Beiprodukt der Projektarbeit dar, in der eine solche Forschung nicht vorgesehen war, so dass Erhebung, Ergebnisauswertung wie auch -darstellung stets unter Zeitdruck stattfanden.

Hinsichtlich der Aufzeichnungen wurde nicht von vornherein festgelegt, was im Fokus der Beobachtung stehen sollte, wie dies etwa in reflexiv-evaluativ angelegten Lehrtagebüchern der Fall ist. Insofern stellt das Lehrtagebuch eine besondere Form eines offenen Forschungstagebuchs (vgl. auch Fischer/Bosse 2010). Es wird hier mit Kunz (in Abgrenzung zu den vielfältigen Diary-Verfahren in der qualitativen Forschung) präziser als „Feld-Forschungstagebuch“ (Kunz 2019, S. 45) bezeichnet. Im Gegensatz zu „klassischen“ ethnografischen Feldnotizen sind die Einträge (im nach hinein reflektiert) nicht allein auf die Beobachtung einer sozialen Interaktion ausgerichtet, denn die Lehrende ist in das Geschehen involviert und ist im Moment der Aufzeichnung sowohl Lehrende als auch Forschende.

„Was eigentlich erfasst wird, wenn ich ein Lehrtagebuch führe“, versuchte ich daher offen zu lassen. Aufgrund der praxistheoretischen Prämisse, dass unser Agieren maßgeblich implizit wirkenden, handlungsleitenden Orientierungen unterliegt, sollte die Selbstbeobachtung möglichst „unüberlegt“ bleiben, also während des Schreibens kein hoher Reflexionsgrad angestrebt werden, um darüber den eigenen Selbstverständlichkeiten (besser) „auf die Spur“ kommen zu können. Allerdings wurde im Vorfeld der Rahmen des Schreibens gesetzt; die erste Aufzeichnung erfolgte vor der ersten Sitzung und dann nach jedem Seminar. Angedacht war zudem, die Einträge sofort im Anschluss an die Veranstaltung zu verfassen, was im Zuge des Semesters teilweise auf einen späteren Zeitpunkt am selben Tag oder gar Tage danach verlegt wurde. Das Seminar lag am zentralen Wochentag der Hochschule und endete zur späten Mittags- und kurz vor der Gremienzeit, womit eine ständige Kollision des Notierens mit einer Pause bzw. weiteren Termi-

nen einher ging. Für das Abfassen der Einträge habe ich mir nicht viel Zeit gelassen und es war stets davon geprägt, dieses „todo“ möglichst schnell zu erledigen, um sich den anderen, eigentlichen Aufgaben der Projektstelle zu widmen. Außerdem wurde ein Zwischenfazit formuliert, das ebenfalls vorab nicht angedacht war.

Bereits an dieser Stelle zeigt sich, dass die Form der Niederschrift über die (möglichen) Ergebnisse mitbestimmt, denn letztlich könnte die Selbstbeobachtung der Lehre auch ganz anders umgesetzt werden. Wenn Streck/Unterkofler/Reinecke-Terner (2013) in ihrer methodischen Reflexion der Schreibpraxen von Beobachtungsprotokollen darauf hinweisen, dass nicht nur das Forschungsdesign (Erkenntnisinteresse, Forschungsfrage, Selbstpositionierung), sondern ebenso die Praxis des zu beobachtenden Feldes die Schreibweise der Forscherin beeinflussen, so zeigt sich in meinem Fall zweierlei. Die „stakkatohaften“ Formulierungen stehen, wie später zu sehen sein wird, für ein pragmatisches Forschungshandeln. In der Entscheidung, die Einträge an den Semester-Ab-/Verlauf zu koppeln, zeigt sich bereits eine wesentliche Eigenschaft der Lehrspirale, nämlich die Prozesshaftigkeit von Lehre (s. Abschnitt 3.3).

Die 16 Aufzeichnungen umfassten je 1-2 DIN-A4-Seiten, wobei zwischen den einzelnen Abschnitten, die meist ein bis drei, bis hin zu 19 Zeilen umfassten, mindestens eine Leerzeile ist. Sie wurden zu Beginn am Laptop verfasst, später auch handschriftlich während der Veranstaltung begonnen (was die co-teaching-Situation ermöglichte), dann anschließend übertragen und ergänzt. Allgemein lässt sich festhalten, dass die unmittelbar im Anschluss an das Seminar erfolgten Beobachtungen eher beschreibend formuliert wurden und damit implizite Wissensbestände der Lehrpraxis stärker zum Ausdruck bringen als die Einträge, die Tage nach dem Seminar angefertigt wurden und sich durch einen argumentativen, abstrahierenden Charakter auszeichnen. Die Interpretation nimmt, um Unterschiede in den Modi des Schreibens herausarbeiten zu können, den Aufzeichnungsstil auch in Hinblick auf nicht korrekte Rechtschreibung, Tippfehler sowie eine von der üblichen Schriftsprache abweichenden Zeichensetzung in den Blick.

2.3 Auswertung des Lehrtagebuchs mit der dokumentarischen Methode

Zur Auswertung wurde eine Textsortentrennung vorgenommen, wie sie basierend auf der Narrationsstrukturanalyse von Fritz Schütze insbesondere in der dokumentarischen Interviewinterpretation (Nohl 2012), aber auch der Dokumentenanalyse (Erne/Bohnsack 2018) angewandt wird. Es musste eine eigene Form der Auswertung gefunden werden, da das Tagebuch innerhalb der dokumentarischen Methode eine bislang noch wenig erprobte Erhebungsmethode darstellt (vgl. Sabisch 2007). Äquivalent zur Textanalyse werden im ersten Schritt der formulierenden Interpretation die Themen in ihrer chronologischen Nennung herausgearbeitet, also dargestellt, was geschrieben wurde. Der nächste Schritt der *reflektierenden Interpretation* arbeitet den Modus des Schreibens heraus, also *wie* die Themen formuliert sind (vgl. zu den Arbeitsschritten Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, Kap. 5.4.5.). Damit werden die zwei Wissens Ebenen unterschieden, nämlich das explizite Wissen *über* die Praxis, das auf argumentative und wertende Weise ausgedrückt wird und das implizite Wissen *der* Praxis, das sich in Erzählungen und Beschreibungen äußert.

Zur Auswahl der zu interpretierenden Einträge wurden zunächst alle gesichtet. Der Einstieg in die Rekonstruktion erfolgte mit zwei Aufzeichnungen, die aufgrund ihrer *Fokussierungsmetaphern* (Bohnsack 2010, S. 137f.) auffielen. Gemeint sind sinnbildliche Ausdrucksweisen, die sich in den verschiedenen Einträgen ähneln und damit in der schriftlichen Form eine spezifische Praxis ausdrücken. Für die fallinterne Kontrastierung wurde dann noch das „Zwischenfazit“, ein Tagebucheintrag in der Weihnachtspause, der nach dem Lesen aller bis dato verfassten Tagebucheinträge formuliert wurde, und die Aufzeichnung der letzten Sitzung hinzugezogen. Die Tagebucheinträge wurden im Sinne einer „genauen Transkription“ lediglich um Zeilennummerierungen ergänzt und sprachlich nicht bereinigt, um die verschiedenen Schreibweisen nachvollziehen zu können. Außerdem wurde der Name des co-Teachers anonymisiert.

2.4 Der Veranstaltungsrahmen – Ein Master-Seminar mit zwei Dozierenden sowie Studierenden aus verschiedenen Studiengängen

Die Aufzeichnungen, die hier die Daten darstellen, beziehen sich auf ein Seminar, das als co-teaching Veranstaltung mit einem Kollegen an der Hochschule Magdeburg-Stendal durchgeführt wurde. Es wurde im Sinne einer agilen und partizipativen Hochschuldidaktik (Arn 2016; Mayrberger 2017) konzipiert, die das Einschwingen auf das gemeinsame Lehr-Lern-Arrangement u.a. darüber ermöglichen soll, dass zu Beginn zwar das Rahmenthema festgelegt wird, dann aber nach zwei dozentischen Inputs in der zweiten und dritten Sitzung die einzelnen Sitzungsthemen von den Studierenden bestimmt werden. (Das Seminar wurde in einem thematisch recht offenen Modul angeboten). Dies erforderte seitens der beiden Lehrenden eine bis dato noch nicht erprobte Flexibilität und den Verzicht auf ‚Wunschhalte‘ sowie ein Sich-Einlassen der Studierenden auf die Mitgestaltung des Seminars. Am vereinbarten Termin (dem „Referatstermin“) schlüpfte jeweils eine kleine Gruppe von Studierenden in die Rolle der Sitzungsleitung, bereitete zu den selbst gewählten Themen einen Input und/oder Material zur gemeinsamen sowie Kleingruppen-Diskussion vor. Am Ende wurde in einer gemeinsamen Feedback-Runde die jeweilige Sitzungsgestaltung wohlwollend kritisiert. Daraus ergab sich eine diskursive Lehr- und Lernatmosphäre. Bei der qualitativen Lehr-Evaluation Teaching Analysis Poll zur Mitte des Semesters (in der studentische Mitarbeiter*innen des Evaluationsbüros die Studierenden in kleinen Gruppen zur bisherigen Veranstaltung befragten) wurden zwar keine größeren Veränderungswünsche, wohl aber der Bedarf geäußert, die Ergebnisse der Sitzung jeweils am Ende zusammen zu fassen, was von den Lehrenden aufgenommen wurde. Die studentische Teilnehmer*innenzahl lag bei ca. 20 und war relativ kontinuierlich im Laufe des Semesters. Sie dünnte nur in den letzten beiden Sitzungen aus. Die gemeinsame Reflexion in der Abschlusssitzung ergab die von den Studierenden und den Dozierenden geteilte Einschätzung, dass man sich im Zuge des Semesters den inhaltlichen Rahmen erarbeitet habe, um nun thematisch „richtig“ einsteigen zu können und folglich ein Anschluss-Seminar spannend wäre.

3 Einige zentrale Ergebnisse: „Das Ping-Pong rahmen“ – Lehrhandeln im Spannungsfeld von Vermittlung und Begleitung

3.1 „*meine gemeinsame atmosphäre!?*“ – die Lehr-Lern-Orientierung der Beteiligung aller

Bei den direkt nach dem Seminar erfolgten Aufzeichnungen, die sprachlich durch klein geschriebene Wörter, zahlreiche Tippfehler sowie unabgeschlossene Sätze auffallen, ist die häufige Verwendung einer beschreibenden Metapher auffällig, wonach ‚das Seminar total gut‘ oder ‚rund lief‘ bzw. ‚durchlief‘. Darin wird eine *handlungsleitende Orientierung* an einem reibungslosen Ab- bzw. Verlauf der Lehrveranstaltung deutlich, was zugleich deren Einschätzung impliziert. Das Pendeln zwischen Beschreiben und Bewerten eigenen und fremden Handelns ist typisch für den sprachlichen Modus der ‚wie abgehackt‘ erscheinenden Tagebucheinträge.

Der folgende Auszug stammt aus der Einstiegsphase des Seminars, in der beide Dozierenden in der 2. sowie 3. Sitzung ihren jeweiligen inhaltlichen Zugang zur Thematik darstellten.

- 1 Das Smeinair lief gut, mein input wurde gut angenommen, es gabe rege nachragen, undv.a. bei
- 2 bildtheorie und ein wenig bei bildinterpretation
- 3
- 4 die hinterbühne war heute wieder relativ stark: vielleicht doch mal drüber sprechen?
- 5 → und dennoch habe ich das gefühl, dass sie immer wieder einhacken
- 6
- 7 [ich habe das gefühl, dass wir den stud. Noch mer in die hanf geben müssne, was sie tun sollen]
- 8
- 9 heute habe ich mehr gesprochena ls thomas, zukünftig muss ichn mich da etwas zurückhalten,
- 10
- 11 ein wenig habe ich sorge, dass es doch ein klassisches referatsseminar wird,
- 12 heir nochmal am 7.11. darauf hinweise, wie ein seminr gestaltet weden kann,
- 13 ideen sammeln für gruppen, die
- 14
- 15
- 16 interaktion zw. allen,
- 17
- 18 bei absprache der referats-gruppen leicht lehrenden/ref-gruppe sprechen: alle anderen schalten ab
- 19 → ich habe ein großes ebdürfnis nach aumeksamkeit, alos das alle sich beteiligen, damit es
- 20 produktiv wird, aber auch weil es mir persönlich wichtig ist, dass man mir zuhört,
- 21
- 22 meine frage im nachhinein → wie schafft mein gemeinsame atmosphäre!?
- 23

Tagebucheintrag 4 (E4)

Im sich hier dokumentierenden Lehrhandeln lässt sich ein wesentlicher Aspekt herausstellen. Das Erfassen und Einschätzen dessen, was im Seminar passiert, bezieht sich insbesondere auf die reale sowie imaginierte Beteiligung der Studierenden sowie auf ein Abschätzen des jeweiligen Redeanteils der beiden Dozierenden. Darauf wird zunächst mit dem Begriff der „Hinterbühne“ (E4, Z. 4) ange-

spielt, welcher aus der Rollentheorie Erving Goffmans stammt, wonach Akteur*innen in der Gesellschaft wie auf einer Theaterbühne spezifische Rollen spielen. Mit dem Begriff der Hinterbühne wird die Sphärentrennung in Darsteller*innen und Zuschauende deutlich, auf welche in lehrbezogenen Kontexten insbesondere in der Schulforschung häufig verwiesen wird. Auffällig ist darüber hinaus die Metapher des „Einhakens“ der Studierenden, welches die Dozentin spürt. Gebräuchlicher wäre hier die Wendung des „Sich-Einklinkens“ wie bei einem Gespräch. Vielmehr jedoch haken sich die Studierenden, aus ihrer Perspektive betrachtet, „immer wieder“ (E4, Z. 5) – wie auf einem Klettersteig – in den ‚inhaltlichen Weg‘ ein, den die Dozierenden markieren und welcher letztlich Sicherheit durch Ankerpunkte bietet. Zugleich ist deren Rollenaufteilung paritätisch angelegt, da die Lehrende konstatiert, heute mehr gesprochen zu haben als ihr Kollege (was jedoch angesichts der Tatsache, dass sie den zentralen Input liefert im Nachhinein nicht verwunderlich ist). An dieser Stelle wird die eigene Zurückhaltung auf den zweiten Dozenten bezogen, in einem späteren Eintrag deutlicher auf die Studierenden.

Eine mit der zukünftigen Gestaltung der Veranstaltung verbundene „Sorge“ der Lehrenden ist diejenige vor einem „klassischen Referatsseminar“ (E4, Z. 11). Was damit im Umkehrschluss gemeint ist, zeigt sich in der folgenden, formal abgesetzten Formulierung „interaktion zw. allen,“ (E4, Z. 16), also ein reger Austausch zwischen allen Anwesenden, dessen *negativer Gegenhorizont* (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 296) anschließend verdeutlicht wird. Wenn die beiden Lehrenden sowie die Studierenden einer entstehenden Arbeitsgruppe miteinander sprechen, schalten „alle anderen“ ab (E4, Z. 18). Die Lehr-Lern-Orientierung an der Beteiligung aller wird mit einem Aufmerksamkeitsbedürfnis der Dozentin begründet, dass sich einerseits auf einen produktiven Austausch der gesamten Gruppe richtet und andererseits auf das eigene Gehört-Werden-Wollen. (Würde die Forschungsfrage auf die Genese des Lehr-Habitus abzielen, könnte Erhebung und Auswertung eines narrativen Interviews nach sozio-biografischen Gründen suchen.) Ein weiterer Aspekt der Lehr-Lern-Orientierung ist die damit zusammenhängende Seminargestaltung, welche in der auf der selbstreflexiven Ebene liegenden Frage zum Ausdruck kommt, wie man „meine gemeinsame atmosphäre!“ (E4, Z. 22) schaffe. Sowohl in der Wortveränderung „eine“ zu „meine“ als auch in der Verwendung von Ausrufe- und Fragezeichen zeigt sich, dass sich die Dozentin die Verantwortung für die Seminarbeteiligung und -stimmung selbst zuschreibt. Sie ist diejenige, der es in der dozentischen (Moderations-)Rolle obliegt, Redebeiträge zu verteilen bzw. das Seminar zu gestalten. Dies wird an anderer Stelle im Tagebuch als „das Ping-Pong rahmen“ (E14, Z. 49) gefasst. Die sich darin abzeichnende seminaristische Arbeitsweise wird metaphorisch mit einem anderen Begriff für den Sport Tischtennis gefasst, der eine eher spielerische, womöglich auch laienhafte Konnotation hat. Interessanterweise fällt die erste Nennung des Begriffs in einem Eintrag, der wahrscheinlich (das ist leider nicht extra vermerkt) ein studentisches Feedback zur Arbeitsgruppe jener Sitzung darstellt: „super strukturiert, ping-pong von Selbstarbeit + Input“ (E7, Z. 14). Hier scheint die Bedeutung der Seminargestaltung zwischen Arbeitsphasen in Kleingruppen und Input auf, weniger die moderierte Diskussion zwischen den Seminarteilnehmenden, was zusammen genommen von der Dozentin als „rahmen“ gefasst wird. Darin deutet sich eine andere Orientierung als die der Studierenden an.

3.2 Gegensätzliche Lehr-Lern-Orientierungen der Dozentin sowie der Studierenden

Die dozentische Relevanzsetzung einer Seminarorganisation, an der sich alle Anwesenden aktiv beteiligen, und die den *positiven Horizont* (Przyborski/Wohlrab-Sahr 2014, S. 296) gegenüber einem ‚typischen‘ Seminar darstellt, bei dem nur die ein Referat haltenden Studierenden sprechen, wird durchkreuzt von einer Lehr-Lern-Orientierung an der Vermittlung von Inhalt. Dies wird in den späteren Aufzeichnungen immer wieder deutlich. Die buchstäblich eingeklammerte Gefühlsbeschreibung, den Studierenden noch „mer in die hanf geben müssne was sie tun sollen“ (E4, Z. 7), stellt eine Orientierung an der Norm dar, ihnen einen Handlungsweg zu offerieren, sie also zu leiten, was als Verpflichtung empfunden wird. In den späteren Einträgen wird dies ähnlich, jedoch weniger als Zwang formuliert (schriftlich nicht in Klammern gesetzt), und das Angebot konkretisiert, nämlich Inhalt „in Form von Texten“ (E5, Z. 7) „an die Hand“ zu geben. Die sich wiederholende metaphorische Beschreibung des „an die Hand geben“ ist eine Redensart dafür, jemanden etwas Nützliches bzw. ein Hilfsmittel zur Verfügung zu stellen, wobei offen bleibt, ob das Gegenüber es annimmt. Zugleich könnte darin eine Verbindung zur Metapher des „an die Hand Nehmens“, wie dies beispielsweise Eltern mit ihren Kinder tun, aufscheinen. Denn bezogen auf den Lehrinhalt wird eine weitere Gefühlsregung als Sorge zu Beginn des Seminars geäußert, die Studierenden nicht ausreichend zu begleiten (E3, Z. 34). Auch fragt sich die Dozentin, ob sie mehr „Input“ geben soll, etwa bei oder nach „Referaten“ (E5, Z. 12; dass hier trotz des Versuchs der Etablierung einer anderen Arbeitsweise, dennoch weiterhin von „Referaten“ gesprochen wird, verweist auf die habitualisierte Praxis, Seminare in Form von Referaten zu organisieren) bzw. formuliert es an anderer Stelle als ein immer wieder aufkommendes subjektives Verlangen danach, mehr Inhalte zu vermitteln.

Der folgende Auszug stammt aus einem Eintrag, der nach einigen Tagen geschrieben wurde, und sich damit in einem deutlich reflexiveren Modus vollzieht, was u.a. die Groß- und Kleinschreibung zum Ausdruck bringt.

35 |
 36 | ich habe ständig das Bedürfnis, den Studierenden noch mehr Input zu geben, in Form von Literatur
 37 | bzw. theoretischen Überlegungen
 38 |
 39 | auch muss ich mich im Seminar ständig zurückhalten, mich nicht mehr einzubringen, vor allem aus
 40 | dem Wissen heraus, dass manche Stud. sich mehr Input von Seiten der Dozierenden wünschen,
 41 | manchmal fühlt es sich wie ein Spagat an,

Tagebucheintrag 6 (Auszug, um Zeilennummerierung ergänzt)

In diesem Abschnitt wird nicht nur ‚Vermittlungsbedürfnis‘ als solches, sondern das eigene Handeln im Seminar vielmehr als eine selbst auferlegte Zurückhaltung, sich „nicht mehr einzubringen“ (E6, Z. 39), beschrieben. Dass sich trotz des Wissens um die Bedürfnisse einiger Studierender nach (mehr) Vermittlung von Inhalten durch die Lehrenden im eigenen Redeanteil ‚beherrscht‘ wird, kann als Paradoxon bezeichnet werden. Als ein Zwischenresümee wird die Metapher des „Spagats“ ein zweites Mal verwendet, welche einige Zeilen vorher als „Spagat zwischen Wissensvermittlung und studentischer Selbstaneignung“ (E6, Z. 22-23) benannt wird. Darin zeigt sich, homolog zu den sich abwechselnden Modi von Beschreibung und Bewertung des eigenen Handelns, ein Hin und Her zwischen zwei

Lehr-Lern-Orientierungen, die des Anbietens von Inhalten bzw. der Vermittlung von Wissen einerseits und die der Begleitung studentischen Lernens durch die Eröffnung eines diskursiven Raums andererseits. Sie erscheinen hier als gegensätzlich. Die Pendelbewegung drückt sich ebenfalls in der beobachteten Organisation der Interaktion in der Lehrveranstaltung aus, bei der die Lehrperson zwischen einer Gleichverteilung der Redebeiträge („Interaktion zwischen allen“) und eigener Diskurshoheit („heute habe ich mehr gesprochen als mein Kollege“) schwankt (vgl. Eintrag 4). Die Dozentin findet sich, so ließe es sich formulieren, im *Spannungsverhältnis* von Lehren und Lernen wieder. Dabei trifft ihre Lehrhaltung auf heterogene studentische Lernperspektiven, die insbesondere im (fach-)hochschulischen Kontext zu finden sind (Bertholt/Leichsenring 2012; Pastermack/Wielepp 2013). Sie umfassen unterschiedliche Rollenvorstellungen über die Lehrenden und oszillieren zwischen berufsbezogener und akademischer Orientierung im Studium. Die Perspektivenvielfalt von Lehrenden und Studierenden am Campus und die sich daraus ergebenden Spannungen waren auch Ergebnis einer evaluativen Begleitforschung zu einem an der Hochschule etablierten Reflexionsformat (Kanter/Jürisch/Mey 2019).

Im vorliegenden Fall äußert sich dies nicht nur in zwei sich widersprechenden Lehr-Lern-Orientierungen der Dozentin, sondern ebenso in einer subtilen, habituellen Diskrepanz gegenüber einer Gruppe von Studierenden, die ihren Termin zum Ende des Seminars hatte und welche nur teilweise die Sitzungsgestaltung, wie sie sich bis dahin etabliert hatte, übernahm. Im Tagebuchausschnitt wird diese Sitzung kritisiert.

12

13 Ich fand die sitzung zwischenzeitlich bzw. vor allem zu beginn etwas schleppende, den einstieg
 14 darüber zu gehen, wie sich der titel geändert hat, fand ich gut, weil er ja den arbeitsprozess aufzeigt,
 15 allgemein war aber der humor etwas überstrapaziert, ich hätte gerne mehr gesehen und gelacht, aber
 16 natürlich acht sich die gruppe an den bisherigen sitzung orientiert, das finde ich läuft gut, freier
 17 einstieg, dann wechsel input, dann fragen ins plenum zum nachdenken, dann wieder material,
 18 diesmla keine gruppenarbeit, aber wir als seminar legten ja wert auf fazit, dem wir dieses mal gut
 19 nachgekommen sind,

Tagebucheintrag 12

Zunächst scheint wieder die Lehr-Lern-Orientierung an einem reibungslosen Ab-/Verlauf auf (s. Abschnitt 3.1). Die Bewertung des „schleppenden“ Sitzungsverlaufs bzw. ihrer Gestaltung geht mit fachdidaktischen Beobachtungen einher. Der Seminarbeginn wird als „Einstieg“ (E12, Z. 13), also mit einer weiteren Weg-Metapher, beschrieben, in dem die Studierenden das sich verändernde Sitzungsthema (was mit „Titel“ gemeint ist vgl. E12, Z.13, 14) dargestellt haben. Da es in dieser Präsentation um „Humor“ ging, moniert die Dozentin, dass sie gerne „mehr gesehen und gelacht“ hätte. Sie schränkt ihre Kritik an der Arbeitsgruppe zugleich ein, indem sie dieser konstatiert, sich an den bisherigen Sitzungen orientiert zu haben. Im Folgenden wird die bisher typische Seminargestaltung für „gut laufend“ befunden. Sie umfasst einen assoziativen Beginn, Vortragsteil mit Fragen in die Runde, Materialbearbeitung in der Kleingruppe und einer gemeinsamen Bilanz (nach der TAP-Evaluation eine Kombination aus Feedback zur Sitzungsgestaltung und Zusammenfassung der Seminarinhalte). In der hier beschriebenen Sitzung fand die Kleingruppenarbeitsphase nicht statt, was sehr impliziert kritisiert wird, indem mit der Aussage „aber wir als seminar legten ja wert auf fazit“ (E12, Z. 18) angeschlossen wird. Das Seminar wird zu einem „Wir“ gefasst, dass der etablierten Struktur folgt und darin insbesondere dem Fazit Bedeutung zuschreibt. Von die-

sem wird diese studentische Gruppe durch die Konjunktion „aber“ subtil abgegrenzt. Weiterhin wurde zu Beginn dieses Tagebuchseintrags diesen Studierenden Unsicherheit unterstellt, die sich, so die Notiz, darin äußere, dass die Gruppe die zwei Lehrenden fragte, wann jene die Sitzung eröffnen. In den vorherigen Sitzungen hatten das die Studierenden „automatisch“ gemacht, ohne dass dies vorab von Seiten der Dozent*innen thematisiert worden war. Womöglich zeigt sich in dieser anderen Praxis der Sitzungseröffnung eine andere Lernweise? (Eine Videographie würde diese feinen habituellen Differenzen zwischen den Lehrenden und jener Arbeitsgruppe womöglich besser aufzeigen können).

Die Interpretation der bisherigen Einträge bezog sich auf die Beobachtung der Organisation der Seminargestaltung, die einzelne Aspekte wie den Beginn einer Sitzung oder die Verteilung der Redebeiträge ebenso umfasst wie die Gesamtstruktur, die in diesem Seminar erst entwickelt werden musste, da es vorab keine festgezurrte Semesterplanung seitens der Dozierenden gab (s. Abschnitt 2.4). Darin zeigt sich eine semesterbezogene Grundstruktur von Lehre, was zwar an sich keine neue Erkenntnis ist, aber dennoch eine Prozesshaftigkeit offenbart, die als ein letzter Aspekt des hier rekonstruierten Lehrhandelns nur kurz angedeutet werden soll.

3.3 Die Lehrspirale

Betrachtet man die Tagebucheinträge übergreifend lässt sich aus ihnen eine sich reproduzierende Lehrpraxis rekonstruieren, die sich in mehrere Dimensionen aufzähert, die spiralförmig ineinander übergehen (s. Abb. 1).

Abb. 1: Die Lehrspirale (eigenes Schaubild)



Lehren umfasst die Vorbereitung der Veranstaltung vor Semesterbeginn und vor der jeweiligen Sitzung. Die Sitzung kann in ihrem *Ablauf* zwar geplant werden, jedoch ist der eigentliche *Verlauf* – gewissermaßen der Kern des Handelns – nicht vorherzusehen. Dies hängt etwa von der (aktuellen) Gruppenzusammensetzung und der Beteiligung der Studierenden ab, oder auch davon, ob dozentische und studentische Lehr- und Lernorientierungen in Einklang gebracht werden können. Die zum Sitzungsende gezogene Bilanz kann in die kommende Sitzung einfließen und das Resümee zu Semesterende leitet in die Gestaltung künftiger Lehrveranstaltungen über. Die hier am Einzelfall rekonstruierte Lehrspirale umfasst nicht nur die Durchführung der spezifischen Einzelsitzung als Teil einer kontextspezifischen Lehrveranstaltung, sondern gründet zugleich auf den Lehr-Lern-Orientierungen der Lehrperson, die sich im Laufe ihrer Berufspraxis habitualisiert hat und mit jedem Lehreinsatz reproduziert wird. Sie werden als ein Teil ihres auch wissenschaftlichen Habitus in dieser einen sowie allen nachfolgenden Lehrveranstaltungen, in Abhängigkeit vom jeweiligen Format, wirksam. Insofern rekonfiguriert sich die Lehr-Lern-Orientierung im Lehr-Prozess.

4 Das (begrenzte) Potential des Lehrtagebuchs als Erhebungsmethode und einige Ergebnisse für die Angewandte Hochschulforschung

Lehrtagebücher können nicht nur der Selbstreflexion dienen. Als Erhebungsmethode der Angewandten Hochschulforschung ermöglichen sie einen Zugang zu der sich in ihnen dokumentierenden Praxis bzw. handlungsleitenden Orientierungen von Lehrpersonen, dessen Analyse – jenseits von Ansprüchen an deren Kompetenzentwicklung – grundlagentheoretische Erkenntnisse über Hochschullehre generieren kann. In der explorativen Einzelfallstudie wurde herausgearbeitet, dass sich widersprüchliche Lehr- und Lernorientierungen im rekonstruierten Lehrhandeln der Dozentin zeigen. Die Interpretation der Tagebucheinträge bringt ans Tageslicht, dass die Beteiligung aller im Gegensatz zur dozentischen Diskursshoheit steht, genauso wie die studentische Wissensaneignung als gegensätzlich zum Anbieten bzw. die Vermittlung von Inhalten beschrieben wird. Weiterhin trifft die Lehrperson auf verschiedene studentische Lernweisen, die nicht immer in Einklang mit ihrem Lehrhandeln zu bringen sind. Allerdings sind nicht allein solche habituellen Diskrepanzen in den Aufzeichnungen des Lehrtagebuchs zu finden. Denn es beinhaltet neben didaktisch-dozentischen Beobachtungen auch die Orientierung am eigenen Forschungsinteresse, methodologische Überlegungen zum Lehrtagebuch oder etwa Beschreibungen der persönlichen Befindlichkeit.

Was ist also damit gewonnen, Lehre auf diese Weise zu erforschen? Vertiefende Erkenntnisse über die Komplexität von Lehrpraktiken können selbstverständlich nur über den Vergleich der Lehrtagebücher mehrerer Lehrpersonen generiert werden. Der Fokus ließe sich dabei auf Gemeinsamkeiten und Unterschieden jenseits expliziter Konzeptionen von bzw. Theorien über Lehre sowie impliziter Lehr- und Lern-Überzeugungen auf die *modi operandi* des Lehrens und der sich darin dokumentierenden Lehr- und Lernorientierungen richten. Ein geeignetes *theoretical sampling* würde womöglich nicht nur nach differenten Lehr-Lern-Orien-

tierungen in Abhängigkeit von institutioneller Anbindung, Fachkultur oder Erfahrungshintergründen wie Geschlecht und Generation (vgl. Schaeper 2008; Egger 2012) suchen, sondern die auf der Mikroebene wirksamen, heterogenen Handlungsweisen und -dilemmata in den jeweiligen Lehrpraktiken erarbeiten. Anwendungsorientiert gedacht wäre dann für die Entwicklung von Lehrkompetenz, mit Wegner/Nückles (2012) gesprochen, womöglich grundsätzlich zu akzeptieren, dass die „Antinomien des Lehrens“ (Wegner/Nückles, S. 70) nicht auflösbar sind. Vielmehr ginge es darum, dass Lehrende ihre gegensätzlichen Ziele –ich würde hier wieder eher von Lehr-Lern-Orientierungen sprechen –klug gegeneinander austarieren.

Lehre ist zwar eingebettet in hochschulische und individuelle Strukturen, zugleich erscheint sie insbesondere im Bild der Lehrspirale als ein sich stets reproduzierender Prozess, was für die Angewandte Hochschulforschung ebenfalls von Interesse sein könnte. Dort wird in neueren Studien zur Lehrkompetenzentwicklung die Abkehr vom Phasenmodell (Nissler 2018) diskutiert und, empirisch gesättigt, Lehrkompetenz als ein komplexes Zusammenspiel der drei Ebenen Lehr-Lern-Philosophie, Handlungsstrategien sowie Kontextwissen modelliert (vgl. Trautwein/Merkt 2012, S. 91). Das eigentliche Lehrhandeln, wofür nach Trautwein/Merkt Lehr- und Lernüberzeugungen besonders bedeutsam sind, betrachten sie als Zusammenwirken von Lehrkompetenz und situativen Faktoren. Außerdem weisen sie auf die „Veränderungsresistenz“ von Lehr-Lern-Überzeugungen hin, die nur „durch gezielte Feedback- und Reflexionsprozesse aufgebrochen werden“ kann (ebd., S. 92). Auch in Anbetracht der Diskussion in der Lehrer*innenbildung, ob Reflexion tatsächlich die Praxis verbessert (Berndt/Häcker/Leonhard 2017), ist zu überlegen, ob ein Veränderungspotential womöglich darin liegt, die Dozent*innen zu animieren, Seminar- und Sitzungsabläufe einmal ganz anders – entgegen ihrer routinisierten Handlungsweisen – zu gestalten. Dafür wäre eine co-Teaching-Situation ein guter Ausgangspunkt.

Anmerkungen

- 1 Der Beitrag entstand im Teilprojekt „Inhousefortbildung und Lehrweiterentwicklung“ an der Hochschule Magdeburg- Stendal im Rahmen des hochschulweiten „Qualität 2“-Projekts
<https://www.hs-magdeburg.de/hochschule/fachbereiche/angewandte-humanwissenschaften/forschung/teilprojekt-inhouse-fortbildung-und-lehrweiterentwicklung.html> (17. September 2019).
- 2 Weitere Ansätze zur Lehrreflexion, auch des eigenen Habitus sind etwa das Video (Rothe 2013, Steinhardt 2016).
- 3 Vgl. <https://www.hs-magdeburg.de/hochschule/portrait/qualitaetsmanagement/zentrale-lehrevaluation.html> (07. Oktober 2019).
- 4 Da ich mich hier selbst interpretiere weiß ich, dass ich „einhalen“ und nicht „einhalten“ meinte, es sich also um einen Rechtschreibfehler handelt.
- 5 Die Formel wird seit dem Mittelalter verwendet:
https://www.redensarten-index.de/suche.php?suchbegriff=~jemandem%20etwas%20an%20die%20Hand%20geben&bool=relevanz&suchspalte%5B%5D=rart_ou (17. September 2019).

Literatur

- Altrichter, H./Posch, P. (2007): *Lehrerinnen und Lehrer erforschen ihren Unterricht. Unterrichtsentwicklung und Unterrichtsevaluation durch Aktionsforschung*. 4. Auflage Bad Heilbrunn.
- Arn, C. (2016): *Agile Hochschuldidaktik*. Weinheim.
- Barr, R.B./Tagg, J. (1995): From Teaching to Learning—A New Paradigm for Undergraduate Education. In: *Change*, 27. Jg., H. 6, S. 13–25.
- Berndt, C./Häcker, T./Leonhard, T. (2017): *Reflexive Lehrerbildung revisited. Traditionen – Zugänge – Perspektiven*. Bad Heilbrunn.
- Berthold, C./Leichsenring, H. (Hrsg.) (2012): *Diversity Report. Der Gesamtbericht (A1–D3)*, Gütersloh.
- Beywl, W./Bestvater, H./Friedrich, V. (2011): *Selbstevaluation in der Lehre. Ein Wegweiser für sichtbares Lernen und besseres Lehren*. Münster/New York/München/Berlin.
- Bloch, R./Lathan, M./Würmann, C. (2013): Trotz allem zufrieden mit der Lehre. Subjektive Lage und Haltung der Lehrenden an Universitäten. In: *Zeitschrift für Hochschulentwicklung*, 8. Jg., H. 3, S. 42–58. <https://doi.org/10.3217/zfhe-8-03/05>
- Bohnsack, R. (2010): *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden*. 8. Auflage Opladen/Farmington Hills.
- Boutet, I./Vandette, M./Valiquette-Tessier, S. (2017): Evaluating the Implementation and Effectiveness of Reflection Writing. In: *The Canadian Journal for the Scholarship of Teaching and Learning*, 8. Jg., H. 1, Art. 8. <https://doi.org/10.5206/cjsotl-rcacea.2017.1.8>
- Bräuer, G. (2014): *Das Portfolio als Reflexionsmedium für Lehrende und Studierende*. 2. Auflage Opladen/Toronto. <https://doi.org/10.12795/mAGAzin.2015.i23.09>
- Breuer, F./Mey, G./Mruck, K. (2011): Subjektivität und Selbst-/Reflexivität in der Grounded-Theory-Methodologie. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Grounded Theory Reader*. 2. Auflage Wiesbaden, S. 427–448. https://doi.org/10.1007/978-3-531-93318-4_19
- Bourdieu, P. (1987): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a.M.
- Casey, A. (2012): A self-study using action research: changing site expectations and practice stereotypes. In: *Educational Action Research*, 20. Jg., H. 2., S. 219–232. <https://doi.org/10.1080/09650792.2012.676287>
- Dinsleder, C. (2012): Die Herausbildung von professionellen Selbstverständnissen bei Hochschullehrenden. Fallstudien zur Entwicklung von Lehrdispositionen in der Berufsbiographie. In: Egger, R./Merkt, M. (Hrsg.): *Lernwelt Universität. Entwicklung von Lehrkompetenz in der Hochschullehre*. Wiesbaden, S. 101–123. <https://doi.org/10.1007/978-3-53118941-37>
- Egger, R. (2012): Sozialisationsbedingungen von ForscherInnen in universitären Lehrräumen. In: Egger, R./Merkt, M. (Hrsg.): *Lernwelt Universität. Entwicklung von Lehrkompetenz in der Hochschullehre*. Wiesbaden, S. 29–44. https://doi.org/10.1007/978-3-531-18941-3_3
- Erne, J./Bohnsack, R. (2018): Die Psychoanalytische Sozialarbeit im Blick auf ihre Akten. Eine dokumentarische Aktenanalyse. In: Bohnsack, R./Kubisch, S./Streblov-Poser, C. (Hrsg.): *Soziale Arbeit und Dokumentarische Methode*. Opladen/Toronto, S. 237–257. <https://doi.org/10.2307/j.ctvddzsj.13>
- Fischer, D./Bosse, D. (2010): Das Tagebuch als Lern- und Forschungsinstrument. In: Friebertshäuser, B./Langer, A./Prenzel, A. (Hrsg.): *Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. 3. Auflage München, S. 871–886.
- Gallego, M. (2014): Professional development of graduate teaching assistants in faculty-like positions: Fostering reflective practices through reflective teaching journals. In: *Journal of the Scholarship of Teaching and Learning*, 14. Jg., H. 2, S. 96–110. <https://doi.org/10.14434/josotl.v14i2.4218>

- Gläser-Zikuda, M./Hascher, T. (Hrsg.) (2007): Lernprozesse dokumentieren, reflektieren und beurteilen. Lerntagebuch und Portfolio in Bildungsforschung und Bildungspraxis. Bad Heilbrunn.
- Heise, E./Zaepernick-Rothe, U. (2012): Zufriedenheit von Lehrenden an deutschen Universitäten mit ihrer Lehrtätigkeit. In: Becker, F.G./Krücken, G./Wild, E. (Hrsg.): Gute Lehre in der Hochschullehre. Wirkungen von Anreizen, Kontextbedingungen und Reformen. Bielefeld, S.115–135.
- Jütte, W./Walber, M./Lobe, C. (2017): Das Neue in der Hochschullehre: Lehrinnovationen aus der Perspektive der hochschulbezogenen Lehr-Lern-Forschung. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-13777-9>
- Kahnert, D./Krömmelbein, S. (2014): Lehrpraxis aus Sicht der Dozent_innen – Ziele, Methoden und Erfahrungen. In: Rodrian-Pfennig, M./Reitz, S./Krömmelbein, S./Heitz, S./Bürgin, J. (Hrsg.) (2014): Reflexive Lehrforschung an der Hochschule. Partizipations-, Forschungs- und Praxisorientierung in sozialwissenschaftlichen Lehr-/Lernverhältnissen. Opladen/Berlin/Toronto, S. 107–144. <https://doi.org/10.2307/j.ctvdf07kn.8>
- Kanter, H./Jürisch, M./Mey, G. (2019): Das Spannungsfeld von Lehre und Lernen gestalten. Ergebnisse einer Begleitstudie und Überlegungen zu einer partizipativ-agilen Hochschuldidaktik. In: die hochschullehre, 5. Jg. H. 1, S. 607–624. http://www.hochschullehre.org/wp-content/files/die_hochschullehre_2019_Kanter_et_al_Spannungsfelder.pdf (10. März 2020)
- Kreft, A. (2018): „Beobachtung ist immer eine sehr reiche Quelle [für das] Lernen“ – Einstellungen von Studierenden zum Einsatz von Unterrichtsvideografien zur Förderung der professionellen Wahrnehmung kommunikativer Kompetenzen im Englischunterricht. In: die hochschullehre, 4. Jg., H. 1.
- Kordts-Freudinger, R./Al-Kabbani, D./Urban, D./Zenker, T./Schaper, N. (2013): Editorial: Was denken Lehrende über Lehre? Themenschwerpunkt. In: Zeitschrift für Hochschulentwicklung, 8. Jg., H. 3, S. 1–5. <https://doi.org/10.3217/zfhe-8-03/01>
- Kunz, A.M. (2019): Einführung in Diary-Verfahren. Theorie und Praxis in qualitativer Forschung. Weinheim.
- Lai, G./Calandra, B. (2007): Using online scaffolds to enhance preservice teachers' reflective journal writing: A qualitative analysis. In: International Journal of Technology in Teaching and Learning, 3. Jg., H. 3, S. 66–81.
- Mayrberger, K. (2017): Partizipatives Lernen in der Online-Lehre – Anspruch, Konzept und Ausblick. In: Griesehop, H.R./Bauer, E. (Hrsg.): Lehren und Lernen online. Lehr- und Lernerfahrungen im Kontext akademischer Online-Lehre. Wiesbaden, S. 109–129. https://doi.org/10.1007/978-3-658-15797-5_6
- Neuweg, G.-H. (2017): Herrlich unreflektiert. Warum Könner weniger denken. In: Berndt, C./Häcker, T./Leonhard, T. (Hrsg.): Reflexive Lehrerbildung revisited. Traditionen – Zugänge – Perspektiven. Bad Heilbrunn, S. 89–101.
- Nissler, A. (2018): Lernprozesse Hochschullehrender. Der Beitrag von Lehrkonzeptionen, Selbstwirksamkeitserwartung und Feedback zur Qualität in der Lehre. In: Szcyrba, B./Schaper, N. (Hrsg.): Forschungsformate zur evidenzbasierten Fundierung hochschuldidaktischen Handelns. Köln, S. 41–72.
- Nohl, A.-M. (2012) [2006]: Interview und dokumentarische Methode – Anleitungen für die Forschungspraxis. 4. Auflage Wiesbaden.
- Numrich, Carol (1996): On Becoming a Language Teacher: Insights from Diary Studies. In: TESOL Quarterly, 30. Jg., H. 1, S. 131–153. <https://doi.org/10.2307/3587610>
- Pasternack, P./Wielepp, F. (2013): Der Umgang mit zunehmender Heterogenität der Studierenden. In: Pasternack, P. (Hrsg.): HoF-Handreichungen. In: 2. Beiheft „die hochschule“, S. 66–70.
- Päuler, L./Jucks, R. (2013): Direkt erfragt: die Messung von Lehrorientierungen per Fragebogen mit offenem Antwortformat. In: Zeitschrift für Hochschulentwicklung, 8. Jg., H. 1, S. 95–109. <https://doi.org/10.3217/zfhe-8-03/09>

- Paus, E./Jucks, R. (2013): Reflexives Schreiben an der Schnittstelle von Ausbildungswissen und Praxiserfahrungen. In: *Zeitschrift für Hochschulentwicklung*, 8. Jg., H. 1, S. 124–134.
- Platzer, H./Snelling, J./Blake, D. (1997): Promoting Reflective Practitioners in Nursing: a review of theoretical models and research into the use of diaries and journals to facilitate reflection. In: *Teaching in Higher Education*, 2. Jg., H. 2, S. 103–121.
<https://doi.org/10.1080/1356251970020202>
- Pinner, R.S. (2018): Re-learning from experience: using autoethnography for teacher development. In: *Educational Action Research*, 26. Jg., H. 1, S. 91–105.
<https://doi.org/10.1080/09650792.2017.1310665>
- Przyborski, A./Wohrab-Sahr, M. (2014): *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. 4. Auflage München. <https://doi.org/10.1524/9783486719550>
- Rambow, R./Nückles, M./Hübner, S./Renkl, A. (2015): Die Verwendung von Lerntagebüchern zur Förderung des selbstregulierten Lernens. *Hochschuldidaktik – Beiträge und Empfehlungen des FBZHL der FAU Erlangen/Nürnberg*.
- Rheinländer, K. (2014). Wie sehen Hochschullehrende die Studierenden? Praktiken sozialer Sensibilität. In: Sander, T. (Hrsg.): *Habitussensibilität. Eine neue Anforderung an professionelles Handeln*. Wiesbaden, S. 247–278.
https://doi.org/10.1007/978-3-658-06887-5_11
- Rodrian-Pfennig, M./Reitz, S./Krömmelbein, S./Heitz, S./Bürgin, J. (Hrsg.) (2014): *Reflexive Lehrforschung an der Hochschule. Partizipations-, Forschungs- und Praxisorientierung in sozialwissenschaftlichen Lehr-/Lernverhältnissen*. Opladen/Berlin/Toronto.
<https://doi.org/10.2307/j.ctvdf07kn>
- Rothe, T. (2013): Reflexion des Lehrverhaltens – Analyse eines hochschuldidaktischen Angebots. In: *Zeitschrift für Hochschulentwicklung*, 8. Jg., H. 3, S. 125–133.
<https://doi.org/10.3217/zfhe-8-03/11>
- Sabisch, S. (2007): *Inszenierung der Suche. Vom Sichtbarwerden ästhetischer Erfahrung im Tagebuch. Entwurf einer wissenschaftskritischen Grafieforschung*. Bielefeld.
<https://doi.org/10.14361/9783839406564>
- Schaepfer, H. (2008): *Lehr-/Lernkulturen und Kompetenzentwicklung: Was Studierende lernen, was Lehrende lehren und wie beides miteinander zusammenhängt*. In: Zimmermann, K./Kamphans, M./Metz-Göckel, S. (Hrsg.): *Perspektiven der Hochschulforschung*. Wiesbaden, S. 197–213. https://doi.org/10.1007/978-3-531-90827-4_12
- Schön, D.A. (1987): *Educating the Reflective Practitioner: Toward a new design for teaching and learning in the professions*. San Francisco.
- Soehadi, G. (2007): In *Becoming EFL Writing Teacher: a Diary Study*. In: *K@ta*, 9. Jg., H. 2, S. 141–157. <https://doi.org/10.9744/kata.9.2.141-157>
- Stegmüller R./Tadsen, W.-N./Becker F.G./Wild, E. (2009): Die Lehrmotivation von Professorinnen und Professoren – Befunde zu ihrer Ausprägung und ihren Bedingungen. In: Becker, F.G./Krücken, G./Wild, E. (Hrsg.): *Gute Lehre in der Hochschullehre. Wirkungen von Anreizen, Kontextbedingungen und Reformen*. Bielefeld, S. 137–157.
- Steiner, S. (2018): *How Using Autoethnography Improved My Teaching*. In: *The Scholarly Teacher*. <https://www.scholarlyteacher.com/post/autoethnography-to-improve-teaching> (27. September 2019).
- Steinhardt, I. (2016): Habitussensibilisierung durch Videoanalysen von Lehramtsstudierenden. In: *Zeitschrift für Hochschulentwicklung*, 11. Jg., H. 1, S. 225–237.
<https://doi.org/10.3217/zfhe-11-01/13>
- Streck, R./Unterkofler, U./Reinecke-Terner, A. (2013): Das „Fremdwerden“ eigener Beobachtungsprotokolle – Rekonstruktionen von Schreibpraxen als methodische Reflexion. In: *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 14. Jg., H. 1, Art. 16.
- Stübig, F. (1995): *Schulalltag und Lehrerinnenbewußtsein: das Tagebuch einer Lehrerin und seine Reflexion im Gespräch mit Birke Mersmann*. Weinheim/Basel.
- Trautwein, C. (2013): *Lehrebezogene Überzeugungen und Konzeptionen – eine konzeptuelle Landkarte*. In: *Zeitschrift für Hochschulentwicklung*, 8. Jg., H. 3, S. 1–14.
<https://doi.org/10.3217/zfhe-8-03/02>

- Trautwein, C./Merkt, M. (2012): Zur Lehre befähigt? Akademische Lehrkompetenz darstellen und einschätzen. In: Egger, R./Merkt, M. (Hrsg.): *Lernwelt Universität. Entwicklung von Lehrkompetenz in der Hochschullehre*. Wiesbaden, S. 83–96.
https://doi.org/10.1007/978-3-531-18941-3_6
- Venn, M. (2011): *Lerntagebücher in der Hochschule*. In: *Journal Hochschuldidaktik*, 22. Jg., H. 1, S. 9–12.
- Wagner, D. (2012): Institutionelle Verankerung von Lehrportfolios an Universitäten. Eine Übersicht. In: Egger, R./Merkt, M. (Hrsg.): *Lernwelt Universität Entwicklung von Lehrkompetenz in der Hochschullehre*. Wiesbaden, S. 193–207.
https://doi.org/10.1007/978-3-531-18941-3_11
- Wegner, E./Nückles, M. (2012): Mit Widersprüchen umgehen lernen: Reflektiertes Entscheiden als hochschuldidaktische Kompetenz. In: Egger, R./ Merkt, M. (Hrsg.): *Lernwelt Universität. Entwicklung von Lehrkompetenz in der Hochschullehre*. Wiesbaden, S. 63C81. https://doi.org/10.1007/978-3-531-18941-3_5
- Welbers, U./Gaus, O./Wagner, B. (Hrsg.) (2005): *The Shift from Teaching to Learning. Konstruktionsbedingungen eines Ideals. Für Johannes Wildt zum 60. Geburtstag*. Bielefeld.
- Zehntner, M./Taus, L./Mallich-Pötz, K. (2013): Kompetenzen, Einstellungen, Rahmenbedingungen: Stück für Stück zu guter Lehre! In: *Zeitschrift für Hochschulentwicklung*, 8. Jg., H. 3., S. 70–81.

Rezensionen

Susanne Siebholz

Leila Akremi/Nina Baur/Hubert Knoblauch/Boris Traue (Hrsg.): Handbuch Interpretativ forschen. Weinheim und München: Beltz Juventa 2018, 962 S., ISBN: 978-3-7799-3126-3, 49,95 €

1 Einleitung

Was verspricht, worauf fokussiert ein Handbuch, das überschrieben ist mit „Interpretativ forschen“? Eine Tätigkeit als Titel – das könnte Handlungsanweisungen ankündigen oder aber eine genauere Betrachtung dieser Tätigkeit. So oder so ginge es wohl um die Auseinandersetzung mit einem Vollzug. Wäre eine weiterführende Interpretation des Titels sicher interessant, ist doch der Blick in dieses umfangreiche Werk hinein hier interessanter.

Ich schicke es vorweg und gebe offen zu: Ich habe mehr als einmal sehr grundlegend gezweifelt, ob ich die vorliegende Rezension zu Ende schreibe und einreiche. Die Fallhöhe erschien mir wiederholt als zu schwindelerregend. Wenn sie nun veröffentlicht ist, dann deswegen, weil ich davon ausgehend die Entscheidung getroffen habe: Es kann und wird mir im Folgenden nicht darum gehen, das „Handbuch Interpretativ forschen“ einzuschätzen oder einzuordnen. Das wäre anmaßend angesichts von rund eintausend Seiten und angesichts der Disziplingrenze, die ich mit der Lektüre zu meist überschreite. Vielmehr werde ich

meine Beobachtungen und Lektüreeindrücke auf dem Weg der Beschäftigung mit diesem umfangreichen Werk formulieren.

Ich möchte dafür kurz die Position voranstellen, von der aus ich es lese: die einer soziologisch interessierten und inspirierten sowie in einigen soziologischen Teilgebieten informierten Erziehungswissenschaftlerin mit starkem Interesse an methodologischen Fragen. Als solche las ich die Ankündigung des Handbuchs, las ich das Inhaltsverzeichnis – und übernahm recht spontan und etwas naiv diese Besprechung, und dies aus einem schlichten Grund: Mein Interesse war sofort geweckt. Naiv war diese Entscheidung angesichts des Umfangs des Buches und angesichts dessen, dass ich mich hier von meiner beschriebenen Position aus weit auf das Terrain der Soziologie vorwage. In diesem Band sind – so zeigt der Blick auf den Buchdeckel wie in das Autor*innenverzeichnis – in erster Linie Soziolog*innen versammelt, und auch bereits die ersten Seiten des einleitenden Beitrags der Herausgeber*innen verankern den Band fest in der Soziologie. Damit geht also einher, dass ich über dieses Handbuch aus einer disziplinären Außenperspektive nachdenke. Auf gemeinsamem Grund bewege ich mich dagegen insoweit, dass ich den theoretischen Standpunkt des interpretativen Paradigmas in der Sozialforschung teile.

Was war es nun, das mich an dem vorliegenden Handbuch einlud, mich auf dieses Wagnis einzulassen? Zunächst einmal nimmt es, erstens, das Thema „Interpretativ forschen“ in einer beeindruckenden

Breite in den Blick. Besonders hervor sticht dabei zweitens, dass mit einem eigenen Teil zur Interpretativität in der quantitativen Forschung die Brücke zwischen weiterhin häufig disparat verhandelten Methodologien (vgl. zur qualitativen Forschung Flick/Kardorff/Steinke 2015, Bohnsack 2014, zur quantitativen Forschung Häder 2019; vgl. aber demgegenüber den umfassenden Anspruch bei Baur/Blasius 2019 sowie die deutlich stärkere Berücksichtigung qualitativer Forschung in den jeweiligen Neuaufgaben bei Döring/Bortz 2016 und Kromrey/Roose/Strübing 2016) geschlagen wird. Das weist bereits auf ein weites Verständnis interpretativer Prozesse in der Sozialforschung als Ausgangspunkt des Handbuchs hin. Drittens schließlich wird schnell deutlich, dass dies kein klassisches Methodenhandbuch (im Unterschied etwa zum „Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung“, Baur/Blasius 2019) ist, sondern dass hier ein anderes Anliegen verfolgt wird. Wie dieses Handbuch stattdessen charakterisiert werden kann, auf diese Frage komme ich am Schluss zurück.

2 Anliegen und Fragestellung des Bandes

Bereits die Einleitung der Herausgeber*innen, die unter der Frage steht, was ‚interpretativ forschen‘ heiße, stellt in diesem Handbuch einen eigenen inhaltlichen Beitrag dar, der deutlich über einen Problemaufriss hinausgeht. Das zentrale Anliegen des Bandes, das dort am Schluss erläutert wird, wird dabei in komplexer Weise hergeleitet: Hubert Knoblauch et al. gehen zum einen von „erprobten Ansätzen“ in sowohl qualitativer als auch quantitativer Sozialforschung aus, „die entschieden interpretativ sind“ (S. 28). Zum anderen stellen sie für die vergangenen zwei Jahrzehnte neuere Ansätze fest, die sie im Zusammenhang mit gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Entwicklungen wie etwa der „Verdatung und Mediatisierung der Welt“ (ebd.) sehen, woraus sich drei aktuelle „Herausforderungen und Chancen“ interpretativer Forschung ergäben (ebd.). Konkret seien dies die Beschäftigung mit (audio-)visuellen Zugängen, die Auswertung (neuer) prozessproduzierter Datenformen sowie neue Zugänge interpretativer Forschung in Ausei-

nersetzung mit der Materialität und Medialität des Sozialen. In der Zusammenführung formulieren Knoblauch et al. als zentrales Anliegen des gesamten Bandes:

„Bisher fehlte allerdings der Versuch, die übergreifenden Gemeinsamkeiten der etablierten und neueren Ansätze dazustellen, sie in ihrer methodischen Vorgehensweise anwendbar und zugänglich zu machen. Genau diese Lücke soll dieses Handbuch schließen und der Diversität innerhalb des Feldes der sozial- und kulturwissenschaftlich orientierten soziologischen Methoden in ihrer Breite Rechnung tragen.“ (S. 29)

In dreierlei Hinsicht wird dabei Neuland betreten. Erstens werden Ansätze wie Diskursanalysen, Analysen von Big Data oder Subjektivierungsanalysen einbezogen, die bisher nicht im engeren Sinne als „qualitative Forschung“ verstanden werden. Zweitens gibt es einen eigenen Teil zu Interpretativität in der quantitativen Forschung. Drittens wurden bewusst innovative Ansätze seit den 2000er Jahren fokussiert (ebd.).

Das Handbuch verfolgt damit zunächst einmal einen vielversprechenden Ansatz und die Breite des Anliegens ist ambitioniert. Damit verbunden zeigt sich als Herausforderung aber, dass dafür die gemeinsame Kernfrage – notwendigerweise – entsprechend offen gestellt werden musste. Über die allgemeine Überschrift der Einleitung, „Was heißt ‚interpretativ forschen‘?“, kann sie kaum hinausgehen. Eine Konkretisierung über die genannten Anliegen und Schwerpunkte hinaus wurde von den Herausgeber*innen dementsprechend nicht formuliert. Eine implizite Dimensionierung findet jedoch über den Aufbau des Handbuchs statt.

3 Aufbau und Beiträge

Das Handbuch ist in insgesamt sechs Abschnitte aufgeteilt (im Folgenden Teil 1-6). Es beginnt in Teil 1 unter der Überschrift „Theorie und Empirie der Interpretativität in der qualitativen Sozialforschung“ mit aktuellen, methodenübergreifende Querschnittsthemen der qualitativen (und, so die Herausgeber*innen, vielleicht auch der quantitativen) Forschung. Nach einem umfangreichen Beitrag zur wechselseitigen

Geschichte qualitativer und interpretativer Forschung (Ploder) folgen drei problemzentrierte Beiträge zur Interpretation in Interpretationsgruppen (Reichert), zu Sekundäranalysen (Medjedović) und zur Frage, was wissenschaftliche Eigenleistungen sind (Barlōsius/Knoke/Pook-Kolb). Der fünfte Beitrag beschäftigt sich mit partizipativer Forschung (von Unger). Drei weitere Beiträge greifen Fragen zur Qualität qualitativer Forschung auf und thematisieren dabei Gütekriterien (Flick), methodologisch kontrolliertes Verstehen (Lindemann/Barth/Tübel) und die Idee einer reflexiven Methodologie, die in der Erforschung sozialwissenschaftlicher Forschungsprozesse ihren Ausgangspunkt nimmt (Knoblauch).

In Teil 2 geht es dann unter der analogen Überschrift um Interpretationsprobleme in der quantitativen Forschung. Sie werden hier in fünf Beiträgen ausgearbeitet. Nach einer Darstellung der „historischen Streitlinien zwischen quantitativer und qualitativer Sozialforschung“ (S. 30) bei Baur/Traue/Akremit/Knoblauch wird der „klassische“ quantitative Forschungsprozess entlang seiner Phasen auf die Rolle von Interpretativität hin befragt. Fokussiert werden die Datenerhebung (Kelle), Kausalität (Baur), die Bandbreite statistischer Auswertungsverfahren (Akremi) und die Inferenzstatistik (Ziegler).

Geht es in den ersten beiden Teilen also um ältere und neuere Fragen und Probleme interpretativer Forschung im Sinne von Grundlagen- und Querschnittsthemen, so folgen die weiteren Teile 3-6 einer anderen Logik: Sie sind „nach theoretischen Interessen gegliedert“ (S. 30). Teil 3 versammelt vier Beiträge zur „Analyse kultureller und struktureller Ordnungen“: zur objektiven Hermeneutik (Maiwald), dokumentarischen Methode (Kanter), qualitativen Inhaltsanalyse (Kuckartz) und zu verschiedenen neueren Ansätze der Vermittlung von Handlungs- und Strukturanalysen (Diaz-Bone). Die sechs Aufsätze in Teil 4 fokussieren die „Rekonstruktion von Handlungsprozessen und -produkten“ anhand von verschiedenen ethnographischen Ansätzen (Pfadenhauer; Meyer; Rebstein/Schnettler), Videographie (Tuma/Knoblauch), hermeneutischer Wissenssoziologie (Herbrik) und Situationsanalyse (Strübing). In Teil 5 geht es um die „Analyse der Medialität und Materialität

von Gesellschaften“ mithilfe jüngerer Verfahren. Dargestellt werden die visuelle Diskursanalyse (Traue/Blanc), die Film- und Fernsehanalyse (Keppler/Peltzer), die Artefaktanalyse (Lueger/Froschauer) und die qualitative Analyse von Big Data (Reichert). Teil 6 schließlich umfasst vier Beiträge zu „Methoden zur Erfassung langfristigen sozialen Wandels“, i.e. Biographieforschung und Narrationsanalyse (Rosenthal/Worm), Subjektivierungsanalyse (Pfahl/Schürmann/Traue), wissenssoziologische Diskursanalyse (Keller/Bosančić) sowie Fallstudie (Hering).

Die zugrundeliegende Idee für diese Teile 3-6 formulieren die Herausgeber*innen folgendermaßen:

„Die Autoren zeigen anhand exemplarischer Studien aus ihrer eigenen Forschungspraxis auf, wie exemplarische Methoden ausgeführt werden können und welche Herausforderungen sich dabei stellen. [...] Dies umfasst die komplexen Aufgaben der Entwicklung einer Fragestellung, der Erstellung eines Datenkorpus bzw. Durchführung einer Datenerhebung und der Interpretation im Rahmen von spezifischen Forschungsfeldern und gesellschaftlichen Handlungsfeldern.“ (S. 30f.)

Dass es dabei nicht um eine schlichte Darstellung und „die Weitergabe methodischer ‚Rezepte‘“ (S. 23) gehen soll, sondern vielmehr eine *problematisierende* Darstellung das Ziel ist, ist durchaus begrüßenswert. Allerdings wäre es meines Erachtens hilfreich, wenn sich diese Herangehensweise und Zielstellung auch in der Benennung der einzelnen Artikel widerspiegeln würde. Sie sind aber nach einzelnen Methoden oder analytischen Ansätzen benannt. Das ist insoweit missverständlich, als die Methoden bzw. Ansätze so jeweils einem bestimmten theoretischen Erkenntnisinteresse zugeordnet werden. Es fragt sich erst einmal: Kann z.B. die dokumentarische Methode, die unter der „Analyse kultureller und struktureller Ordnungen“ einsortiert ist, nicht auch sozialen Wandel erfassen oder der Analyse der Medialität und Materialität von Gesellschaften dienen? Kann die Biographieforschung, die den „Methoden zur Erfassung langfristigen sozialen Wandels“ zugeschlagen wird, nicht auch zur Analyse

kultureller und struktureller Ordnungen eingesetzt werden? Die Sortierung der Artikel in den Teilen 3-6 funktioniert von den Methoden und Ansätzen, die als Überschriften dienen, aus gedacht nicht. Für die Leser*innen wäre die dahinterliegende Idee exemplarisch für Teil 3 so auszuformulieren: „Wenn mich die Analyse kultureller und struktureller Ordnungen“ interessiert, so finde ich unter dieser Überschrift drei Beiträge versammelt, die sich anhand von konkreten Projekten (mit eben diesem Erkenntnisinteresse) mit Interpretativität in Bezug auf drei Methoden, nämlich objektive Hermeneutik (Maiwald), dokumentarische Methode (Kanter) und qualitative Inhaltsanalyse (Kuckartz) beschäftigen. Ein vierter Beitrag versammelt verschiedene neuere Ansätze der Vermittlung von Handlungs- und Strukturanalysen. Das Inhaltsverzeichnis in dieser Weise zu lesen, ist jedoch nicht nur voraussetzungsreich, sondern verdeutlicht auch: Mit dem theoretischen Erkenntnispotenzial als Ordnungskategorie für die Teile 3-6 wird hier eine zusätzliche Ebene eingezogen, die quer zur Frage des Bandes liegt und vielleicht mehr Verwirrung als Ordnung stiftet. Sinnlogisch hätte eher überzeugt, die Beiträge anhand ihrer Überlegungen im Hinblick auf *Interpretativität* im Kontext der jeweiligen Projekte zu sortieren – was zweifelsohne aber kein einfaches Unterfangen gewesen wäre.

4 Besprechung ausgewählter Beiträge

Im Folgenden werde ich in gebotener Kürze drei ausgewählte Beiträge des Handbuchs genauer betrachten. Ich greife diejenigen Beiträge heraus, die teils historisch, teils systematisierend die Problemgeschichte der Interpretativität in der empirischen Sozialforschung darstellen. *Knoblauch et al.* changieren in ihrem einleitenden Text zwischen dem historischen Zugriff auf die Geschichte einer Sozialforschung im Geiste des interpretativen Paradigmas und gegenwärtigen Problemstellungen. Sie nehmen ihren Ausgangspunkt bei Max Weber und dem Zusammenhang von Sinn und Interpretation und zeichnen die Rolle der Interpretation in der Soziologie seit ihrer Entstehung nach. Besonders heben Sie den Zusammenschluss von Interpretation, Verste-

hen und „qualitativen Methoden“ Ende der 1970er Jahre als „interpretative[...] Wende der sozialwissenschaftlichen Methoden“ (S. 13) hervor. Dem ging ein „Wandel in der soziologischen Theorie voraus“ (ebd.), nämlich die Entwicklung des „interpretativen Paradigmas“ als einem zunächst theoretischen Programm (S. 14). Für die Gegenwart fragen sie danach, was im Sinne des Gegenstandes der Interpretation als sozialwissenschaftliche Daten gelten kann – „Objektivierungen aller Art“ (S. 19) – und versammeln dabei die Datensorten, die Eingang in das Handbuch gefunden haben. Weiterhin problematisieren sie das Verhältnis von Konstrukten erster und zweiter Ordnung sowie die Explikation von Interpretationen, setzen sich mit dem Zusammenhang von interpretativen Methoden und gesellschaftlichem Wandel auseinander und markieren die spezifischen Herausforderungen von Interpretativität in der quantitativen Forschung. Hier beziehen sie klare Position: „Wir verfechten mit diesem Handbuch daher explizit die Auffassung, dass gute quantitative Sozialforschung immer auch interpretative Forschung ist“ (S. 27). Insgesamt beinhaltet dieser einleitende Beitrag des Handbuchs damit einen gut verständlichen Aufriss der Problemgeschichte und gegenwärtigen Verfasstheit interpretativer Sozialforschung.

Andrea Ploder verfolgt demgegenüber detaillierter die „Frage, wie sich das Verhältnis von qualitativer Sozialforschung und interpretativer Soziologie rezeptionsgeschichtlich entwickelt hat, und wie die Begriffe verstehender Soziologie und rekonstruktiver Sozialforschung in dieses Bild passen“ (S. 38). Ihr Beitrag leistet eine Präzisierung der verschiedenen Begriffe auf dem Wege ihrer Historisierung. Dabei fokussiert sie den deutschsprachigen Raum unter breiter Berücksichtigung der wichtigen „Rezeptionsbeziehung“ (S. 39) zu Soziologie und Linguistik in den USA. Insgesamt liegt hier eine äußerst detailreiche Rekonstruktion von Rezeptionslinien sowie der Entwicklungsgeschichte von Arbeits- bzw. Forschungszusammenhängen an bestimmten Standorten vor, so dass sich geradezu eine Kartographie qualitativer Forschung ergibt. Ebenso im Blick sind die Entstehung von Netzwerken und Kooperationsbeziehungen sowie wissenschaftliche Ereignisse

in Form von wegweisenden Publikationen und Tagungen, Gründungen von DGS-Arbeitsgruppen und -sektionen sowie Zeitschriftengründungen. Nota bene: Beeindruckenderweise berücksichtigt Ploder dabei sogar *nicht* stattfindende Bezugnahmen (vgl. etwa S. 53 u. S. 55), d.h. welche „Communities“ sich wechselseitig nicht zur Kenntnis genommen haben. Insgesamt zeichnet sie komplexe Verläufe und Diskussionslinien nach, in denen man schon mal verloren gehen kann, die hier aber in einer sehr gut nachvollziehbaren Weise dargestellt werden. Wer eine klare und historisch informierte Verwendung der Begriffe „verstehende“, „qualitative“, „interpretative“, „rekonstruktive“ Sozialforschung anstrebt, ist hier an der richtigen Adresse.

Der dritte ausgewählte Beitrag von *Nina Baur et al.* schließlich widmet sich verstärkt dem Paradigmenstreit zwischen qualitativer und quantitativer Forschung und der Gleichsetzung von qualitativer und interpretativer Forschung. Auch hier gehen die Autor*innen von der Geschichte der Sozialforschung aus, wobei es durchaus Redundanzen zur Einleitung (Knoblauch et al.) gibt, die von den gleichen Autor*innen verfasst wurde. In diesem Aufsatz verfolgen sie aber stärker ein systematisches Interesse: Es geht darum, „die vier Hauptstreitpunkte zwischen interpretativer, qualitativer und quantitativer Sozialforschung“ (S. 249f.) herauszustellen. Im Zuge dessen setzen sie zahlreiche Verweise auf die anderen Beiträge des Teils 2, wodurch der Beitrag einen guten Auftakt für die Lektüre der weiteren Beiträge darstellt und deren Verortung im Rahmen der breiteren Debatte ermöglicht.

In der inhaltlichen Zusammenschau fragt sich, warum diese drei Beiträge nicht zu einem eigenen, ersten Abschnitt des Handbuchs zusammengefasst wurden. Gemeinsam ist ihnen schließlich der Ansatz, Entwicklungen und Problemstellungen interpretativer Forschung historisch nachzuvollziehen und einzubetten und von dort aus den gegenwärtigen Stand zu beschreiben. Nachvollziehbar wäre die Aufteilung allerdings als eine strategische Entscheidung, damit diese Herangehensweise vielleicht für Leser*innen, die sich als quantitative oder qualitative Forscher*innen verstehen und die entsprechenden Teile selektiv zur Kenntnis nehmen, gleichermaßen sichtbar

wird. Interessant sind alle drei Beiträge, auch und gerade in der Synopse, für Leser*innen, die sich mit Grundlagenfragen interpretativer Forschung, mit der historischen Genese des interpretativen Paradigmas sowie mit methodologischen, erkenntnistheoretischen und wissenschaftstheoretischen Debatten beschäftigen möchten.

Gegenüber der Auseinandersetzung mit grundlegenden Fragen in den Teilen 1 und 2 stellen die meisten der Beiträge in den Teilen 3-6 einzelne analytische Ansätze exemplarisch an Projekten und in vertiefter Weise dar. Hier habe ich ganz von persönlichen Interessen geleitet zunächst Beiträge zu mir vertrauten Methoden intensiver gelesen, insbesondere zur dokumentarischen Methode (Kanter) und zur Biographieforschung (Rosenthal/Worm). Im Kontrast dazu interessierte mich u.a. der Aufsatz zur Situationsanalyse (Strübing) genauer, mit der ich mich noch gar nicht beschäftigt hatte. Nehme ich meine Leseerfahrungen dieser und weiterer Beiträge zusammen, so war es durchgängig eine lohnende und lehrreiche Lektüre gut strukturierter und nachvollziehbar geschriebener Texte. Anzumerken ist allerdings, dass die Auseinandersetzung mit den jeweiligen Herausforderungen angesichts der Interpretativität von Sozialforschung in den einzelnen Beiträgen nicht immer expliziert wird, so dass dieser Rückbezug auf die Kernfrage des Handbuchs dann von den Leser*innen zu leisten ist.

5 Fazit

Was ist und was tut interpretative Sozialforschung – diese Frage wird im vorliegenden Handbuch ausführlich und in zahlreichen Facetten bearbeitet und beantwortet. Mit seiner komplexen Fragestellung und Anlage geht erstens einher, dass es weniger einführenden Charakter hat, als vielmehr als Studien- und Arbeitsbuch für fortgeschrittene Sozialforscher*innen dienen kann. Als drei Beiträge mit Überblickscharakter seien die oben besprochenen von Knoblauch et al., Ploder sowie Baur et al. nachdrücklich empfohlen. Sie bieten einen guten Ausgangspunkt für die Lektüre der übrigen Beiträge mit stärker vertiefendem und problematisierendem Charakter, insbesondere in den Teilen 1 und 2. Zweitens

ermöglicht das Handbuch ebendiese vertiefende Auseinandersetzung, indem es sowohl daran erinnert, uns der Kernprobleme und -fragen der Sozialforschung zu vergewissern, als auch das methodisch-methodologische Weiterdenken seit den 2000er Jahren abbildet. Insgesamt ist dieses Handbuch ein gleichermaßen voraussetzungsvoller und weiterführender Band.

Abschließend lässt sich festhalten, dass hier ein programmatisches Handbuch vorliegt, mit dem es den Herausgeber*innen explizit darum geht, soziologische als interpretative Forschung zu markieren. Insofern ist dieses Handbuch auch ein Dokument disziplinärer Selbstverständigung von einem Standort aus, der die Disziplin als unhintergebar interpretativ versteht. Es wird interessant sein zu beobachten, wie die soziologische (und soziologisch inspirierte) Gemeinschaft daran weiter anschließt.

Literatur

- Baur, N./Blasius, J. (Hrsg.) (2019): Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung. 2., vollst. überarb. u. erw. Aufl. Wiesbaden.
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-21308-4>
- Bohnsack, R. (2014): Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden. 9., überarb. u. erw. Aufl. Opladen/Toronto.
- Döring, N./Bortz, J. (2016): Forschungsmethoden und Evaluation in den Sozial- und Humanwissenschaften. Unter Mitarbeit von Sandra Pöschl. 5. vollst. überarb., akt. u. erw. Aufl. Berlin/Heidelberg.
<https://doi.org/10.1007/978-3-642-41089-5>
- Flick, U./Kardorff, E.v./Steinke, I. (Hrsg.) (2015): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 11. Aufl. Reinbek bei Hamburg.
- Häder, M. (2019): Empirische Sozialforschung. Eine Einführung. Wiesbaden.
<https://doi.org/10.1007/978-3-658-26986-9>
- Kromrey, H./Roose, J./Strübing, J. (2016): Empirische Sozialforschung. Modelle und Methoden der standardisierten Datenerhebung und Datenauswertung mit Annotationen aus qualitativ-interpretativer Perspektive. 13., voll. überarb. Aufl. Konstanz/München.

<https://doi.org/10.3224/zqf.v21i1.09>

Ulrike Mietzner

Michael R. Müller/Hans-Georg Soeffner (Hrsg.): Das Bild als soziologisches Problem. Herausforderungen einer Theorie visueller Sozialkommunikation. Weinheim: Beltz/Juventa 2018, 278 S., ISBN 978-3-7799-3749-4, 29,59 €

Das Buch im ungewöhnlichen A 4 Format, das nach Erwerb mit einem „Ebook inside“ zur Verfügung steht, ist der Auftakt in eine Reihe Visuelle Soziologie, die von Aida Bosch, Roswitha Breckner, Michael R. Müller, Jürgen Raab und Hans-Georg Soeffner herausgegeben wird. Die Artikel stammen vor allem aus einer Tagung, die im Jahr 2015 im Kulturwissenschaftlichen Institut Essen ausgerichtet wurde und stellen einen konzentrierten Beitrag dar zum Thema Bilder als symbolische Formen, zum Gebrauch von Bildern in der Gesellschaft und deren Umgang mit Bildern als medial vermittelte Wissensformen von Gesellschaft. Soviel inzwischen über das Bildliche empirisch wie theoretisch bekannt ist, ist das konkrete Wissen darüber, was das Wissen in Bildern möglicherweise von anderem Wissen unterscheidet, ein virulentes Thema.

Im Vorwort gibt Michael R. Müller zentrale Annahmen einer Bildtheorie vor, wie sie z.T. auch schon bei Aby Warburg (2012) gefunden werden können, und mit denen methodologische Fragen einhergehen. Bilder – so Müller – lassen sich nicht auf das Abbildliche reduzieren, ihr über die zweidimensionale Rahmung und Planimetrie hinausreichender bildlicher Charakter, die Bezüglichkeit der Bilder auf andere Bilder sowie die Bedeutung der Bilder ließen sich nicht allein innerbildlich erschließen. Zudem präge die technische Medialität das Bild und Bildhandeln; Sprache, Schrift und Bild seien nicht mehr so deutlich voneinander zu scheiden. All dies sind Grundlagen von sozial-, kunst- und kulturwissenschaftlichen sowie soziologischen und historischen Bildtheorien etwa der letzten drei Jahrzehnte. Dies hat Folgen – so auch Müller – für den Umgang mit Bildern als Quelle, wie er in seinem eigenen Beitrag darstellt, vor allem aber für die Möglichkeiten des Erkenntnisgewinns. Müller geht hier über das konventionell als Bild verstandene Phäno-

men im Sinne einer zweidimensionalen Fläche hinaus und möchte Fragen des Visuellen im gesellschaftlichen und technischen Gebrauch insgesamt in den Blick nehmen. Dieses Thema greift Hans-Georg Soeffner unter dem Stichwort der „Urgrammatik“ auf, womit er sich auf einen Begriff von Konrad Lorenz bezieht, und beschäftigt sich mit der „Geste in der Photographie“ und der „Hermeneutik des Sehens“ (S. 18). Gestenkommunikation und Blick sind insofern zentral, weil derart sowohl visuell als auch leiblich interagiert wird. Soeffner expliziert sein Thema an öffentlichen Fotografien, beispielsweise bei einer Papstaudienz oder einem Auftritt Adenauers in der Öffentlichkeit. Die Konzentration seiner Analyse auf Blick, Mimik und Geste überzeugt, wenn körperliche Gesamtauführung, Kontext und Raum einbezogen sind. Von Bedeutung ist der Rückgriff auf die Idee der „signifikanten Geste“ „als Teil einer gesellschaftlichen Handlung“ (S. 21) und der Geste als „Ausdrucksbewegung“ (S. 20) für Bildforschung.

Im Kapitel „Soziale Situationen“ geht es unter anderem darum, Verschiebungen von Kommunikation zu beobachten, beispielsweise bei Gesprächssituationen, die mit ihrer Grundidee des Zeigens eng an gestische Kommunikation erinnern: „Bilder im Gespräch“ (Angela Keppler). Dieses Zeigen – hier von Smartphone-Bildern – wird unter eine starke These des „Vergemeinschaftungsprozesses“ (S. 42) gestellt, denn die Gesprächsteilnehmer*innen erwarteten eine erhöhte Glaubwürdigkeit in einem Gespräch durch die Bilder – so die Autorin.

Hubert Knoblauch und Mathias Blanc widmen sich mediatisierten Kommunikationsformen im Kontext von Papstaudienzen und Papstmessen als Ausdruck eines „religiösen Gefühls“ (S. 68). Sie untersuchen, was es bedeutet, dass Bilder „gemacht“ werden, also die Mediatisierung religiöser Ereignisse. Im Sinne einer Kontextualisierung wäre hier sicher ein historischer Blick auf die aufgeladene Inszenierung von Papstauftritten, die Frage nach der Emotionalisierung des Religiösen interessant gewesen, um zeigen zu können, wie die neueste Mediatisierung und Theatralisierung sich von früheren Events unterscheidet. Die beiden Autoren vertreten die These, das „Religiöse der Frömmigkeit“ und deren Ri-

tuale seien „vom Fotografieren abgelöst“ (S. 67) worden.

Insofern wird in diesem Kapitel deutlich, dass es den Autorinnen und Autoren weniger um Analysemethoden geht, als darum, das Ausmaß visueller Kommunikation und deren ganz unterschiedliche Formen als soziologisches Phänomen auszufordern und zu verstehen. Dieses wird im Kapitel „Technisierte Umgebungen“ vertieft hinsichtlich der Social Media und deren Ausdrucksbesonderheiten untersucht. Roswitha Breckner leitet das mit einer Untersuchung über „Denkräume im Bildhandeln auf Facebook“ ein, einem Phänomen, an dem sie die Funktionen und Reaktionen interessieren, insbesondere auch in Situationen, die ‚Entblößendes‘ preisgeben. Breckner hat es hier zusätzlich mit einer rechtlichen Problematik zu tun, die Bildforscher und -forscherinnen ethisch auch in Zukunft betreffen wird, nämlich die Gesichter durch Verpixelung zu anonymisieren – was sie versucht durch Zeichnungen zu ersetzen. Diese Schaffung neuer Bildlichkeit wird noch durch ihre Segmentanalyse zugespitzt, die einerseits den Blick schärft, andererseits das Bild aus dem interaktiven Bildgeschehen reißt. Die ursprünglichen Bilder und ihr Auftauchen in der eigenen technischen Umgebung können dabei hinter diese durch die Forschungsschritte entstandenen Eindrücke zurücktreten. Dies fängt Breckner ein, indem sie die Bildhandlungen zusammenfassend als „biografische Konstruktionen in bildlichen Denkräumen“ (S. 91) beschreibt. Michael R. Müller thematisiert im selben Kapitel über technisierte Umgebungen das Fotografieren und das Verwenden von Fotografien, vor allem von fotografischen Bildclustern, im Alltag als Medien „visueller Sozialkommunikation“, die ebenfalls eine „Erweiterung der Möglichkeiten personaler Selbstdarstellung“ darstellen. Dabei würdigt er insbesondere die Bedeutung der Wahrnehmung für die Aufnahme komplexer Sachverhalte und das „Unterscheidungsvermögen“ (S. 103), dies nun konzentriert auf fotografische Bilder und bezogen auf Bildfolgen und -zusammenstellungen in sozialen Medien. Müller greift mit seinem Thema „Aneignung der Fotografie als Mittel der Selbstdarstellung“ auf sein Forschungsprojekt zum „Selbstbild in der Bilderwelt“ zurück, um die neuen „rhetori-

schen“ Formen zu fassen. Der Beitrag reicht jedoch wesentlich hierüber hinaus, indem grundlagentheoretische Aspekte und Zusammenhänge von leiblich unmittelbarer und virtuell mediatisierter Interaktion untersucht werden. Hierauf folgen dann Recherchen zu Topoi wie der „Bilderflut“ anonymer Fotografien (Felix Keller) und die vielen Selbstdarstellungen im Netz (Anne Sonnenmoser).

Ein neues Kapitel „Interventionen“ leitet Ruth Ayaß ein mit einem umfangreichen Beitrag über aktuelle Katastrophenfotografie, in dem sie die Geschichte solcher Darstellungen eng in ihre Untersuchung einbezieht. Sie untersucht, ob Fotografien eher distanzieren und abstumpfen oder tatsächlich Mitleid erzeugen können und ob Katastrophe überhaupt zu fotografieren sei. Solche Fotografien zeigten zwar die Auflösung aller Ordnungen, aber – so die These – „sie tun dies in einer *geordneten Weise*.“ (S. 160) Aida Bosch behandelt – wiederum eng mit dem vorigen Beitrag verknüpft – das „Bild als Aktant“ und beschäftigt sich mit den „theoretische[n] und methodologische[n] Implikationen des Visuellen“ (S. 179) und seinen Wirkungen durch „Blickwechsel“. Hier liegt den ersten Überlegungen nicht ein Bild zugrunde, sondern explizit das Visuelle, nämlich das im Blickwechsel Erfasste, es handelt sich um eine anthropologisch auf u.a. Plessner bezogene Auseinandersetzung mit Mimik, Gestik, Blick, Leiblichkeit. Bernt Schnettler und Stefan Bauernschmidt betrachten Visualisierungen in der Wissenschaftskommunikation und beziehen sich explizit auf bewegte Bilder, allgemeiner auf Online Medien für die Wissenschaftskommunikation, die sie als „Visualisierungspanoptikum“ (S. 198) bezeichnen, das von Logos, über alle anderen visuellen Informationen bis zum Imagefilm reicht.

Jürgen Raab leitet das Kapitel „Ikonsche Formung“ mit einer Untersuchung zur „visuelle[n] Sinnkonstellationen“ ein, in der er eine „Methodologie der sozialwissenschaftlichen Interpretation von Fotografien“ darstellen will. Er bezieht seine Argumente hier aus der eingehenden Lektüre sowohl philosophischer (insbesondere Simmel) wie auch kunsthistorischer (v.a. Boehm und Arnheim) Lektüren, konzentriert auf Form und Raum sowie Form und das Sehen als simultane Situation. Raab konstatiert die

Zurückhaltung der empirischen Wissenssoziologie gegenüber der „Sichtbarkeitsordnung“ (S. 211) im Einzelbild - man vertraue zu wenig dem Bild selbst. Er begreift die einzelne Fotografie als – abgeschlossene – Handlung, deren Sinnkonstellation er untersuchen möchte. In seinen methodologischen Überlegungen unterscheidet er sein Verfahren, die „Konstellationsanalyse“ (S. 210), von der Sequenzanalyse, um der Simultanität des Bildgeschehens gerecht zu werden.

Mittels einer „morphologischen Hermeneutik“ gehen Jeanette Böhme und Tim Böder einen weiteren Weg, um sich Fotografien und Collagen Jugendlicher zu nähern. Das Fehlen essentialistischer Menschenbilder führe zu einem „bildlosen Bild von Jugend“ (S. 232). Diese Lücke wollen sie dadurch schließen, dass sie stärker auf Formstrukturen eines Bildes konzentrieren, um die „latente[n] Formenspezifität von Sinnstrukturen“ (S. 233) zu deuten und dabei zwischen „formspezifischer Gestalt und inhaltlichem Gehalt“ (ebd.) zu unterscheiden. Ihrer Untersuchung liegt Material der SHELL-Jugendstudie von 1985 zugrunde.

Nach diesem stark auf Bildlichkeit konzentrierten Beitrag untersucht Aglaja Przyborski die „wechselseitige[n] Konstitution von Medien und Alltag mit dem Fokus Bild“ (S. 245) als „praxeologisches Kommunikationsmodell“. Bilder blieben auch im Medium des Digitalen Bilder, „die an die Gewohnheiten unseres Sensoriums anschließen“ müssten (S. 245). Für eine Unterscheidung der Verständigung „im Medium des Bildes“ und im „Medium der Sprache“, bezieht sie sich mit Gewinn auf Mannheims Idee des „konjunktiven“ Erfahrungsraumes, um Zugang zu inkorporiertem Wissen zu erlangen.

Jo Reichertz schließt den Sammelband mit dem Beitrag „Visualisierungen als Mittel der Erkenntnisgewinnung“. Unter dem Begriff der „Diagrammatik“ bringt Reichertz – mit diesem Begriff von Peirce – ein Denken jenseits der Sprache als Erkenntnisinstrument ein. Dies lässt sich auch als Bezug zu Soeffners Theorie visueller Kommunikation verstehen – indem nun nicht nur auf die Gesten und Blicke geschaut wird, sondern auf innere Konzepte und deren Visualisierungen als Teil von Kommunikation. Reichertz beobachtet die Öffnung der Wis-

senssoziologie der letzten Jahre gerade auch gegenüber neuen Formen des Blicks auf Gesellschaft als Kritik an der von Intentionalität ausgehenden Idee des Funktionalisierens von Gesellschaften und fragt danach, inwiefern und ob sich beim Erforschen von Visualisierungen auch neues Wissen einstellt. Dabei spricht er ein Thema an, das sowohl in diesem Band, aber auch in der Bildwissenschaft insgesamt immer wieder diskutiert wird, nämlich den Zusammenhang bzw. die Differenz von Bild und Visuellem, Visualisierung und der Fotografie als Bild. Reichertz treibt diese Frage (mit Mersch) weiter und bezeichnet als Visualisierung nur das, was sozusagen durch das Subjekt selbst imaginiert wird. Für das Ende des Buches ist dies vielversprechend, weil er auf die Vorläufigkeit jeden Wissens verweist und gerade in Visualisierungen jene Bewegung ausmacht, die unsere Imagination, aber auch unser Interesse weitertreibt.

Es ist nicht der Anspruch des Buches, Methoden der Bildinterpretation vorzulegen, auch wenn die methodologischen Grundannahmen den Blick auf die Bilder jeweils mit bestimmen: Das Buch erfüllt den Anspruch als Auftakt in eine Bildreihe die wichtigsten Annahmen über visuelle Kommunikation – konzentriert auf das Bild – darzulegen. Irritiert ist die Rezensentin allenfalls dadurch, dass man beim Lesen den Eindruck gewinnen kann, dies sei nun das erste Mal so kritisch und umfassend dargelegt worden – wo doch breit auf schon Publiziertes eingegangen wird. Das ignoriert die durchaus umfassenden Leistungen von Werken wie dem Handbuch zum Bild von Günzel/Mersch (2014) oder Rimmele und Stieglers Ausführungen zur visuellen Verfasstheit von Kultur (2012), die auch auf die Differenz zwischen Bild und Visualität aufmerksam machen, viele andere und nicht zuletzt auch die Werke mancher der Autorinnen und Autoren selbst. Der Historiker Gerhard Paul (2016), der die öffentliche Bildwelt und die Bedeutung der Wende zur Digitalität untersucht und der als Historiker genau diese sozialkommunikative Funktion der Bilder betont, kommt mit seinen zentralen Werken nicht einmal vor. Viele dieser Debatten sind sicherlich nicht senssoziologisch, gewiss aber soziologisch (vgl. hier auch Kanter 2016). Aber selbstverständlich

richtet sich ein solches Werk eben auch an die eigene Zunft und so haben sich die Autorinnen und Autoren des Bandes prominent und mit guten Gründen sichtbar gemacht.

Wenn die These stimmt, dass Bilder sich auf (Vor)Bilder beziehen, könnte es ein Problem darstellen, dass einzelne der Autorinnen und Autoren unhistorisch argumentieren. Hier könnte gerade der interdisziplinäre Blick vielleicht das genauer zeigen, was der soziologische Blick dem Bilddiskurs allgemein hinzuzufügen hat. Dann löst sich vielleicht auch die letzte Frage der Rezensentin, warum das Bild als soziologisches *Problem* bezeichnet wurde, denn im Grunde widerlegen die Autorinnen und Autoren ja genau dies, wenn sie uns Lesern und Leserinnen in so vielen Facetten zeigen, wie visuell die Auseinandersetzung mit der Gesellschaft eigentlich verläuft.

Literatur

- Günzel, S./Mersch, D. (Hrsg.) (2014): Bild: Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart/Weimar.
- Kanter, H. (2016): Ikonische Macht: zur sozialen Gestaltung von Pressefotografien. Opladen.
<https://doi.org/10.2307/j.ctvddzstd>
- Paul, G. (2016): Das visuelle Zeitalter. Punkt und Pixel. Reihe: Visual History. Bilder und Bildpraxen in der Geschichte. Göttingen.
- Rimmele, M./Stiegler, B. (2012): Visuelle Kulturen/Visual Culture. Zur Einführung. Hamburg.
- Warburg, A. (2012): Der Bilderatlas MNEMOSYNE. Band II.1. Hrsg. von Martin Warnke unter Mitarbeit von Claudia Brink. Berlin.

<https://doi.org/10.3224/zqf.v21i1.10>

Autorinnen und Autoren

Denise Heinemeyer

Denise Heinemeyer, B.A., hat an der Georg-August-Universität Göttingen Sozialwissenschaften (B.A.) studiert.

Heike Kanter

Dr. Heike Kanter ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fachbereich Angewandte Humanwissenschaften im aus dem Qualitätspakt Lehre finanzierten Teilprojekt „Inhousefortbildung und Lehrweiterentwicklung“ an der Hochschule Magdeburg-Stendal. *Forschungsschwerpunkte*: Rekonstruktive Sozialforschung mit Fokus auf Methodologie und Methoden der Bildforschung, praxeologische Wissenssoziologie.

E-Mail: heike.kanter@h2.de

Sascha Landeck

Sascha Landeck, M.Ed., hat an der Georg-August-Universität Göttingen Lehramt am Gymnasium im Master of Education studiert, momentan tätig als Lehrkraft in Lisdoonvarna (Irland).

E-Mail: sascha_landeck@gmx.de

Irene Leser

Dr. Irene Leser ist Forschungskoordinatorin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Erziehungswissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin. *Forschungsschwerpunkte*: Qualitative Method(olog)ien, Bildungs-, Migrations- und Kindheitsforschung.

E-Mail: irene.leser@hu-berlin.de

Ulrike Mietzner

Prof. Dr. Ulrike Mietzner ist Professorin für Historische Bildungsforschung an der Fakultät Erziehungswissenschaft, Psychologie und Soziologie der Technischen Universität Dortmund. *Forschungsschwerpunkte*: Historische Bildungsforschung, visuelle Kultur und Bildung, visuelle Methoden.

E-Mail: ulrike.mietzner@tu-dortmund.de

Katharina Poltze

Katharina Poltze, M.A. Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Erziehungswissenschaft der Georg-August-Universität Göttingen.

E-Mail: katharina.poltze@uni-goettingen.de

Thomas Schmidt-Lux

PD Dr. Thomas Schmidt-Lux ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im Bereich Kulturosoziologie am Institut für Kulturwissenschaften der Universität Leipzig. *Forschungsschwerpunkte:* Soziologie von Recht und Gewalt, Architektursoziologie.

E-Mail: schmidt.lux@uni-leipzig.de

Melanie Schreck

Melanie Schreck, B.A., hat an der Georg-August-Universität Göttingen Sozialwissenschaften (B.A.) studiert, momentan Masterstudiengang Erziehungswissenschaft mit dem *Schwerpunkt* Sozialisationsforschung.

E-Mail: melanie.schreck@stud.uni-goettingen.de

Susanne Siebholz

Dipl.-Päd. Susanne Siebholz, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der Philosophischen Fakultät III Erziehungswissenschaften der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. *Forschungsschwerpunkte:* Sozialwissenschaftliche Kindheitsforschung, schulbezogene Ungleichheitsforschung, Kinder- und Jugendhilfeforschung.

E-Mail: susanne.siebholz@paedagogik.uni-halle.de

Ronja Trischler

Ronja Trischler, M.A., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie an der Goethe-Universität Frankfurt. *Forschungsschwerpunkte:* Digitale Arbeit, Visualität, Materialität.

E-Mail: trischler@soz.uni-frankfurt.de

Niels Uhlendorf

Dr. Niels Uhlendorf ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Erziehungswissenschaften der Humboldt-Universität Berlin. *Forschungsschwerpunkte:* Migrationsforschung, Subjektivierungsforschung, Biografieforschung.

E-Mail: uhlendon@hu-berlin.de

Matthias Völcker

Dr. pol. Matthias Völcker ist seit 2008 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Erziehungswissenschaft der Georg-August-Universität Göttingen. *Forschungsschwerpunkte:* Identitätsforschung, empirische Bildungsforschung, insbesondere Mixed Methods sowie Fragen von Sozialisations-, Populärkultur- und Fanforschung.

E-Mail: mvoelck@gwdg.de

Vanessa Wein

Vanessa Wein, M.A., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. *Forschungsschwerpunkte:* Materialität, Medialität, qualitative Methoden und Techniksoziologie.

E-Mail: vanessa.wein@uni-mainz.de

Monika Wohlrab-Sahr

Prof. Dr. Monika Wohlrab-Sahr ist Professorin für Kulturosoziologie am Institut für Kulturwissenschaften der Universität Leipzig und Direktorin der Kollegforschungsgruppe „Multiple Secularities: Beyond the West, Beyond Modernities“. *Forschungsschwerpunkte:* Religionssoziologie, Kulturosoziologie, Qualitative Methoden.

E-Mail: wohlrab@uni-leipzig.de

Marcel Woznica

Marcel Woznica, M.A., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziologie der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. *Forschungsschwerpunkte:* Methoden der qualitativen Sozialforschung, Medien- und Interaktionssoziologie.

E-Mail: m.woznica@uni-mainz.de

Manuskriptregeln und Rezensionen

Manuscript Preparation Guide and Review-Politics

Informationen zum Rezensionswesen

Gern können Sie uns Vorschläge für Bücher, Sammelbände, Zeitschriften etc. zukommen lassen, die rezensiert werden sollten. Schreiben Sie dazu bitte eine E-Mail an Nora F. Hoffmann (rezension@zqf-zeitschrift.de).

Die Rezensent*innen werden von Seiten der Zeitschrift bestimmt. Es kann nicht davon ausgegangen werden, dass unverlangt eingereichte Werkvorschläge oder unverlangt eingereichte fertige Rezensionen in jedem Fall berücksichtigt werden. Die Entscheidung liegt bei den Herausgeber*innen.

Die Rezensionen sollen nicht mehr als 14.000 Zeichen (incl. Leerzeichen) umfassen. Es gelten die Manuskriptregeln (S. 2).

Die Angabe zum rezensierten Buch enthält folgende Daten: Vorname Name/Vorname Name: Titel. Ort: Verlag Jahr, Seiten, ISBN. Preis.

z.B.: Jörg R. Bergmann/Ulrich Dausendschön-Gay/Frank Oberzaucher (Hrsg.): „Der Fall“. Studien zur epistemischen Praxis professionellen Handelns. Bielefeld: transcript Verlag 2014, 442 S., 978-3- 8376-1969-0. 42,99 €.

Review-Politics

If you want to inform the editors about interesting books or journals for reviews, please don't hesitate to contact Nora F. Hoffmann (rezension@zqf-zeitschrift.de).

The journal will engage adequate reviewers. The journal can not consider any suggested book or review that is sent without a request. The editors are responsible to accept or refuse review proposals.

The review text should not exceed a limit of 14.000 signs in total. Please not the Manuscript Preparation Guide (p. 4)

Please quote the book you reviewed like this: Name Surname/Name Surname: Title. City: Year, Pages, ISBN. Price.

Technische Hinweise zur Erstellung des Manuskripts

- Bitte nutzen Sie zur Erstellung Ihres Manuskripts die Formatvorlage des Verlags. (<http://www.budrich-journals.de/index.php/zqf/about/submissions#authorGuidelines>)
- Der Beitrag sollte entsprechend den Duden-Regeln der neuen Rechtschreibung geschrieben werden. Zitate in alter Rechtschreibung bleiben davon unberührt.
- Der Beitrag sollte einen Umfang von 50.000 Zeichen (einschließlich Leerzeichen, Abstract und Literatur) nicht überschreiten.
- Dem Beitrag soll ein Abstract in englischer und deutscher Sprache vorangestellt werden, der die wichtigsten Thesen oder Ergebnisse knapp darlegt.
- Es sind etwa fünf Schlagworte (Keywords) in Deutsch und Englisch einzureichen.
- Untergliedern Sie den Beitrag in mehrere Abschnitte bzw. Kapitel und versehen Sie diese Absätze jeweils mit einer Zwischenüberschrift. Untergliederungen sollen auf zwei Stufen erfolgen (also z. B. 2.1, 2.2, 2.3).
- Einfache Literaturnachweise (wenn erforderlich, auch zwei bis drei Nachweise) sollten im Text in der Regel am Ende einer Satzeinheit erfolgen, z. B. (vgl. Schütz 1970a, S. 22; Goffman 1975, S. 64). Analoges gilt für direkte Zitationsnachweise, z. B.: „.....“ (Simmel 1920, S. 12). Wenn der Referenzname schon im Text genannt wird, gilt folgende Form der Angabe: ... begründet Schulze (1998, S. 73): „.....“ ansonsten bei Zitaten: „.....“ (Becker 1963, S. 18) „.....“ (Hermanns/Tkocz/Winkler 1984, S. 134-137) bei drei gemeinschaftlichen Autoren „.....“ (Oevermann u.a., S. 36) (bei 4 und mehr Autoren, die im Literaturverzeichnis jedoch alle anzugeben sind). bei Literaturangaben: (vgl. Becker 1963, S. 34) (vgl. Hermanns/Tkocz/Winkler 1984, S. 97-102) bei drei gemeinschaftlichen Autoren (vgl. Oevermann u.a., S. 46) (bei 4 und mehr Autoren, die im Literaturverzeichnis jedoch alle anzugeben sind).
- Anmerkungen und Fußnoten** sollen am **Ende des Beitrages** als sogenannte Endnoten eingefügt und **arabisch durchnummeriert** werden.
- Das **Literaturverzeichnis** soll **sämtliche im Text angeführte Literatur** enthalten. Jede Literaturangabe beginnt auf einer neuen Zeile. Beispiele für Literaturangaben bei:
 - Monographien:*
Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a.M.

- b. *bei mehreren Autor*innen:*
Berger, P. L./Luckmann, T. (1977): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. 5. Auflage Frankfurt a.M.
- c. *Herausgeberschriften:*
Alheit, P./Hoerning, E. M. (Hrsg.) (1989): Biographisches Wissen. Frankfurt a.M.
- d. *Aufsätze in Sammelbänden:*
Bohnsack, R. (1997): Dokumentarische Methode. In: Hitzler, R./Honer, A. (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Eine Einführung. Opladen, S. 191-212.
- e. *Aufsätze in Zeitschriften:*
Marotzki, W. (1999): Erziehungswissenschaftliche Biographieforschung. In: Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, 2. Jg., H. 3, S. 325-342.
- f. *mehrere Verlagsorte:*
Bauer, K.-O./Kopka, A./Brindt, S. (1996): Pädagogische Professionalität und Lehreraarbeit. Eine qualitative empirische Studie über professionelles Handeln und Bewusstsein. Weinheim/München.
- g. *Literaturnachweise von Online-Dokumenten:*
Walker, J. R. (1998): Basic CGOS Style. <http://www.columbia.edu/cu/cup/cgos/basic.html> (11. Mai 2001)
10. Achten Sie bei der Erstellung der Literaturliste darauf, dass:
- die (abgekürzten) Vornamen nicht fehlen (auch bei Herausgebern eines Sammelbandes),
 - Namenszusätze (von, de) zum Vornamen geschrieben werden, also für Hella von Unger (2013): Unger, H.v. (2013)
 - die Seitenzahlen bei Zeitschriftenaufsätzen und Beiträgen aus Sammelbänden vollständig sind (also nicht etwa 54ff.), sondern (S. 54–62),
 - mehrere Beiträge eines Autors im selben Jahr im Text wie in der Literaturliste mit (a) und (b) etc. unterschieden werden, (also nicht: 2013, 2013a, 2013b – sondern: 2013a, 2013b, 2013c)
 - bei Zeitschriften Jahrgänge und Heftnummern deutlich unterschieden werden, z. B. Zeitschrift für Pädagogik, 38. Jg., H. 6, S. 1–20.
 - keine Verlage, jedoch sämtliche Verlagsorte in der Literaturliste genannt werden,
 - alle Namen (im Text oder in der Literaturliste) in Normalschrift im Beitrag erscheinen (nicht kursiv oder Großbuchstaben).
11. **Hervorhebungen** im Text sind **kursiv** zu schreiben.
12. Es ist auf eine **einheitliche Verwendung von typographischen Anführungszeichen** (nicht gerade Zollzeichen, sondern deutsche Anführungszeichen 99 unten – oben 66: „...“ bzw. ...) sowie die Differenzierung zwischen Trennstrich (-) und Gedankenstrich (–) zu achten.
13. **Gebräuchliche Abkürzungen** wie z.B., ca., u.a. usw. können verwendet werden, andere sind nur bei **Institutionennamen** erlaubt, wenn diese Abkürzungen **im Text eingeführt** werden. Z.B.: Das Deutsche Institut für Erwachsenenbildung (DIE) [...] Das DIE weist darauf hin [...].
14. Die **Abkürzungen aus mehreren Worten** sollen **ohne Leerzeichen** geschrieben werden (also z.B.; u.a.; Frankfurt a.M.)
15. **Tabellen und Grafiken sind dem Manuskript gesondert beizulegen**. Im Manuskript ist die Stelle zu markieren, an der sie eingefügt werden sollen. Der Textbezug auf Tabellen, Grafiken u. ä. sollte so formuliert sein, dass deren Platzierung frei gewählt werden kann: „(vgl. Tabelle 1)“; „Die Abbildung 1 zeigt ...“. Abbildungen müssen getrennt vom Text als reproduktionsfähige Vorlagen geliefert werden. Dazu gehören: ein Ausdruck, die Grafik-Datei in dem Programm, in dem sie erstellt wurde, sowie eine Kopie der Datei in einem gängigen und allgemein lesbaren Format (z. B. *bmp, *tif, *png, *jpg).
16. **Am Ende des Beitrages** soll ein **kurzer Hinweis auf den*die Autor*in** des Beitrags erfolgen (Titel, Name, aktuelle Funktion/Arbeitsstelle, Nennung von bis zu 3 Forschungsschwerpunkten und Kontaktadresse).
17. Und nicht zuletzt: Der Beitrag soll in einer **Sprache** verfasst werden, welche **die Geschlechter bzw. Gender gleichberechtigt repräsentiert**. Inspiration und Formulierungshilfen finden Sie zum Beispiel hier:
- Uni Köln (**ausführlich**)
 - FU Berlin (**kurz**)

**Bitte berücksichtigen Sie die oben genannten Punkte möglichst schon bei der Erstellung des Textes.
Sie ersparen sich und uns eine Menge an unnötiger Korrekturarbeit und Korrespondenz.
Herzlichen Dank!**

Manuscript Preparation Guide

1. Please, use our stylesheet:
<http://www.budrich-journals.de/index.php/zqf/about/submissions#authorGuidelines>
2. The paper should not exceed a limit of 50.000 signs of length in total.
3. Subdivide the contribution into several sections and/or several chapters and provide these sections in each case with a short subheading.
4. Subdivisions should occur on max. two stages (for example 2.1, 2.2, 2.3).
5. Simple references to literature (if required, also two to three proofs) should in the text normally occur at the end of a sentence unit. For example: (vgl. Glaser 1985a, P. 12; Meyer 1975, P. 14). The same is valid for direct quoting, for example: „.....“ (Simmel 1920, P. 12).
6. Notes and footnotes should be inserted at the end of the part and should be numbered Arabian consecutively.
7. The bibliography should contain all the text in the literature cited. Any reference are to start on a new line. Examples of references
 - a. *Monographs:*
 Giddens, A. (1986): *The Constitution of Society: Outline of the Theory of Structuration* Berkeley.
 - b. *Several Authors*
 Strauss, A. L./Corbin, J. M. (1990): *Basics of qualitative research: Grounded theory procedures and techniques*. Newbury Park, Calif.
 - c. *Work by Editor(s):*
 Hoy, David Couzens (Ed.) (1999): *Foucault. A critical reader*. Oxford.
 - d. *Articles in publications:*
 Davidson, A. I. (1999): *Archaeology, Genology, Ethics*. In: Hoy, D. C. (ed.) (1999): *Foucault. A critical reader*. Oxford, P. 221–233.
 - e. *Articles in journals:*
 Willoughby, K. W. (2004): *Technological semantics and technological practice: Lessons from an enigmatic episode in twentieth-century technology studies*. In: *Knowledge, Technology & Policy*, volume. 17, N. 3-4. S. 11–43.
 - f. *Several places of publication:*
 Charmaz, K. (2006): *Constructing Grounded Theory: A Practical Guide through Qualitative Analysis*. London/Thousand Oaks/New Dehli.
8. Pay attention during the preparation of the bibliography that:
 - a. the (shortened) first names be not missing (also at editors of an anthology),
 - b. the page numbers in magazine themes and parts from anthologies are complete (not P. 54ff.), but (P. 54-62),
 - c. several contributions of an author in the same year in the text and the bibliography be separated with (a) and (b), etc.
 - d. in the case of journals age-groups and notebook numbers, be separated clearly, for example: *Sociological Revue*, volume 38, H. 6, P. 1-20,
 - e. no names of publishers are mentioned, however all places of publishers are mentioned in the bibliography.
9. References to Online-Documents should follow the scientific style of Columbia University Press: Vgl. Walker, J. R./Taylor, T. (1998). *Basic CGOS Style. The Columbia Guide to Online Style*.
<http://www.columbia.edu/cu/cup/cgos/basic.html> (Mai 11th 2001)
10. All names (in the text or the reference) should appear in standard font (not italic or capital letter).
11. The paper should include an abstract indicating the central results of the article, additionally up to 5 key words should be mentioned.
12. Tables and charts should be transmitted separately. Please highlight the place the chart should be inset in the paper.
13. A short reference of the author should occur at the end of the paper (title, name, affiliation, research and teaching focuses, email, service postal address or private postal address).

Please consider the above points as possible at writing the text. You save yourself and us a lot of unnecessary corrective work and correspondence.

Thank you!

Vorschau auf die kommenden Hefte

- 2/2020
Qualitatives Methodenlernen
(Nicolle Pfaff/Anja Tervooren)
- 1/2021
Gesellschaftlicher Wandel/Entwicklung qualitativer Forschung in der Bildung
(Juliane Engel et al. – PostDoc Netzwerk)
- 2/2021
Digitalisierter Körper
(Aglaja Przyborski/Thomas Slunecko)
- 1/2022
Entwicklungen qualitativer Bildungsforschung in der Selbstkritik
(Juliane Engel et al.)
- 2/2022
Qualitative Gesundheitsforschung
(Heike Ohlbrecht)
- 1/2023
Unrechtserfahrungen und politische Traumatisierung
(Jörg Frommer)

3

konstruktiven Sozialforschung



Detlef Garz | Klaus Kraimer
Gerhard Riemann (Hrsg.)

Im Gespräch mit Ulrich Oevermann und Fritz Schütze

Einblicke in die biographischen Voraussetzungen, die Entstehungsgeschichte und die Gestalt rekonstruktiver Forschungsansätze

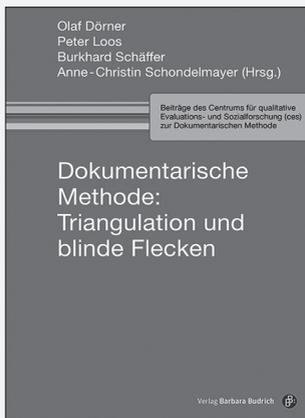
Studien zur rekonstruktiven Sozialforschung, Band 3

2019. 277 Seiten • Kart. • 42,00 € (D) • 43,20 € (A)

ISBN 978-3-8474-0656-3 • eISBN 978-3-8474-0241-1

Ulrich Oevermann und Fritz Schütze erzählen davon, wie sich ihre Arbeit als Soziologen – auch vor dem Hintergrund ihrer Lebensgeschichte – entfaltet hat und dabei spezifische Fragestellungen, Arbeitsweisen, thematische Linien und Forschungsmilieus entstanden sind. Auf diese Weise werden die komplexen Bedingungen für die Entstehung von zwei Ansätzen (der objektiven Hermeneutik und der soziolinguistisch basierten Analyse sozialer Prozesse) sichtbar, die in der rekonstruktiven Sozialforschung bedeutsam geworden sind. Auch die Offenheit und die Mühsal der damit verbundenen Suchbewegungen werden deutlich. Der Band trägt dazu bei, einer verkürzten und dekontextualisierten Rezeption dieser Ansätze und ihrer Reduktion auf bloßes Handwerkszeug in einer oftmals von stereotypen Abgrenzungen geprägten Forschungslandschaft entgegenzuwirken.

www.shop.budrich.de



Olaf Dörner
Peter Loos
Burkhard Schäffer
Anne-Christin Schondelmayer (Hrsg.)

Dokumentarische Methode: Triangulation und blinde Flecken

2019 • 154 Seiten • Kart. • 39,90 € (D) • 41,10 € (A)
ISBN 978-3-8474-2074-3 • eISBN 978-3-8474-1046-1

Der Band diskutiert in grundlagentheoretischer, methodologischer und methodischer Hinsicht Möglichkeiten und Grenzen der Dokumentarischen Methode. Triangulation ist dabei in doppelter Weise von Bedeutung: einmal als Forschungspraxis an sich und einmal als Möglichkeit der Identifikation blinder Flecken.



www.shop.budrich.de



Uwe Jensen | Sebastian Netscher |
Katrin Weller (Hrsg.)

2019 • 233 Seiten • Hc. • 39,90 € (D), 41,10 € (A)

ISBN 978-3-8474-2233-4 • eISBN 978-3-8474-1260-1

Forschungsdatenmanagement sozialwissenschaftlicher Umfragedaten

**Grundlagen und praktische Lösungen für den Umgang
mit quantitativen Forschungsdaten**

Die elf Beiträge des vorliegenden Sammelbandes behandeln Grundlagen und Lösungen zu unterschiedlichen Themen des Forschungsdatenmanagements, wie etwa zu Datentypen und Lebenszyklen von Daten, zur systematische Planung und Umsetzung des Forschungsdatenmanagements, zum Datenschutz und den aktuellen Rechtsnormen, zu Regeln der Datenorganisation und zu den Abläufen in der Datenaufbereitung, zum Data Sharing sowie zur Sekundäranalyse von Forschungsdaten.

Darauf aufbauend werden in weiteren Beiträgen die Anwendung von Metadaten sowie die Zitation von Forschungsdaten thematisiert. Aktuelle Herausforderungen beim Umgang mit ‚neuen‘ Datentypen werden abschließend anhand von Social-Media- und Geo-Daten beispielhaft erörtert. Die dabei vorgestellten Konzepte und Maßnahmen bieten ein wichtiges Handwerkszeug für Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler und ihre Forschungsprojekte.

www.shop.budrich.de



Ralf Bohnsack
Nora Friederike Hoffmann
Iris Nentwig-Gesemann (Hrsg.)

Typenbildung und Dokumentarische Methode

Forschungspraxis und methodologische Grundlagen

2018 • 395 Seiten • Kart. • 42,00 € (D) • 43,20 € (A)

ISBN 978-3-8474-2158-0 • eISBN 978-3-8474-1178-9

Die Bildung von (Ideal-)Typen stellt den zentralen Weg zur Generalisierung empirischer Ergebnisse im Bereich qualitativer bzw. rekonstruktiver Methoden dar. Im Rahmen der Dokumentarischen Methode ist dieser Weg vielfach erprobt und zunehmend elaboriert worden: in der Auswertung von Gesprächen bzw. Gruppendiskussionen, unterschiedlichen Arten von Interviews, Bildern, Videos und Filmen sowie auch in der Kombination, also der Triangulation, dieser Methoden miteinander. Die in diesem Band versammelten Beiträge geben Einblick in die Vielfalt der Typenbildung im Rahmen der Dokumentarischen Methode.

Aus dem Inhalt:

Berufliche Sozialisation und berufliche Praxis • Pädagogische Interaktion und pädagogisches Milieu • Schulische Bildungswege und -prozesse • Biografische Übergänge im gesellschaftlichen Kontext • Soziale Ungleichheit, Mobilität und Milieubindung • Gesellschaftliche Milieus, Identitäten und Szenen • Fremdverstehen als alltägliche und wissenschaftliche Herausforderung • Systemtheoretische Perspektiven

www.shop.budrich.de